Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persier, Türken, Russen und Amerikaner 2c.

als eine Fortsetzung

der alten

Rollinschen Geschichte.

Vom 12ten Bande aber an

von Herrn Richer

fortgesetzt.

Aus dem Französischen.

Ein und zwanzigster Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1776.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Geschichte der Amerikaner.

Fortsetzung

des siebenden Artikels.

Entdeckung und Eroberung von Mexiko durch die Spanier S. 1

Achter Artikel.

Regierung der Spanier zu Mexiko. 228

Siebendes Kapitel.

Nordamerikanische Inseln.

Erster Artikel.

Die Asorschen. = 237

Zweyter Artikel.

1. Die Insel Neufundland oder Terre=Neuve. = 242

Drit=

Dritter Artikel.

Die Bermudischen Inseln. S. 251

Vierter Artikel.

Die Lukayischen Inseln. = 265

Fünfter Artikel.

Die Antillen.

§. 1. Die Insel Cuba. = 278

§. 2. Die spanische Insel Hispaniola, oder St. Domingo. 287

§. 3. Europäische Nationen, welche die Insel St. Domingo bewohnen, wie sie sich derselben bemächtigt, und was für Veränderungen darauf vorgefallen. = 338

Geschich=

Geschichte der Amerikaner.

Fortsetzung des siebenden Artikels.

Entdeckung und Eroberung von Mexico durch die Spanier.

Die Spanier wurden in Cholula mit allen Zeichen der Freude und Freundschaft aufgenommen. Doch war ihre erste Sorge, sich in ihrem angewiesenen Quartier zu befestigen. Sie verbrachten daselbst einige Tage recht sehr ruhig: aber die Cholulaner hatten nicht lange genug die Geschicklichkeit, ihre Absichten zu verbergen. Die Lebensmittel, welche man den Spaniern lieferte, nahmen nach und nach ab; die Besuche der Caziken wurden immer weni-

Cortez kommt nach Cholula.

ger; sie bewiesen so gar eine Art Verachtung gegen die Spanier, denen sie begegneten. Alles kündigte geheime Verschwörungen gegen die Spanier an: aber Cortez argwohnte nur alles das, hinter die Wahrheit konnte er nicht kommen, was er auch sich für Mühe gab. Man kann sich leicht seine Verlegenheit vorstellen: er sah, daß man auf seinen Untergang dachte, und wußte doch nicht, wie er sich in Vertheidigungsstand setzen sollte, weil ihm verborgen war, wie man ihn angreifen würde. Er verdoppelte die Wachen, und ermunterte die Officiere zur Nachahmung seiner Thätigkeit und Wachsamkeit; und nahm endlich alle in diesen Umständen nöthige Vorsicht.

Unterdessen daß er sich mit solchen Sorgen quälte, rüsteten sich die Cholulaner zu seinem und seiner Gefährten Untergang. Der Tag war angesetzt: die Waffen ergriffen: aber das Glück wachte über die Erhaltung des Cortez und rettete ihn aus der ihm drohenden Gefahr mit einem derjenigen Mittel, welche, so einfach, als sie sind, doch allzeit glücklich ausschlagen. Eine alte Indianerinn von sehr vornehmer Geburt hatte eine genaue Freundschaft mit Marina errichtet. Sie besuchte sie eines Tags zeitiger, als gewöhnlich, nahm sie bey Seite, beklagte ihr Unglück,

daß

daß sie Sklavinn verhaßter Fremden, wie die Spanier, wäre, rieth ihr, sie zu verlassen, und bot ihr einen Zufluchtsort bey sich an. Marina, der die Unruhe des Cortez nicht verborgen war, an den sie die Banden der Liebe knüpften, muthmaßte, die Indianerinn müßte von den Verschwörungen unterrichtet seyn, welche die Cholulaner gegen die Spanier anzeddelten. Um also ihr das Geheimniß abzulocken, stellte sie sich, als ob sie in ihren Vorschlag völlig einwilligte, und nahm so gar Maßregeln zu ihrer Flucht. Die alte Indianerinn hielt alles für Aufrichtigkeit, und belehrte sie, der zum Untergang der Spanier bestimmte Tag sey nicht mehr weit entfernt: der Kaiser habe zwanzig tausend Mann geschickt, welche in die Stadt einzurücken bereit wären: man habe unter die Einwohner Waffen vertheilt, Steine auf den Altanen der Häuser gesammlet, und in den Straßen viele Graben gezogen, in deren Tiefe sehr spitzige Pfähle gepflanzt, die nur ganz leicht und mit weniger Erde bedeckt wären, um die Pferde hineinstürzen zu lassen; Montezuma wolle alle Spanier ausrotten, und habe nur einige aufzubewahren befohlen, um seine Neugierde, sie zu sehen, zu befriedigen, und seinen Göttern damit ein Opfer zu bringen: und um die Einwohner von Cholula aufzumuntern, habe er die Stadt mit einer goldnen Drommel beschenkt. Marina schien

sich über das zu vergnügen, was sie eben gehört hatte, und lobte die Klugheit, mit welcher man die große Unternehmung ausführte. Sie bat die alte Indianerinn, ihr einen Augenblick Zeit zu lassen, um alles, was sie kostbares hätte, wegzubringen; allein sie nutzte die Zeit damit, daß sie dem Cortez davon Nachricht gab. Man hielt so gleich die alte Indianerinn an, und sie gestand alles auf die ersten Bedrohungen, sie auf die Tortur zu bringen.

In eben diesem Augenblicke kamen zwey Tlaskalanschen Soldaten, welche sich als Bauer verkleidet hatten, in das spanische Quartier, und sagten dem Cortez, man habe aus ihrem Lager eine Menge Weiber und Möbeln kommen sehn, die die Cholulaner in die benachbarten Städte schickten, welches eine besondere Absicht anzuzeigen schien. Man erfuhr noch, daß man in einem benachbarten Tempel zehn Kinder von einem und dem andern Geschlechte geopfert habe, eine allen Barbaren gemeine Gewohnheit, wenn sie sich zum Kriege rüsten. Cortez wollte die Ueberzeugung bis zum höchsten Grad treiben, ließ drey der vornehmsten Opferer vor sich bringen, und befragte jeden besonders. Da sie merkten, daß ihnen ihre Untreu mit kleinen Umständen vorgerückt wurde, die sie für Geheimnisse hielten, so sahen sie den General für

einen

einen Gott an, der das Innerste ihrer Gedanken wüßte, wagten nicht, den geringsten Umstand zu leugnen, und schoben ihr Verbrechen auf den Montezuma, welcher den Plan dieser Verschwörung entworfen hätte. Cortez ließ sie genau bewachen, seine Officiere versammlen, und nahm mit ihnen den Entschluß, durch ein glänzendes Beyspiel seine Rache zu beweisen.

Er schickte auf der Stelle an die Caziken der Stadt, und ließ ihnen andeuten, daß er den kommenden Morgen abreisen wolle. Durch diese Nachricht nahm er ihnen die Zeit, größere Zurüstungen zu machen, und setzte sie in die Nothwendigkeit, *alle ihre* Maßregeln zu verändern, und verursachte ihnen eine Verlegenheit, aus der er Vortheil zu ziehen hofte. Er ließ zu gleicher Zeit von ihnen Lebensmittel und Menschen zur Fortbringung seines Gebäcks verlangen. Die Caziken der Stadt machten einige Schwierigkeiten in Ansehung der Lebensmittel, und der Arbeitsleute.

Den Tlaskalanern ward befohlen, die Nacht untern Waffen zu bleiben, und sich den Morgen drauf, den Mauren zu nähern, als wenn sie die Absicht hätten, der Armee zu folgen; aber sich bereit zu halten, in die Stadt zu rücken, und sich mit den Spaniern zu vereinigen, wenn sie das erste Feuern hörten: die Zempoalen bekamen auch ih-

ren Unterricht. Nach völliger Zurüstung ließ der General die mexikanischen Bothschafter kommen, und indem er sich stellte, ihnen ein Geheimniß zu offenbaren, von dem er sie wohl unterrichtet hielt, sagte er ihnen, er habe eine schreckliche Verschwörung entdeckt, welche die Gesetze der Gastfreyheit, das heilige Band des Friedens, und die Ehrfurcht verletzte, so die Cholulaner den Absichten des Kaisers schuldig wären; dahinter sey er durch seinen durchdringenden Verstand, und das Geständniß der vornehmsten Verschwornen gekommen; indem sie sich rechtfertigen wollen, hätten sie sich noch straffälliger gemacht, weil sie die Kühnheit gehabt, vorzugeben, sie handelten auf Befehl des Kaisers: allein ein so großer Fürst könnte eines so schrecklichen Entwurfs nicht verdächtig werden, und er wolle sie wegen des Schimpfs, den sie ihrem Herrn angethan, sehr hart bestrafen. Er setzte hinzu, er habe ihnen sein Vorhaben mitgetheilt, damit sie es wiederum dem Kaiser mittheilen könnten.

Die Bothschafter stellten sich, als wenn sie von der Verschwörung nichts wüßten; aber man bewachte sie sehr genau. Mit Anbruch des Tags sah man Lebensmittel und Kriegesleute ankommen, welche nur die Absicht zu haben schienen, die Spanier zu begleiten. Aber sie setzten sich vor, sie auf

das erst gegebene Zeichen anzugreifen. Cortez vertheilte sie an verschiedene Orte seines Quartiers, wo man ein wachsames Auge auf sie hatte. Alsdann setzte er sich zu Pferde mit den bravsten seiner Leute, ließ die Caziken rufen, und unterrichtete sie von seinem Entschlusse. Marina mußte ihnen sagen, daß die Verrätherey entdeckt sey, und die Spanier würden sie nun lehren, daß sie besser gethan haben würden, wenn sie Frieden gehalten hätten. Sie begaben sich plötzlich zurück, und gaben das Zeichen zur Schlacht. Man ließ Anfangs alle Cholulaner, welche in dem Lager waren, über die Klinge springen. Die Spanische Infanterie rückte aus gegen die Bürger, welche alle bewafnet waren, und sich mit den Mexikanischen Soldaten vereinigt hatten, die ihnen Montezuma zu Hülfe geschickt. Der Streit erhub sich auf einem großen mit vielen Tempeln umgebenen Platze. Die Cholulaner und Mexikanischen Soldaten widerstunden mit einem Heldenmuthe: aber die Tlaskalaner, welchen man den Befehl zu marschiren gegeben, griffen sie von hinten an und machten ein erschreckliches Gemetzel unter ihnen. Wie nun die Cholulaner und Mexikaner sich von allen Seiten angegriffen sahen, so stunden sie von ihrem Vorsatz ab, und retteten sich in die Tempel. Cortez ließ darinn Feuer anlegen, und eine Menge dieser Unglücklichen kam in den Flammen

um. Die Tlaskalaner nutzten diese Umstände, um sich an den Cholulanern zu rächen, welche ihre natürlichen Feinde waren, und verheerten alles mit Schwerd und Feuer. Nachdem Cortez in sein Quartier zurückgekommen, ließ er die Gefangenen frey machen, und bezeugte ihnen, wie sehr er bedaure, daß er in der Nothwendigkeit gewesen wäre, die Einwohner der Stadt so strenge zu bestrafen. Alsdann sagte er, seine Gerechtigkeit sey begnügt, sein Zorn gestillt, und bewilligte einen allgemeinen Pardon, welcher mit vielem Aufsehn bekannt gemacht wurde. Die Flüchtlinge kamen in die Stadt zurück, und die vollkommenste Ruhe folgte auf den schrecklichsten Aufruhr.

Den folgenden Tag kam Xicotencatl mit zwanzig tausend Mann, welche die Republik Tlaskala den Spaniern auf die erste Nachricht von der Verschwörung wider ihn zu Hülfe schickte. Cortez dankte ihm, und bat ihn, seine Armee wieder in sein Land zurückzuführen, weil er dem Montezuma, sagte er, kein Mißtrauen erregen möchte, wenn er in seine Staaten mit einer so großen Armee rückte. Er hatte die Klugheit, ihn vor seinem Abmarsche mit den Cholulanern Friede machen zu lassen.

Montezuma erfuhr, was zu Cholula geschehen, und schickte daher an den Cortez zwey Botschafter, die ihm sein Mißtrauen gegen

gegen ihn zu benehmen suchen sollten. Sie trieben die Vorstellung so weit, daß sie sogar dem Cortez im Namen ihres Herrn für seine Abstrafung der Cholulaner dankten, und behandelten als Ungetreue das unglückliche Volk, welches nur die Befehle ihres Herrn vollzogen; allein in der Folge zeigte es sich, daß es nur ein Kunstgriff war, um die Spanier zu vermögen, daß sie auf ihrem Marsche nicht auf ihrer Hut wären, und sie auf den Hinterhalt gerathen zu lassen, der ihnen schon gelegt war.

Vierzehn Tage nach der Eroberung von Cholula setzte er sich in Marsch. Auf demselben fand er einen über den Montezuma mißvergnügten Caziken, der ihn benachrichtigte, daß die Spanier unten an den Gebürgen mit einiger Gefahr bedrohet würden; daß die Mexikaner mit Steinen und Bäumen den Weg nach der Provinz Chalco versperrt, und eine andere Straße dahin eben gemacht hätten. Nachdem die Spanier an dem vom Caziken bezeichneten Orte angelangt waren, so fanden sie auch in der That die beyden Wege, die er ihnen angezeigt. Cortez fragte die mexikanischen Bothschafter, welche ihm zur Seite waren, in welcher Absicht man die Veränderung mit den beyden Wegen vorgenommen. Sie antworteten ihm, um ihm die Reise zu erleichtern, hätten sie ihm den beschwerlichsten

Die von den Spaniern vermiedene Gefahr.

Weg eben machen lassen. Ihr versteht euch nicht auf meine Kriegsgefährten, antwortete er ihnen. Den Weg, welchen ihr versperret, wollen sie eben aus der einzigen Ursache marschiren, weil er beschwerlich ist. Er befahl darauf sogleich den alliirten Indianern voraus zu ziehn und den Weg zu räumen. Die Bothschafter schrieben seine Wahl einer Art von göttlicher Weissagung zu. Es war gewiß, daß der von den Mexicanern eben gemachte Weg auf Abgründe führte; daß Montezuma eine beträchtliche Armee abgeschickt, welche auf die Spanier losgehn sollte, so bald sie darinn wären. Als diese Armee aber ihren Entwurf entdeckt sahe, so dachte sie nur auf den Zurückzug, als wenn sie überwunden und von den siegreichen Truppen verfolgt würde; und die Spanier setzten ihren Marsch fort.

Ueber den unglücklichen Ausgang seiner Kunstgriffe wurde Montezuma so bestürzt, daß er nicht einmal seine Macht zu gebrauchen bedacht war; sondern die Götter um Rath fragte, und Menschenblut auf ihren Altären rinnen ließ. Dieses Hülfsmittel stillte nicht nur nicht seine Unruhe, sondern vermehrte sie noch dazu. Er ließ alle Zauberer aufsuchen und gab ihnen Befehl, den Spaniern entgegen zu gehn, um sie in die Flucht zu treiben, oder sie mit ihren Bezauberungen einzuschläfern.

Unter=

Unterdessen setzten die Spanier ihren Marsch fort. In einer ziemlichen Entfernung von Merico kam ihnen Cacutmazin, ein Neffe des Montezuma, mit einem beträchtlichen Gefolge entgegen. Es war ein junger Mann von ungefehr fünf und zwanzig Jahren, und angenehmer Gestalt. Cortez empfieng ihn mit allem Pompe, den er in diesen Umständen für nöthig hielt. Der Indianer wendete alle mögliche Beredsamkeit an, um die Spanier an der Fortsetzung ihres Marsches zu verhindern; aber Cortez blieb stets bey seinem einmal genommenen Entschlusse, den Kaiser von Meriko zu sehn. Der junge Prinz begleitete ihn bis in die Stadt Tezeuco, wovon er Cazike war. Diese Stadt übertraf an Schönheit fast die Hauptstadt; sie lag an dem Ufer eines großen Sees zu Anfange des Hauptdamms, welcher nach Meriko führt. Als sie aus dieser Stadt rückten, stiessen sie auf einen kleinen Flecken von ungefehr zwey tausend Häusern: der Stadthalter daselbst kam dem Cortez entgegen, und nöthigte ihn, die Nacht in seiner Herrschaft zuzubringen. Dieser Fürst vertraute ihm seinen Kummer und seine Begierde, das unerträgliche Joch des Montezuma abzuwerfen. Er eröfnete ihm, daß Montezuma über die Wunder, welche man ihm von den Fremden erzählt, erschrocken und geneigter sey, die Unterwerfung anzunehmen, als sich

sich den Wuth seines Stolzes zu überlassen. Diese Nachricht machte dem Cortez um desto mehr Vergnügen, jemehr sie die Furcht verminderte, welche die Macht des mexikanischen Kaisers seinen Soldaten verursachen könnte.

Cortez rückt in die Hauptstadt von Mexiko.

Den Morgen drauf mit Anbruch des Tags ließ Cortez seine Armee in Schlachtordnung abmarschiren: sie bestund aus vier hundert und funfzig Spaniern, ohne die Officiere und sechs tausend alliirte Indianer zu rechnen. Gegen Abend kam er an die Thore von Rztacpalapa, eine Stadt, die von der Hauptstadt nur zwey Meilen liegt, und blieb daselbst die Nacht. Den Morgen drauf setzte er sich mit Anbruch des Tages in Marsch. Nicht weit von der Stadt kam ihm eine große Anzahl Edelleute und Stadtbediente entgegen. Jeder gieng nach der Reihe vor der Armee vorbey, bezeigte ihm seine Ehrfurcht und gieng vor ihr her nach der Stadt. So bald sie über die Aufzugbrücke gekommen, stellten sie sich in zwey Reihen, um den Spaniern einen freyen Einzug zu machen, welche über die Schönheit der Gebäude erstaunten, die nach Einem Modell gebaut waren und sehr schöne Straßen machten. Alle Erker und Altane waren mit einer unglaublichen Menge Einwohner erfüllt, die die Neugierde trieb, solche furchtbare Fremde zu sehen.

Aber

Aber nicht ein Mensch befand sich auf der großen Straße, durch die die Spanier gehen sollten; man ließ sie, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, leer, welcher selbst den Spaniern mit den Großen seines Hofs entgegen gehen wollte, um die Ankunft der Ersten durch eine Höflichkeit ohne Beyspiel zu beehren.

Man wurde bald in der großen Straße den ersten Haufen gewahr, welcher die Begleitung des Kaisers ausmachte; er bestund aus zwey hundert Kaiserlichen Haußbedienten, alle in Uniform mit großen Federbüschen von nehmlicher Gestalt und Farbe. Sie giengen zwey und zwey baarfuß und mit niedergeschlagenen Augen. Als sie vor der spanischen Armee kamen, stellten sie sich längst den Mauern, um in der Entfernung einen noch größern und reicher gekleideten Haufen sehn zu lassen, in deren Mitte Montezuma auf den Schultern seiner Günstlinge in einer Art von goldner Sänfte getragen wurde, deren Glanz durch eine wunderbare Menge schöner Blumen schien. Viere der vornehmsten Herren giengen um ihn herum, und hielten über sein Haupt einen Himmel von grünen Blumen, die mit so vieler Kunst gewürket waren, daß sie eine Art von silbergewürkten Gewande machten. Drey der vornehmsten obrigkeitlichen Personen giengen voran, und jede hatte ein gold-

Montezuma kommt ihm entgegen.

goldnes Stäbchen, welches sie von Zeit zu Zeit erhuben, zum Beweiß, daß der Kaiser sich nahe. Auf dieses Zeichen warf sich alles Volk, wovon die Häußer angefüllt waren, zur Erde und neigte das Haupt. Cortez stieg vom Pferde, als Montezuma noch etwas entfernt war, und zu gleicher Zeit den Fuß auf die Erde setzte. In der Zwischenzeit breiteten so gleich die Indianer von seinem Gefolge Teppiche aus.

Alter, Gestalt und Kleidung des Montezuma.

Solis B. 3. K. 10.

Der Kaiser näherte sich mit großem Ernste, indem er seine Hände auf die Schulter seiner Neffen legte. Er schien ungefehr vierzig Jahr zu seyn: war von mittler Größe, eher schmächtig, als untersetzt; hatte eine Adlernase, sehr lebhafte Augen, und eine nicht so schwarzbraune Gesichtsfarbe als die gemeinen Indianer. Sein Haar hieng ihm bis unter die Ohren. Seine ganze Person hatte ein majestätisches Ansehen, in welchem man doch etwas sittsames bemerkte. Sein Putz war ein bloßer Mantel von sehr feinen Kattun, blos übern Schultern zusammen gebunden, und so lang, daß er ihm den größten Theil des Leibs bedeckte, und mit goldnen Franzen eingefaßt, die bis an die Erde giengen. Die Kleinodien von Gold, die Perlen und kostbaren Steine, womit er bedeckt war, verdienten eher den Namen von Ueberladung als Auszierung. Seine Krone war eine Art von gold=

goldnen Bischofshut, welche vorne spitzig zugieng: von der andern Seite aber weniger spitzig war, und sich hinten am Kopfe zurückbog. Seine Schue waren von lauter Gold. Riemen, welche durch Schnallen von dem nehmlichen Metall zusammen gebunden waren, und krum herum bis an das Bein giengen, ahmten gar sehr den alten Halbstiefeln der Römer nach.

Cortez näherte sich auch, aber mit größern Schritten, und machte eine tiefe Verbeugung gegen den Monarchen von Meriko, welcher sie erwiederte, indem er die Hand bis an die Erde beugte und hernach bis an seine Lippen brachte. Diese Höflichkeit, welche die Merikaner noch nie von ihren Kaisern ausüben gesehn, schien an Montezuma um desto erstaunender, weil er kaum seine Götter mit einem Kopfnicken begrüßte, und sein Hauptfehler der Stolz war. Diese erwiesene Ehrfurcht gegen den Cortez erweckte die größte Idee von ihm. Cortez trug an seinen Waffen eine emailne Kette mit falschen Steinen, welche aber fast so sehr schimmern als Diamante; und hieng sie dem Kaiser um. Die beyden Fürsten, welche um Seine Majestät waren, wurden über diese Freyheit beleidigt; allein Montezuma tadelte sie, und schien mit dem Geschenke so zufrieden, daß er es einige Zeit mit Verwunderung betrachtete. Er ließ

auf

auf der Stelle ein Halsband holen, welches für das reichste Stück seines Schatzes gehalten wurde, und hieng es dem Cortez um. Es war aus einer großen Menge sehr feiner, und in diesem Lande sehr kostbaren Muscheln zusammengesetzt. An jeder derselben hiengen vier goldene Krebse. Das Erstaunen der Mexikaner stieg noch mehr, als sie diese neue Gunstbezeigung merkten. Bey dieser ersten Unterredung waren die Komplimente sehr kurz. Montezuma gab einem seiner Neffen Ordre, den Cortez nach seiner ihm bestimmten Wohnung zu führen, setzte sich in seine Sänfte, und begab sich mit dem nehmlichen Pomp zurück. Alle Schriftsteller stimmen darinn mit einander ein, daß Cortez seinen Einzug in die Hauptstadt von Mexiko den achten November 1519. hielt.

Das Gebäude, welches man für die Spanier zubereitet, gliech an Größe dem ersten der Kaiserlichen Palläste. Die Mauren waren so dick und feste, als an einer Festung. Die erste Sorge des Cortez war, daß er selber alle Theile davon in Augenschein nahm, um seine Wache und sein Geschütze daselbst gehörig anzubringen. In den für die Officiere bestimmten Sälen war die Austapezierung von Kattun, aber von geringerm Werthe, als in den Zimmer des Cortez; die Stühle von Holz, und aus dem

dem Ganzen, doch durch den Fleiß der Arbeiter ziemlich mannichfach. Die Betten bestunden nur aus einer ausgebreiteten und einer zusammengerollten Decke, die statt des Kopfküssen diente; und waren mit sehr feinen Vorhängen umgeben, die in Gestalt eines Zelts aufgehangen waren. Die Fürsten des Landes selbst hatten keine weichere Betten; denn man kannte da noch nicht die Weichlichkeit.

Den Abend eben dieses Tags begab sich Montezuma in das Quartier der Spanier. Cortez gieng ihm entgegen, und führte ihn in seine Zimmer. Man rufte die Marina, um Dolmetscher zu seyn. Montezuma nahm das Wort, und hielt beynahe folgende Rede an Cortez: „Großer „und tapferer Krieger, ehe ich die Gesandschaft des großen Fürsten, der dich gesendet, vernehmen kann, ist es nöthig, daß „wir uns von dem unterhalten, was der „Ruf von dir und mir ausgebreitet, und „daß wir einander zusagen, diese eitelen „Nachreden zu verachten, welche üble Laune oder Schmeicheley eingegeben. Man „wird dir ohne Zweifel an einigen Orten „gesagt haben, daß ich ein unsterblicher „Gott bin; an andern wiederum, daß sich „das Glück erschöpft hat, mich zu bereichern; daß die Mauren und Dächer meines Pallastes von Gold sind, und daß die „Er-

Solis B. 3. K. 11. Herrera Dec. 2. B. 1. K. 6;

„Erde selbst unter der Last meiner Reich-
„thümer seufzet. An andern endlich wird
„man dich haben überreden wollen, daß
„ich ein grausamer und stolzer Tyrann bin,
„der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ver-
„abscheut. Aber die Wahrheit ist, daß
„dich die einen so wohl als die andern durch
„ihre Uebertreibung gleich betrogen haben.
„Dieser Theil meines Körpers, setzte er hin-
„zu, indem er seinen Arm entblößte, be-
„weiset, daß ich von Fleisch und Bein und ein
„Sterblicher, wie andre Menschen bin,
„aber edler und mächtiger, als sie. Ich
„habe Reichthümer, ich gesteh es: aber die
„Einbildung meiner Unterthanen vergrös-
„sert sie sehr. Der Pallast, den du be-
„wohnst, ist nur von Stein und Kalk, und
„hat keinen andern Werth, als den ihm die
„Arbeit giebt. Daraus kannst du urthei-
„len, wie sehr man dich betrogen, wenn
„man dir von meiner Tyranney vorgere-
„det hat. Verschieb dein Urtheil, höre,
„und du wirst sehen, ob rebellische Unter-
„thanen sich mit Recht über meine Züchti-
„gung zu beklagen haben, oder ob sie sie
„nicht verdienen. Mit eben solchen Ueber-
„treibungen hat man mir Eure Thaten
„hinterbracht: einige haben mich versichert,
„daß Ihr Götter wäret, daß euch die wil-
„desten Thiere gehorchten, daß ihr den
„Donner in euren Händen hättet, und den
„Elementen gebietetet: andere haben mich

„über-

„überreden wollen, ihr wäret gottlos, auf-
„fahrend, stolz, die Laster beherrschten euch,
„und hättet einen unersättlichen Durst nach
„Golde. Allein ich sehe doch, ihr seyd
„Menschen von eben der Natur, wie wir,
„ob gleich ein Unterschied ist, den man aber
„ohne Zweifel nur der Verschiedenheit des
„Klima zuschreiben muß. Die Thiere,
„welche euch gehorchen, scheinen mir nur
„eine Art großer Hirsche zu seyn, die et-
„was gelehriger sind, als die unserigen, und
„welche ihr zahm gemacht habt. Ich be-
„merke auch, daß diese Waffen, welche
„dem Donner gleichen, Röhren von einem
„Metalle sind, das bey uns nicht bekannt
„ist, deren Wirkung aber, etwa ungefehr
„wie bey unsern Blasröhren, von der ge-
„drückten Luft kömmt, die heraus zu drin-
„gen sucht, und ungestüm alles, was ih-
„rem Wege entgegen steht, forttreibet.
„Das Feuer, welches diese Röhren mit
„einem erschrecklichen Gepraßle heraus-
„stoßen, ist höchstens ein Geheimniß der
„Kunst euer Weisen. Wie man mir ge-
„sagt, habt Ihr auch Religion, Güte, er-
„tragt die Strapazen standhaft, und die
„Freygebigkeit, die in allen euren Thaten
„hervorleuchtet, stimmt gar nicht mit dem
„Geitze, dessen man euch beschuldigt. Wir
„müssen also die falschen Eindrücke, die
„man uns von einander hat beybringen
„wollen, vergessen. Man weiß wohl hier

„zu Lande, daß der große Fürst, welchem „ihr gehorcht, von dem Quezalcoal ab„stammt, dem Herrn der sieben Höhlen „der Navatlaquen, und rechtmäßigen Kö„nig der sieben Nationen, welche das me„xikanische Reich gestiftet. Wir haben „aus unsern Jahrbüchern, daß er aus dem „Lande gegangen, um andere Länder ge„gen Morgen zu erobern; und daß er ver„sprochen, seine Nachkommen würden in „der Folge wiederkommen und unsere Ge„setze verbessern und unsere Regierung durch „Regeln der Vernunft reformiren. Die „Kennzeichen, die ihr an euch habt, haben „viele Beziehung mit diesem Versprechen, „und der Fürst der euch aus dem Orient „sendet, beweiset durch eure Verrichtungen „die Größe seines edlen Ahnherrn; und aus „diesen Bewegungsgründen sind wir ver„bunden, ihm alle unsere Macht zu wei„hen, die wir haben. Du kannst meine „außerordentliche Sanftmuth seinem be„rühmten Ursprung zuschreiben, und alles „von mir verlangen, was du bedürfen „wirst.“ Wenn Montezuma eine solche Rede an den Cortez gehalten, wie alle Schriftsteller dieser Zeit es sagen, so hatte dieser Monarch nichts barbarisches, als die Vorurtheile seiner Nation.

Cortez verband mit der natürlichen Gabe der Beredsamkeit eine Stärke des

Genies,

Genies, wodurch er selbst aus den Täuschungen und selbst aus der Politik des mexikanischen Kaisers Vortheil zog. Er gab ihm diese Antwort: „Gnädigster Fürst, „wir müssen Dir vor allen Dingen für die „besonders große Güte danken, mit welcher Du unsere Gesandschaft aufnimst, „und für die Aufmerksamkeit, womit Du „deinen Einsichten Gehör giebst, um den „Argwohn der Meynung zu verachten: „ich erkühne mich auch, dich zu versichern, „daß wir uns allzeit davor gehütet haben, „was deinem durchlauchten Ruhme nachtheilig seyn könnte. Zwar hat man uns „auf eine sehr verschiedne Art von deiner „Person in den verschiednen Ländern Deiner Herrschaft unterhalten. Einige setzten dich unter den Rang der Gottheiten, „andere schwärzten dich bis auf die geringste That an. Dieses Gerede haben wir „auch in der That für übertrieben gehalten. „Die Stimme der Menschen, welche das „Werkzeug der Fama ist, führt oft den „Stempel ihrer Leidenschaften, und diese „nehmen nie die Sachen, wie sie sind. „Die Spanier haben eine durchdringende „Einsicht, und wissen die Sprache der Leidenschaft von der Sprache des Herzens „sehr zu unterscheiden. Wir messen weder „den Reden deiner rebellischen Unterthanen „noch deiner Schmeichler Glauben bey. „Wir erscheinen vor dir in der Ueberzeu-

„gung, daß du ein großer Monarch, ein
„Freund der Gerechtigkeit und der Ver=
„nunft bist, und brauchen nicht den Bey=
„stand der Sinne, um zu wissen, daß du
„sterblich bist. Wir sind auch von glei=
„cher Beschaffenheit, ob gleich ohne Ver=
„gleichung tapferer, als deine Unterthanen,
„und von Fähigkeit und Seelenstärke weit
„über die ihrigen, weil wir unter einem Klima
„gebohren sind, dessen Einfluß mehr Tu=
„genden gewährt. Die Thiere, welche
„uns gehorchen, gleichen gar nicht euern
„Hirschen; sie haben vielmehr Adel und
„Stolz. Sie sind zwar unter dem mensch=
„lichen Geschlechte, aber sie haben eine Nei=
„gung zum Kriege mit einer Art von Ehr=
„geiz, daß sie nach dem Ruhme ihrer Her=
„ren streben. Das Feuer, welches aus
„unsern Waffen geht, ist eine natürliche
„Würkung unsers Fleißes, und zu deren
„Hervorbringung gar nichts von denen
„Kenntnissen kömmt, von welchen eure
„Zaubrer Profeßion machen; eine abscheu=
„liche Wissenschaft unter uns, die eine
„größere Verachtung als die Unwissenheit
„selbst verdient. Ich habe es für meine
„Schuldigkeit gehalten, mit diesen Erklä=
„rungen anzufangen, ehe ich auf die uns
„gegebene Nachricht antworten kann. Nun
„aber muß ich, Durchlauchtigster, mit al=
„ler, deiner Majestät schuldigen Ehrfurcht
„sagen: ich komme zu Dir in der Würde
„eines

„eines Gesandten des mächtigsten und glor-
„reichsten Monarchen, welchen die Son-
„ne an den Orten erleuchtet, wo dieser
„Stern seinen Ursprung hat. Ich habe
„Befehl, dir in seinem Namen zu eröfnen,
„daß er dein Freund und Bundesgenosse
„zu seyn wünscht, ohne sich auf die von dir
„erwehnten alten Rechte zu stützen, und
„ohne eine andere Absicht, als unter bey-
„den Reichen einen Handel zu errichten,
„und durch diesen Weg das Vergnügen
„zu haben, dich aus deinen Irrthümern zu
„reißen. Ob er gleich nach deinen Jahr-
„büchern auf eine viel reellere Erkenntlich-
„keit in den Landen deiner Herrschaft An-
„spruch machen könnte, so will er doch nur
„sein Ansehn gebrauchen, um dein Ver-
„trauen in einem Hauptpunkte zu gewin-
„nen, dessen ganzer Vortheil sich auf dich
„bezieht. Er will dich belehren, dich Durch-
„lauchtigsten und Euch, edle Mexikaner,
„die ihr mich hört, daß ihr in einem schreck-
„lichen Mißbrauche eurer natürlichen Kennt-
„nisse lebt; indem ihr empfindlose Bilder,
„Werke eurer eignen Hände, anbetet;
„und daß nur ein einziger Gott ist ohne
„Anfang und Ende, der selbst der ewige
„Anfang alles dessen, was existirt, ist. Er
„hat durch seine unendliche Macht die
„Welt aus nichts hervorgebracht, er hat
„die Sonne erschaffen, die uns erleuchtet,
„diese Erde, die uns Nahrung giebt; er

„hat einen ersten Menschen erschaffen, von „dem wir abstammen, mit gleicher Verbindlichkeit unsere erste Ursache zu erkennen und anzubeten. Es ist diese erste Verbindlichkeit euren Seelen eingeprägt, und „ihr empfindet sie, weil ihr die Unsterblichkeit erkennt: aber ihr verunehrt sie, und „sucht sie zu vernichten, indem ihr unreine „Geister anbetet, die Gott auch ihr Daseyn zu verdanken haben; allein die durch „ihre Undankbarkeit und Empörung gegen „ihren Urheber verdient haben, in das unterirdische Feuer gestürzt zu werden, wovon eure Feuerberge nur eine unvollkommne Vorstellung sind. Die Bosheit und „der Neid, welcher sie zu Feinden des „menschlichen Geschlechts macht, treiben „sie stets Euer Verderben zu suchen, indem „sie sich unter der Gestalt eurer abscheulichen „Götzen von euch anbeten lassen. Ihre „Stimme hört ihr zuweilen in der Antwort „eurer Orakel: aber es ist hier nicht der „Ort von den Geheimnissen einer so erhabenen Lehre zu handeln. Eben dieser Monarch, welchen ich vorzustellen die Ehre „habe, und in welchem ihr eine so alte „Obermacht erkennet, ermahnet euch Kraft „meines Amts, mich über diesen Punkt „nur ohne vorgefaßte Meynung zu hören. „Es ist das Erste, was er von euch wünschet. Es ist die vornehmste Ursache meiner Gesandschaft, und das mächtigste

„Mittel,

„Mittel, einen festen Bund unter beyden „Reichen auf dem unerschütterlichen Grund „der Religion zu errichten, welche keine Ver„schiedenheit in den Gesinnungen verstattet, „und die Seelen durch die Banden Eines „Willens vereinigen wird."

Diese Rede hatte zwey Gegenstände, erstlich seiner Gesandschaft Ansehn zu geben, zweytens den ersten Grund des Christenthums in diesem Lande zu legen. Es glückte ihm, wie es schien, in dem ersten; aber der Kaiser war sehr unzufrieden, daß er seine Götter so mißhandle, und hatte kaum Geduld genug, ihn anzuhören. Er stand mit vielem Stolze auf und erklärte, er nähme mit großer Erkenntlichkeit das Anerbieten der Freundschaft eines vom Quelzalcoal abstammenden großen Fürsten an; allein er glaube, alle Götter wären gut; der Spanier ihrer könnte so seyn, als er ihn vorstelle, ohne den seinigen Unrecht zu thun. Alsdann nöthigte er den Cortez, sich zur Ruhe zu begeben und den Pallast als sein eigen anzusehen. Er ließ auch reiche Geschenke bringen, gab ihm davon die kostbarsten; theilte die übrigen unter die Officiere, und begab sich so dann weg.

Den Morgen drauf hielt Cortez um die Audienz im kaiserlichen Pallaste an, und erhielt sie auch. Er schmückte sich mit seinen schönsten Kleidern, und seinen Waffen,

die er für einen militärischen Putz ausgab. Sein Gefolge bestund nur aus sechs seiner bravsten Soldaten und vier Officieren, unter welchen Diaz war, der sorgfältig alles zusammengebracht hat, was unter seinen Augen geschah, um eine Geschichte daraus zu verfertigen. Aus seinen Nachrichten hat Solis uns die Geschichte der Eroberung von Mexiko geliefert. Die Straßen waren mit einer Menge Volks erfüllt, welches man unter andern Zurufungen auch das Wort Teules schreyen hörte, das in ihrer Sprache Götter oder vom Himmel herabgestiegene Menschen bedeutet. Die Spanier entdeckten in großer Entfernung den Pallast des Montezuma, und waren über dessen Pracht ganz erstaunt. Das Innere entsprach der äußern Güte, so wohl in der Eintheilung, als der Ausmöblirung.

Sie wurden in die Zimmer des Montezuma mit einem Stillschweigen geführt, welches das Ansehn der Größe, die sie um sich sahen, vermehrte. Der Kaiser stand und war mit allen Kennzeichen der obersten Herrschaft angethan. Er gieng dem Generale einige Schritte entgegen, und legte ihm die Hände auf die Schultern, als sich dieser bückte, um ihn zu grüssen, und warf so dann auf das spanische Gefolge einen gnädigen Blick und setzte sich. Auf seinen Befehl gab man dem Cortez und allen seinen

nen Leuten Stühle. Montezuma that verschiedene Fragen, betreffend die Geschichte, die Produkte und Gebräuche der morgenländischen Länder, und kam auf die Hochachtung zurück, die die Mexikaner den Abkömmlingen ihres ersten Königs schuldig wären. Er wünschte sich Glück, unter seiner Regierung eine Prophezeihung erfüllt zu sehen, die sich seit so viel Jahrhunderten erhalten hätte. Cortez lenkte das Gespräch auf die Religion, erhob die christliche Moral, ereiferte sich gar heftig über die menschlichen Opfer, und über die barbarische Gewohnheit, das Fleisch dieser Schlachtopfer zu essen. Diese Unterredung machte einen so großen Eindruck auf den Geist des Montezuma, daß auf seine Tafel die Gerichte von Menschenfleisch nicht mehr gebracht wurden: aber in Ansehung des Artikels der Opfer gab er sich gar nicht, und behauptete, es sey keine Grausamkeit, an Altären Kriegsgefangene zu tödten, die schon so zum Tode verdammt wären. Cortez konnte ihm gar nicht begreiflich machen, daß man unter dem Namen Brüder auch seine Feinde rechnen müsse. Der Kaiser gestand, die christliche Religion habe einige Vortheile über die mexikanische: aber er setzte hinzu, seine Götter wären zu Mexiko gut, so wie der Gott der Christen es an den Orten wäre, wo er angebetet würde.

Einige Tage darauf zeigte er den Spaniern die Größe und Pracht seines Hofes, und wollte sie, ohne Zweifel aus Eitelkeit, den größten seiner Tempel sehen lassen. Er bat sie, unterdessen beym Eingange ein wenig zu verziehn, und gieng, die Opferer zu fragen, ob er vor den Göttern Fremde, die sie nicht anbeteten, erscheinen lassen könnte. Die Antwort war, es sey erlaubt, wenn sie nur nichts Beleidigendes begiengen. Zwey bis drey der ältesten Opferer kamen heraus, und brachten dem Cortez diese Antwort. So gleich wurden auch alle Thoren dieses großen und prächtigen Gebäudes aufgethan, und Montezuma selbst erklärte den Spaniern davon das Heiligste und Geheimnißvolleste. Einige konnten sich des Lachens nicht enthalten, er aber stellte sich, als wenn er es nicht merkte; sondern wendete sich mit einem vielbedeutenden Blicke zu ihnen, und that mit seinen Minen ihrer Uebereilung Einhalt. Beym Herausgehn blieb er unter dem Säulengange stehn, und sagte ihnen, sie könnten sich wieder zurück in ihr Quartier begeben; er wolle unterdessen gehn und die Götter wegen seiner allzugroßen Nachsicht gegen sie um Vergebung bitten.

Die Mannszucht, welche Cortez bey seinen Truppen beobachtete, entsprach dem Begriffe, den er von seiner Religion und

den Bewegungsgründen seiner Gesandschaft gegeben, und er sah mit Vergnügen, die Hochachtung der Mexikaner vor dem spanischen Namen wachsen, und den Kaiser von seinen Vorurtheilen zurückkommen. Dieser stattete ihm häufige Besuche ab, bewunderte alles, was von Spanien kam, und setzte seinen Geschenken keine Grenzen. Die Adlichen suchten nach seinem Beyspiele die Freundschaft ihrer Gäste, und das Volk beugte seine Knie vor dem geringsten spanischen Soldaten. Die Wohnungen der Fremden wurden, wie Tempel, heilig gehalten, und die Armee lebte da in größtem Ueberfluße. Kurz, Cortez sah seine Hofnungen tagtäglich wachsen, und glaubte, in diesem Lande eine dauerhafte Niederlassung zu errichten, die seiner Nation große Vortheile verschaffen, und ihm selbst viel Ehre machen würde: aber seine Freude wurde durch einen Brief von dem Rathe zu Vera-Cruz sehr gestört.

Traurige Nachricht, welche er von Vera-Cruz erhält.

Aus diesem Briefe ersah er, daß ein General des Montezuma eine zahlreiche Armee aufgebracht, um alle Bundesgenossen der Spanier zu züchtigen; daß Descalante, Commendant dieser neuen Kolonie, alles Mögliche gethan, um den Frieden wieder herzustellen, und daß alle Antworten des mexikanischen Generals Beleidigungen enthielten; daß der spanische Commendant

mendant sich an die Spitze eines Trupps von Gebirgleuten und vierzig Spaniern mit zwey Kanonen begeben; daß nach einem schrecklichen Treffen die Spanier einen vollkommenen Sieg davon getragen; aber ihnen das Leben ihres Commendanten und sieben ihrer bravsten Soldaten gekostet, unter welchen sich Arguello von außerordentlicher Größe und Stärke befunden, dessen Leichnam durch die Ueberwundenen weggebracht worden wäre.

Cortez versammlete auf diese Nachricht so gleich seine Officiere, um zu berathschlagen, was für ein Schluß in einer so großen Verlegenheit zu nehmen sey, und ließ jeden in sein Zimmer gehn, um über den Rath, den sie ihm geben könnten, reifer nachzudenken. Er verfügte sich auch in das seinige, und, als er sich von seiner Unruhe erholt, ließ er die Indianer kommen, welche ihm am meisten zugethan schienen, fragte sie, ob sie nichts außerordentliches in der Aufführung der Mexikaner bemerket, und ob sie dächten, daß sich die Spanier in der Achtung dieser Nation behaupten würden. Sie antworteten, das Volk sänne nur auf ihre Belustigung während der Feste, die um der Fremden willen angestellt wären, und schien sie aufrichtig zu verehren, weil sie vom Kaiser geehrt würden: aber die Vornehmen wären geheimnißvoll

Solis ebend.

nißvoll und nachdenklich geworden, und hielten geheime Unterredungen, deren Grund, wie man leicht sehen könnte, verschwiegen gehalten würde. Zwey bis drey von eben diesen Indianern hatten erfahren, daß man den Kopf eines Spaniers dem Montezuma gebracht, welcher die Dicke und Stolzheit desselben, als welches ohne alles Widerreden dem Arguelloschen zukam, bewundert, und ihn sorgfältig zu verbergen befohlen.

Durch diese Nachricht wußte Cortez, was er zu befürchten hätte. Er rief die Officiere und diejenigen Soldaten zu sich, deren Klugheit er kannte; theilte ihnen dasjenige mit, was er von den Indianern erfahren, sagte, der Kopf des Arguello bewiese, der Kaiser sey von der Aufführung seines Generals unterrichtet, und sein Stillschweigen zeige an, in seinen Absichten kein Vertrauen zu setzen. Er schloß damit, man müsse etwas Kühnes unternehmen, um einen lebhaften Eindruck auf die Mexikaner zu machen, und ihnen eben so viel Respekt als Furcht einflößen. Er schlug so gar vor, sich der Person des Kaisers zu bemächtigen, und ihn in ihrem Quartier zu behalten, unter dem Vorwand, er wisse von dem Tode des Arguello und der Untreue, womit sein General den Frieden gebrochen. Die Gründe, die er zur Unterstützung

stützung seiner Meynung anführte, gewann ihm jedermanns Beyfall.

Cortez bemächtigt sich der Person des Montezuma.

Man muß erstaunen, wenn man Cortez einen solchen kühnen Entwurf machen und ausführen sieht. Es scheint, die Wahrheit zu verletzen, die gar kein zweytes Beyspiel dieser Art hat: so gar in der Fabel scheint es übertrieben; allein es wird durch eine so große Anzahl Schriftsteller bestätigt, daß man es als eine Wahrheit ansehen kann, die nicht wahrscheinlich ist. Kurz, Montezuma, einer der größten und mächtigsten Monarchen der Welt, wurde in seiner Hauptstadt, an seinem Hofe, von vier hundert und funfzig Spaniern gefangen.

Um dieses kühne Projekt auszuführen, ohne den Mexikanern Unruhe zu erwecken, erwählte Cortez die Stunde, in welcher er dem Kaiser seine Visite machte, befahl seinem ganzen kleinen Heer, in ihrem Quartier die Waffen zu ergreifen, doch so, daß die Bewegungen der Infanterie und Kavallerie ohne Geräusch und Zurüstung geschähen. Er ließ so dann die vornehmsten Straßen nach dem Pallast des Kaisers mit Wachen besetzen, und begab sich dahin mit Alvarado, San-Doval, Velasquez, Leon, Lugo, Avila, und einer auserlesenen Begleitung von dreyßig Mann. Man wunderte sich gar nicht, sie bewafnet zu sehen, weil sie die Gewohnheit hatten, die Waf-

Solis B. 3. K. 19.

sen,

sen, als kriegerische Ehrenzeichen zu tragen. Montezuma empfieng sie auch ohne Mißtrauen, und die Officiere begaben sich in ein anderes Zimmer, wie es Cortez selbst eingeführt hatte. Als sich die Dollmetscher genähert, fieng Cortez sich über die Frechheit des Qualpopoca zu beschweren an. Dieser mexikanische General hätte die Spanier von Vera-Cruz, Troz des gemachten Friedens und des vom Kaiser gegebenen Schutzes angegriffen. Er nannte den Mord eines seiner Soldaten, welcher von den Mexikanern mit kalten Blute getödtet worden, das schwärzeste und infamste Verbrechen, und nachdem er sich nach und nach erhitzt, ereiferte er sich über Qualpopoca und seine Officiere, die sich unterstanden, öffentlich auszustreuen, diese Frevelthat wäre auf Befehl des Kaisers geschehen. Er setzte hinzu, er sey weit entfernt, dieser Verleumdung Glauben beyzumessen, sondern sähe es vielmehr als ein zweytes Verbrechen an, welches die Ehre seiner Majestät verdunkle. Montezuma verstummte, und veränderte seine Gesichtsfarbe; er versicherte, dieser Befehl wäre nicht von ihm gekommen. Cortez antwortete ihm, er sey davon überzeugt, aber die spanischen Soldaten glaubten es nicht so leicht, und die Unterthanen des Reichs würden nicht aufhören, der Erzählung des Generals Glauben beyzumessen, wenn diese Verleumdung

nicht durch einen öffentlichen Widerruf vernichtet würde. In dieser Absicht wolle er Seiner Majestät vorschlagen, sich ohne Geräusch, und gleichsam aus eigner Bewegung, in das Quartier der Spanier zu begeben, und einige Tage mit seinen Freunden zuzubringen. Dieses großmüthige Vertrauen würde nicht nur das Mißfallen des mächtigen Monarchen, der sie an seinen Hof gesendet, und den Argwohn der Soldaten benehmen, sondern es würde auch ihm zur Ehre gereichen, indem er einen Schimpf, womit er befleckt wäre, auswüsche. Er wollte ihm im Namen des größten Fürsten der Erde sein Wort geben, daß ihm unter den Spaniern mit aller ihm schuldigen Ehrfurcht begegnet werden sollte, und daß sie keine andere Absicht hätten, als sich seines Willens zu versichern, um ihn mit größern Gehorsam und Respekt befolgen zu können.

Der Unwille des Montezuma war so groß, daß er schwieg, und Cortez, welcher nicht eher Gewalt brauchen wollte, als bis er alle Hofnung verlohren, es werde ihm keine List glücken, fuhr fort, ihm vorzustellen, die Wohnung, welche er den Spaniern eingeräumt, sey einer seiner Palläste, wo er ihm öfters die Ehre angethan und ihn besucht hätte; seine Unterthanen würden sich gar nicht verwundern, wenn sie

sie ihn daselbst einige Tage sähen, um sich von der Beschuldigung zu reinigen, die seinem Ruhme Nachtheil brächte. Der Monarch verlohr endlich die Geduld, und antwortete in sehr verächtlichem Tone: ein Kaiser von Mexiko sey nicht für das Gefängniß gemacht, und wenn er auch fähig wäre, sich so weit zu erniedrigen, so würden seine Unterthanen nicht unterlassen, sich dawider zu setzen. Cortez nahm einen standhaftern Ton an, und sagte ihm, wenn er in Gutem nachgäbe, ohne die Spanier zur Unterlassung der ihm schuldigen Ehrfurcht zu nöthigen, so kümmere ihn der Widerstand der Mexikaner sehr wenig, wider die er die ganze Macht seiner Armee brauchen könnte, ohne seine Freundschaft gegen ihn im Geringsten zu schwächen. Cortez schmeichelt sich, ihn mit Stolz und Ehrfurcht zu gewinnen. Der Kaiser fieng an, die Gefahr, worinn er war, zu entdecken, und that dem spanischen Generale verschiedene Vorschläge. Er erbot sich, den Qualpopoca und alle Officiere in Verhaft nehmen zu lassen, um sie in die Hände des Cortez zu liefern. Er wollte seine beyden Söhne zu Geisseln geben: aber Cortez schlug alle Anerbietungen aus, und Montezuma ergab auch sich nicht. Velasquez von Leon, ungeduldig über einen dreystündigen Zwist, sagte mit vieler Hitze, man müsse sich seiner bemächtigen, oder ihn er-

worden. Montezuma fragte die Marina, was man mit so vieler Lebhaftigkeit spräche. Die verschmitzte Indianerinn antwortete ihm, es sey gefährlich, Leuten zu widerstehen, deren Entschlossenheit bekannt wäre, und die so mächtig vom Himmel beschützt würden; da sie in seinem Reiche gebohren, hätte sie nur sein Interesse zur Absicht; und wenn er so gleich dem fremden General zu folgen einstimmte, so stünde sie ihm für alle Begegnung, die man seinem Range schuldig wäre; aber beharrte er auf seinem Widerstande, so wäre sie ihm für sein Leben nicht gut. Diese Rede besiegte seinen Stolz, er stand trotzig auf, erklärte dem Cortez, daß er sich auf ihn verließe, und bereit wäre, in sein Quartier mitzugehn. Er gab so gleich an seine Officiere Befehl, seine Sänfte zubereiten, ernannte diejenigen, welche ihn begleiten sollten, sagte ihnen, daß aus Staatsursachen, die mit den Göttern verabredet worden, er beschlossen habe, einige Tage in dem Pallaste seines Vaters zu verbringen. Seine Minister wurden gerufen, und erhielten Befehl, seinen Entschluß dem Volke kund zu machen. Zugleich befahl er einem Hauptmanne seiner Wache, sich des Qualpopoca und aller Häupter der Armee zu bemächtigen, und gab ihm zur Sicherheit seines Auftrags ein Siegel, welches er am rechten Arme trug.

Montezuma gieng aus seinem Pallaste mit einem sehr zahlreichen Gefolge; allein seine Sänfte wurde von spanischen Soldaten umgeben, welche ihn unter dem Namen der Begleitung bewachten. Es verbreitete sich in der ganzen Stadt, daß man den Kaiser aufheben wolle; man sah in einem Augenblicke die Straßen voller Volk, welche ein Geschrey erhuben, als wenn eine allgemeine Empörung entstünde. Einige warfen sich zur Erde, andere drückten ihren Schmerz durch Thränen aus. Der Kaiser nahm eine fröliche Mine an, um diesen Aufruhr zu stillen, u. erklärte, er sey gar nicht Gefangener, sondern wolle nur einige Tage bey den Fremden zubringen, um sich mit ihnen zu vergnügen. Als er in dem Quartier der Spanier angelangt, so sagte er zu seinen Ministern, sie sollten den großen Auflauf bey Lebensstrafe verbieten, und erwieß den spanischen Soldaten viele Schmeicheleyen, welche ihn mit allen möglichen Zeichen der Ehrfurcht empfiengen. Cortez beobachtete alle erforderliche Vorsicht, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ihm zu gleicher Zeit den größten Anschein von Freyheit zu lassen. Montezuma bemühte sich von seiner Seite, die Idee, welche seine Minister von seiner Gefangenschaft haben könnten, zu vernichten, um vor den Augen des Volks die Hoheit seines Rangs zu behaupten. Er gab Audienz, und hielt in eben

den Stunden Rath; die Staatsangelegenheiten wurden deshalb nicht versäumt, und worüber selbst die Spanier erstaunten, mit jedem Tage schien sein Vertrauen gegen sie zu wachsen.

Er ließ die Anzahl seiner Schüssel vermehren, und vertheilte die Gerichte, welche er noch gar nicht angerührt, unter die spanischen Soldaten. Er kannte alle Officiere bey ihren Namen; bekam eine besondere Neigung zu einem Castillianer, mit Namen Penna, und konnte keinen Augenblick ohne ihn seyn. Er vertrieb sich die Zeit Abends damit, daß er mit dem Cortez Totalok spielte. Es ist eine Art Kegelspiel, welches mit kleinen Kugeln und goldnen Kegeln gespielt wird. Der Kaiser vertheilte seinen Gewinnst unter die spanischen Soldaten, und Cortez den seinigen unter die niedern mexikanischen Officiere. Alvarado mußte gemeiniglich anschreiben, und begünstigte seinen General. Montezuma merkte es, und spottet ihn sehr angenehm über sein schlecht zählen. Doch unterließ er nie ihn jedesmal zur Uebernehmung dieser Mühe zu nöthigen. Seine Aufführung ließ den Spaniern glauben, er sey von Natur sanft und freygebig; aber sein Unglück zwang ihn vielleicht Tugenden zu affektiren, die er nie gehabt. Man verwilligte ihm zuweilen, an dem See und

Herrera B. 8. K. 5.

nach

nach seinen Lusthäusern spatzieren zu gehn; aber in Begleitung einer spanischen Wache und einer großen Anzahl Tlaskalaner, welche ihn alle Abend in sein Gefängniß zurückbrachten. Cortez lenkte oft die Unterredung auf die Religion: aber in diesem Betracht war seine Mühe allzeit vergebens.

Unterdessen wurde Qualpopoca und seine vornehmsten Officiere nach Mexiko in Ketten gebracht. Man führte sie vor den Kaiser: sie erklärten sich für straffällig und sagten, sie hätten aus eigner freyen Bewegung so gehandelt; aber als man ihnen eröfnete, sie würden sehr streng bestraft werden, so gestunden sie, daß sie alles auf Befehl des Kaisers gethan hätten. Cortez behandelte ihre Aussage als Betrug, und man verurtheilte sie, lebendig vor dem Kaiserlichen Pallast verbrannt zu werden.

Cortez empfand, wie nöthig es sey, den Mexikanern ein schreckliches Beyspiel der Strenge zu geben, und weil er nur die Politik hörte, verstummte er selbst die Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Er befahl, die Strafe dieser Unglücklichen zu vollziehen, die kein anderes Verbrechen begangen, als den Befehlen ihres Herrn gehorsam gewesen zu seyn.

Cortez treibt die Kühnheit so weit, daß er den Montezuma an Händen u. Füssen in Ketten legen läßt.

Nicht ohne äußersten Unwillen sieht man einen Abendtheurer, wie diesen Spanier, das Schicksal eines großen Monarchen

chen entscheiden, und ihm die Einwilligung zur Hinrichtung seiner bravsten und getreusten Unterthanen abzwingen. Man kann dem Cortez große Eigenschaften nicht absprechen; aber sie waren mit unverzeihlicher Gierigkeit und Ehrsucht begleitet. Um Ruhm zu erlangen, und Reichthümer zusammen zu scharren, mißbraucht er eine Gewalt, die ihm streitig gemacht wird, verheert ein Land mit Feuer und Schwerd, worein er einzudringen gar kein Recht hat, borgt wechselweise den Namen Gottes, dem seine Grausamkeiten mißfallen und den Namen seines Königs, der von seinem Daseyn nichts weiß. Aber wieder zur Erzählung.

Der spanische General schreitet bald von Kühnheit zur Vermessenheit: hält den Kaiser von Mexiko mitten an seinem Hofe gefangen, und belegt ihn so gar mit Ketten. Da er befürchtete, der Monarche möchte über eine solche Behandlung eines seiner getreusten Unterthanen beleidigt werden und ihm beystehn; so ließ er dergleichen Ketten bringen, womit man die spanischen Soldaten, wenn sie diese Strafe verdient haben, belegt, begab sich in das Zimmer des Montezuma, in Begleitung eines Soldaten, der diese Ketten öffentlich trug, der Marina, die ihm statt Dolmetscher diente, und einer kleinen Anzahl seiner Hauptleute. Er unterließ keine Marke der Ehrfurcht, die

er

er diesem Monarchen zu erweisen gewohnt war. Hernach nahm er einen gebieterischen Ton an, und erklärte ihm ohne alle Zurückhaltung, daß sein General und die übrigen Mitschuldigen, zum Tode verdammt wären, daß sie ihn selbst ihres Verbrechens mitschuldig gemacht und behauptet hätten, sie hätten es auf seinen Befehl gethan: daß solche starke Anzeigen ihn verbänden, durch eine persönliche Kasteyung sich zu reinigen; daß wenn die Könige nicht der allgemeinen Gerechtigkeit unterworfen wären, sie eine obere erkennen müßten, welcher sie einige Genugthuung schuldig wären. Er befahl so dann in unbeschränktesten Tone, den Montezuma in Ketten zu legen, und entfernte sich von ihm mit dem Befehle, daß man ihm nicht den geringsten Umgang mit seinen Ministern verstatte.

Diese schimpfliche Begegnung bestürzte den Montezuma so sehr, daß er weder zu widerstehn noch sich zu beklagen im Stande war. In diesem Zustande blieb er eine Weile wie ganz außer sich. Einige seiner Bedienten, die zugegen waren, theilten seinen Schmerz, vergossen Thränen, und wagten nicht zu reden. Sie warfen sich zu seinen Füssen, und wollten ihm die Last seiner Ketten tragen helfen; sie steckten zwischen der Haut und dem Eisen Stoffe, weil sie befürchteten, seine Arme und Beine

würden dadurch beleidigt. Als er sich von seiner Niedergeschlagenheit erholt, äußerte er Anfangs Verdruß und Ungeduld: aber er nahm bald seine Ruhe wieder an, und sagte, dieses Unglück käme ihm vom Himmel, und er erwarte das Ende mit Standhaftigkeit.

Unter dieser Zeit drang Cortez auf die Hinrichtung des Generals und der Officiere. Man hatte ihn einige Tage vorher benachrichtigt, daß in einem der kaiserlichen Palläste ein Vorrath von Lanzen, Degen, Schilden, Bogen und Pfeilen wäre. Die Gelegenheit schien ihm sehr günstig, um sich von seiner Unruhe zu befreyen. Er machte daraus einen Scheiterhaufen, auf welchem der General Qualpopoca und seine Mitschuldigen verbrannt wurden. Dieses sahen die ganzen Einwohner der Stadt, und man hörte nicht das geringste Gemurre darüber. Die Mexikaner waren in eine so große Betäubung ihrer Sinne gerathen, daß ihnen Denken und thätig seyn vergieng: sie sahen mit dem äußersten Erstaunen eine unumschränkte Gerichtsbarkeit von Feinden ausüben, die nur den Titel Gesandten eines andern Fürsten hatten; aber sie besaßen nicht den Muth, eine Macht in Zweifel zu ziehn, die sie durch die Duldung ihres Monarchen für eingeführt hielten. Aber wir wollen den

Cortez nicht mehr vor den Richterstuhl der Vernunft laden. Seine Vermessenheit gründete sich auf sein Glück. Nach der Vollstreckung eilte er nach dem Zimmer des Montezuma, grüßte ihn in einem schmeichelhaften und frölichen Tone, sagte ihm, man habe die Verräther bestraft, welche die Vermessenheit gehabt, die Ehre ihres Regenten zu verschwärzen, gratulirte ihm zu dem Muthe, welchen er gehabt, selbst der Gerechtigkeit des Himmels durch Aufopferung von einigen Stunden Freyheit, Gnüge zu thun. Er ließ ihm alsdann seine Ketten abnehmen. Solis sagt, viele Schriftsteller versicherten, er habe sich selbst auf die Knie geworfen, und sie ihm abgenommen. Der Monarch freute sich über den Schein seiner wieder erlangten Freyheit und umarmte den General vielmals. Cortez, stets von der Politik geleitet, befahl alle Wachen aufzuheben, und dem Montezuma die Freyheit zu lassen, in seinen Pallast zurückzukehren: aber er war überzeugt, daß sie der Kaiser nicht nützen würde. Man hatte ihn hören sagen, er könne sich von den Spaniern vor ihrer Abreise nicht trennen, weil ihn seine Unterthanen mit Verachtung ansehen würden, wenn sie merkten, daß er seine Freyheit von einer fremden Hand erhielte. Marina soll ihm diese Gesinnung auf Anstiften des Cortez eingeflößt haben. Doch

bilde-

bildete sich der Monarch selbst nicht ein, daß der General von seinen Beweggründen unterrichtet sey, welche ihn in dem Quartiere der Spanier zurückhielten, und wollte ihm daher eine andere Ursache bereden, nemlich diese, der Spanier eigenes Interesse fordere von ihm, sie nicht zu verlassen, weil er überzeugt wäre, sein Adel und sein Volk würden ihn wider sie die Waffen zu ergreifen nöthigen. Cortez stellte sich, als glaubte er es, und dankte ihm für die Aufmerksamkeit, die er seinen Freunden bewiese.

Der spanische General sah ein, von welchem Nutzen es für ihn wäre, die Kolonie von Vera-Cruz nicht länger ohne Stadthalter zu lassen, und gab daher diese Stelle dem Sandaval, dessen Klugheit und Tapferkeit er kannte. Hernach ergriff er alle Maßregeln der Vorsicht zu seiner völligen Sicherheit. Er ließ zwey Rennschiffe in Mexiko bauen, um sich von den Zugängen des Sees Meister zu machen, und erhielt Montezumas Genehmigung dazu, unter dem Vorwande, er wolle ihm einen Begriff von der europäischen Schiffahrt geben. Er entdeckte listig, wo die Goldbergwerke wären, und erhielt die Freyheit, dahin einige von seinen Leuten zu schicken, welchen Montezuma selbst Begleiter mitgab. Sie brachten von daher dreyzehn hundert Mark zurück.

Beynahe zu eben der Zeit machte einer von des Montezumaschen Neffen, der nach dem Throne strebte, sich einen mächtigen Anhang in Mexiko. Er wollte die Spanier von allen Seiten angreifen, und zweifelte gar nicht, sie würden an seinem Oheim die erste Rache deshalb nehmen. Er hofte, alle Mexikaner würden sich mit ihm vereinigen, um den Tod ihres Monarchen zu rächen und ihn zum Kaiser ausrufen; aber sein Projekt ward entdeckt. Montezuma, welcher am meisten von dieser Empörung zu befürchten hatte, gewann die Häupter des Adels, ließ sich seinen Neffen holen, und entsetzte ihn, auf das Zureden des Cortez, blos aller seiner Würden. Herrera B. 9. K. 1.

Diese Begebenheit eröfnete dem Montezuma die Augen über die Gefahr, worinn er schwebte. Er sah sein Ansehn unter seinen Unterthanen alle Tage abnehmen, und befurchte, wenn ein neuer Krieg sich entzünden sollte, sie gänzlich zu verlieren. Diese Betrachtung brachte ihn auf den Entschluß, die Spanier zu Räumung seiner Staaten zu vermögen. Um ihnen seine Furcht zu benehmen, bewieß er die höchste Ungeduld, mit ihren Monarchen ein Bündniß zu machen, beschloß auch zu gleicher Zeit, sie mit Reichthümern zu überhäufen, welche sie in seinem Namen überbringen, und mit denen sie ihm, als dem Nachfolger des Quezalcoal,

coal, ersten Eigenthümer des mexikanischen Kaiserthums, seinen feyerlichen Huldigungseid bringen sollten. Cortez, welcher Nachricht von seinem Hofe erwartete, um sich über seine Projekte zu erklären, nahm diesen Vorschlag mit einer Freude an, die schwer auszudrücken ist.

Montezuma ließ alle Caziken seines Kaiserthums versammlen, erklärte ihnen sein Vorhaben, stützte es mit dem Rechte, das der König von Spanien als Abkömmling der ersten Kaiser dieses Lands, und Kraft der so oft verkündigten Orakel, auf die Krone von Mexiko habe. Er setzte hinzu, die Gerechtigkeit verbände ihn nun, wegen seiner Krone, diesem Monarchen in der Person desjenigen, der ihn vorstelle, zu huldigen; zu dieser Unterwürfigkeit noch einen großen Theil seiner Schätze zu fügen; und er wünsche, alle Caziken des Reichs möchten seinem Beyspiele durch eine freywillige Beysteuer von ihren Gütern folgen, um sich in den Augen ihres ersten Herrn mit ihrem Eifer verdient zu machen.

Ein solcher Entschluß von einem so ehrgeizigen und unumschränkten Fürsten als Montezuma, könnte für unglaublich angesehen werden; allein die Orakel hatten ihm den Verlust seiner Reiche gedroht, und die Furcht ihn zu aller Art von Demüthigung gebracht: doch wurde sein Ehrgeiz nichts

desto-

destoweniger empört. Endlich kam der Tag, an welchem er sich für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären wollte. Man versammlete alle Großen des Staats, und der Kaiser hielt noch eine Rede, worinn er sein Vorhaben rechtfertigte. Alle Geschichtschreiber stimmen ein, daß ehe er das Wort Huldigung ausgesprochen, er einige Zeit angestanden, und sich der Thränen nicht entwehren können. Sein Schmerz machte einen solchen Eindruck auf den Adel, der zugegen war, daß Cortez für nöthig hielt, ihnen Muth einzuflößen. Er erklärte ihnen, die Absicht des Königs seines Herrn, sey gar nicht eine neue Regierungsform im Reiche einzuführen, und er verlange nur eine Erläuterung für seine Nachkommen; überdieß wäre er so weit von Mexiko entfernt, und mit so vielen andern Sorgen überhäuft, daß die Verkündigung von der Zerstörung des mexikanischen Kaiserthums nie in Erfüllung gehen würde.

Solis B. 2. K. 3.

Diese berühmte Ceremonie, welches Spanien hauptsächlich ein Recht giebt, die Eroberung von Mexiko zu rechtfertigen, wurde mit allen Formalitäten begleitet, die ihr den Namen einer Nationalangelegenheit verdienen konnten, und Karl der 5te wurde diesen Tag für rechtmäßigen Kaiser von Mexiko erkannt. Wenige Tage darauf

auf ließ Montezuma dem Cortez die Reichthümer zustellen, welche er dem König von Spanien als einen Tribut zu senden versprochen, und die er alle bereit hielt. Sie bestunden in sehr künstlich gearbeiteten Stücken, welche vierfüßige Thiere, Vögel und Fische vorstellten; in feinen Steinen aller Art, in schönen kattunen Zeugen, in Tapeten und Gemälden von einem Gewebe der schönsten Federn von der Welt. Er fügte noch alles Gold hinzu, welches sich in der königlichen Schmelze befand. Die Caziken säumten nicht, dem spanischen General den Tribut aller Provinzen zu bringen, nebst dem Gelde, das sich allein auf mehr als sechs hundert tausend Mark belief. Er ließ es in verschiedene große und kleine Barren schmelzen. Er nahm davon ein Fünftel für den König von Spanien, und ein Zweytel für sich, hernach die Summen, welche er in der Insel Cuba schuldig war. Der Rest wurde unter die Officiere und Soldaten getheilt, diejenigen mit eingerechnet, welche er zu Vera-Cruz gelassen. Aber was für Vorsicht er auch nahm, um bey der Theilung alle Gleichheit zu erhalten, so fanden sich doch Mißvergnügte; doch Cortez stillte ihre Klagen auf Kosten seines eigenen Nutzens.

Montezuma treibt den Cortez

Montezuma, voller Ungeduld die Spanier abreisen zu sehen, ließ den Cortez holen,

len, und sagte ihm mit sehr gesetztem Tone, es wäre nun Zeit abzureisen, weil ihm nichts mehr zu verlangen übrig wäre, und eine längere Verzögerung den Mexikanern verdächtig würde. Cortez antwortete ihm, er dächte ernstlich auf die Rückreise in sein Vaterland, und kehrte dazu schon alle Zubereitungen vor; allein da er um seine Schiffe gekommen, so bäte er um Zeit und Beystand, eine neue Flotte bauen zu können.

an, seine Staaten zu verlassen.

Der Kaiser hatte funfzig tausend Mann, alle fertig und bereit, die Waffen zu ergreifen, wenn die Spanier beharrten, da bleiben zu wollen; aber er wollte nicht mit ihnen im Ungestüm brechen, und seine Freude war so groß, als er den General für geneigt hielt, ihn zu befriedigen, daß er ihn mit Entzücken umarmte und ihm versprach, den Spaniern alles was zu ihrer Abreise nöthig wäre zu verschaffen. Cortez erfuhr, Montezuma sey durch die Opferer verleitet worden, diesen Schritt zu thun, welche in Namen ihrer Götzen die Abreise der Spanier mit den entsetzlichsten Drohungen foderten. Es wurden die Befehle zur Aufbringung der Arbeiter an der Küste gegeben, und die Abreise der Spanier kund gemacht. Die Mexikaner glaubten aufrichtig, die Fremden wären im Ernste geneigt abzureisen; aber Cortez war des Vorsa-

tzes, sich an diesem Hofe zu behaupten, und da eine Niederlassung zu errichten, die ihn vor allen Gefahren schütze, und in den Stand setze, der ganzen Macht des Reichs zu trotzen. Er wollte Zeit bis zur Rückreise des Montejo gewinnen, welchen er nach Spanien geschickt und mit einer mächtigen Hülfe zurück erwartete. Zufolge dessen, gab er den Aufsehern des Schiffbaues Befehl, immer neue Schwierigkeit zu erregen und Aufschub zu suchen.

Velasquez schickt achtzehn Schiffe gegen Cortez.

Während daß er mit diesem Entwurfe beschäftigt war, benachrichtigte man den Montezuma, daß man auf der Küste achtzehn fremde Schiffe ansichtig worden wäre. Nach Bildnissen, die dem Mexikaner statt der Schrift dienen, hielt er sie für Spanier. Er ließ so gleich den Cortez rufen, und sagte zu ihm, die Zurüstungen zu seiner Abreise wären überflüßig; er könnte sich auf die Schiffe seiner Nation einschiffen. Cortez betrachtete die Bildnisse mit Aufmerksamkeit, erkannte die spanische Pracht und die Bauart der Schiffe eben dieser Nation. Er hielt es für einen Beystand, welchen ihn Montejo aus Spanien zuführte; aber er verheelte sein Vergnügen über diesen Gedanken, und antwortete dem Monarchen, er würde nicht säumen abzureisen, wenn diese Schiffe nach Spanien zurückgiengen, und setzte hinzu, er

wolle

wolle sich darnach erkundigen, und der Antwort gemäß verfahren.

Sandoval, Statthalter von Vera-Cruz säumte nicht, dem General von der Ankunft dieser Schiffe und ihrer Bestimmung Nachricht zu geben. Diese Begebenheit erfordert, daß wir die Sache weit herholen. Wir haben schon gesagt, Cortez hatte den Montejo und Porto Carrero nach Spanien um Hülfe geschickt. Sie waren von Vera-Cruz den 16 Julius 1519 mit dem ausdrücklichen Befehle abgereiset, durch den Canal Bahama zu gehn und die Insel Cuba nicht zu berühren; allein Montejo hatte eine Wohnung daselbst, und vermochte seinen Kollegen unterwegs da einzulaufen, in der Hofnung, der Wachsamkeit des Velasquez zu entgehn; allein dieser hielt Spione auf der ganzen Küste, und erfuhr gar bald die Ankunft des Montejo und seines Kollegen. Er schickte eiligst zwey wohl bewafnete Schiffe ab, um das Cortezische anzuhalten. Montejo erhielt Nachricht davon, setzte so gleich in Segel, gieng durch die Meerenge Bahama und gewann das ofne Meer. Er langte zu Seville im Monat October eben dieses Jahres an. Die Freunde des Velasquez brauchten alle ihr Ansehen bey den Ministern, und stellten ihnen vor, Schiff und Ladung gehöre dem Statthalter von

 Cuba,

Cuba, als die erste Frucht einer Eroberung, die ihm durch seine Bestallung zuerkannt worden; Cortez sey ohne Befehl in die Provinzen des festen Landes mit einer auf Kosten des Velasquez ausgerüsteten Flotte gegangen, und verdiene Strafe. Diese Vorstellungen fanden Gehör, und Schiff und Ladung wurden weggenommen.

Die Abgeordneten des Cortez appellirten an Karl den fünften, damaligen Kaiser, und beschlossen sich nach Tordesillas zu begeben, wo dieser Fürst eintreffen mußte, ehe er nach Deutschland gieng, um von seiner Mutter, der Königinn Johanna Abschied zu nehmen, welche gewöhnlich daselbst residirte. Sie vermochten den Vater ihres Generals Martin Cortez, sie auf ihrer Reise zu begleiten. Das Glück, welches sie für den Ferdinand Cortez erkläret, stund ihnen bey. Man hatte ihnen nicht die Geschenke genommen, welche sie für den Kaiser mitbrachten, und diese Geschenke kamen an eben den Hof, als die Abgeordneten des Cortez sich daselbst vorstellen ließen. Juwelen so wohl wegen der Arbeit, als auch an und für sich selbst sehr kostbar; Kattune und Federwaaren, welche jedermanns Bewunderung an sich zogen; gefangene Indianer, welche selbst die Tugenden ihres Eroberers herausstrichen, bewiesen was Montejo behauptete.

Man

Man hörte ihn mit eben der Bewunderung, welche die Entdeckungen der Colombe verursachten. Der Kaiser ließ feyerliche Dankfeste für den Ruhm anstellen, den er seiner Regierung vorbehalten. Er hatte verschiedene Unterredungen mit den beyden Officieren und dem Steuermann: aber dringende Angelegenheiten nöthigten ihn zur Beschleunigung seiner Abreise nach Deutschland; er übergab die Sache dem Cardinal Adrian und dem ihm zum Beystand ernannten Rathe, mit dem Befehl, die Eroberung von Mexiko zu begünstigen, und zu gleicher Zeit Mittel zu finden, um die Ansprüche des Velasquez zu retten. Der Präsident dieses Raths war eben dieser Fonseca, Bischof von Burgos, welcher dem Admiral Colombo so entgegen war. Er erklärte sich wider den Cortez, welchen er haßte, und sprach mit so vieler Hitze, daß der Cardinal Adrian nicht wagte, die Sache zu entscheiden, sondern beschloß, die Entscheidung bis zur Rückkunft des Kaisers zu verschieben. Doch verwilligte er einen Vorschuß auf die den Abgeordneten des Cortez weggenommenen Güter zu ihrem Unterhalte.

Während dieser Streitigkeiten ergriffen die Freunde des Velasquez die erste Gelegenheit, die sich ihnen darbot, und benachrichtigten ihn von der Ankunft des

Cortezischen Schifs in Spanien, und wie die Abgeordneten am Hofe empfangen worden wären. Diese Nachricht erregte den Zorn des Statthalters zu Cuba so sehr, daß er den Cortez und alle seine Anhänger zu stürzen beschloß. Zu dem Ende sendete er acht hundert Mann Infanterie und vier und zwanzig Reiter, zehn bis zwölf Stück Kanonen, Lebensmittel, Waffen und andern Kriegsvorrath; und setzte über diese Armee den Pamphilus von Narvaez von Valladolid; gab ihm die Stelle eines Souslieutenants, und nahm selbst den Namen eines Statthalters von Neuspanien an. Der Lieutenant soll eine heimliche Ordre gehabt haben, daß er sein Möglichstes anwenden solle, um sich des Cortez zu bemächtigen.

Die Jeronimiten, welche der Audienz von St. Domingo vorstunden, und vornehmlich die übrigen andern Inseln wendeten alle Kräfte an, um den Zurüstungen des Velasquez Einhalt zu thun, und trugen Don Licenciat Lucas Velasquez von Aillon auf, sich nach Cuba zu begeben, um dem Statthalter vorzustellen, wie sehr sein Verfahren der Religion und dem Ruhme der Nation entgegen liefe. Als er in Cuba ankam, fand er die Flotte schon fertig; sie bestand aus eilf großen und sieben kleinen Schiffen. Seine Verweise stillten

nichts

nichts weniger als den Zorn des Statthalters, sondern reizten ihn nur mehr. Der weise Licenciat wollte sich auf die Flotte begeben, unter dem bloßen Vorwand der Neugierde; allein seine wahre Absicht war, den Frieden und die Vereinigung unter beyden Parteyen zu stiften. Andreas Duero, welcher zu dem Glücke des Cortez beygetragen, ergriff die nehmliche Partey aus eben dem Beweggrunde.

Die Flotte hatte guten Wind, und kam in kurzer Zeit an seinen Bestimmungsort. Und diese Flotte war es, von der man dem Montezuma eine Beschreibung gebracht, und welche Cortez für eine aus Spanien angelangte Hülfe hielt. Sie warf im Hafen Ulua Anker, und setzte einige Soldaten ans Land: sie begegneten zween Spaniern, die sich von Vera-Cruz entfernt hatten, und brachten sie an Bord. Diese beyden Spanier erzehlten dem Narvaez, was in der Kolonie und zu Mexiko vorgieng. Nach ihrem Bericht versprach sich der Lieutenant, gar leicht mit dem Sandoval fertig zu werden, nach Vera-Cruz zu kommen, und seine Armee mit den Soldaten der Besatzung zu verbinden. Er trug dieses Geschäfte einem Geistlichen auf, welchen er bey sich hatte, und Johann Ruitz von Quevara hieß. Er war ein kluger Kopf; aber hitziger, als es sich für sein

Amt schickt. Er ließ ihn durch einen Notarius und drey Soldaten, die ihm zu Zeugen dienen sollten, begleiten.

Sandoval, von der Ankunft der Flotte benachrichtigt, hatte die Wache verdoppelt, um von allen ihren Bewegungen Nachricht zu haben. Als er die Annäherung der Abgeordneten erfuhr, so ließ er ihnen die Thore öfnen. Quevara überreichte ihm sein Beglaubigungsschreiben, und machte ihm eine Erzehlung von der Macht des Narvaez, welcher gekommen wäre wegen der Beleidigung, die Cortez dem Statthalter zu Cuba angethan, Genugthuung zu nehmen, und sich in Besitz einer Eroberung zu setzen, die nur ihm zukommen könne, weil sie nur auf seinen Befehl und seine Kosten unternommen wäre. Sandoval konnte kaum über einer solchen Rede seinen Zorn bergen. Er antwortete ihm, Cortez und seine Gefährten wären getreue Unterthanen des Königs, und in dem Zustande, worein sie die Eroberung von Mexiko gesetzt, könnten sie zur Ehre und zum Nutzen von Spanien hoffen, Narvaez würde sich mit ihnen vereinigen, um eine solche glorreiche Unternehmung zu beendigen. Er setzte hinzu, wenn sie einige Gewalt gegen den Cortez begehen wollten, so würden sie alle ihr Leben wagen, um ihren Anführer zu vertheidigen, und seine

Rechte zu erhalten. Quevara überließ sich seiner natürlichen Lebhaftigkeit, und trieb es bis zu Beleidigungen. Er sagte, Cortez sey so gut ein Verräther, als alle diejenigen, die ihn für ihr Oberhaupt erkennten. Sandoval hörte wenig auf die Schmähreden, sondern verlohr nur da die Geduld, als Quevara seinem Notarius befahl, die ihm aufgetragene Befehle gehörig anzuzeigen, womit allen in Mexiko befindlichen Spaniern angedeutet wurde, daß sie bey Lebensstrafe verbunden wären, dem Narvaez zu gehorchen. Sandoval schwur, er wolle jeden auf der Stelle hengen lassen, der ihm Ordre vorzeigen würde, welche nicht vom König selbst käme, ließ die Abgesandten in Verhaft nehmen, und befahl sie nach Mexiko zu bringen. Er berichtete diesen Vorfall an den Cortez durch einen Kurier in allermöglichsten Eil, und nachdem er sich der Treue seiner Soldaten versichert, nahm er alle nöthige Maßregeln der Vorsicht zu einer Vertheidigung im Fall eines Angriffs.

Verlegenheit des Cortez.

Man kann sich leicht die Verlegenheit des Cortez vorstellen, als er erfuhr, daß die Flotte, welche an den Küsten von Mexiko angelangt, gar keine Hülfe für ihn sey, sondern ihn anzugreifen und seine Entwürfe zu vereiteln gekommen wäre. Ueberdieß sah er sich verbunden, die Unruhe zu

 mäßi-

mäßigen, welche die Ankunft dieser neuen Flotte dem Montezuma verursachte, der sich über sein Stillschweigen darüber beschwerte. Er gieng zu ihn, und sagte ihm mit verstellter Zuversicht, daß die Spanier der Flotte Unterthanen seines Königs, und neue Bothschafter wären, welche ohne Zweifel seine Vorschläge zu unterstützen kämen; aber er wollte sie vermögen, nach Spanien zurückzukehren, und zugleich mit ihnen zurückgehn, weil man von Seiner Majestät nichts mehr zu bitten hätte.

Es war nicht genug, daß er sich Sicherheit bey dem Montezuma verschafte, er mußte auch seine Soldaten vermögen, ihn selbst wider die ihm zubereiteten Angriffe zu vertheidigen. Er versammlete sie, und machte ihnen mit wenigen Worten einen Begriff von der Lage, in welcher er sich befände, mit dem Hinzufügen, Narvaez sey sein alter Freund, der zu viel Klugheit hätte, als daß er nicht dem Interesse eines Privatmanns Spaniens Ehre und den Dienst des Königs vorziehen sollte; Velasquez dächte nur auf Rache; aber seine abgeschickten Truppen gegen ihn wären ein Beystand, wodurch sie ihre Eroberung erweitern könnten, und an ihnen als Feinden würden sie bald Freunde haben. Er nahm alsdann die Officiere vor, und redete zu ihnen mit wahrer Aufrichtigkeit; gab ihnen

zu verstehen, daß Narvaez wenig vom Kriege verstünde, daß seine Soldaten nicht mehrere Erfahrungen hätten, und bey der Schwäche solcher Feinde müßten sie Muth kriegen. Er ließ ihnen aber doch merken, daß seine Hauptabsicht wäre, mit Narvaez sich zu vergleichen; daß er ihm solche gute Vorschläge thun würde, daß er sie nicht ausschlagen könnte, ohne sich nicht ganz den Vorwurf eines ungerechten und dem Vaterlande nachtheiligen Kriegs zuzuziehn. Um vor einem Anfalle sich in Sicherheit zu setzen, ließ er seine Tlaskalaschen Freunde ersuchen, ihm ein Heer von zehn tausend Mann bereit zu halten, und befahl den Spaniern, die er nach den Bergwerken abgeschickt hatte, die Chinantlaschen Caziken dahin zu vermögen, daß sie ihn zehn tausend Mann schickten. Diese Völker waren sehr streitbar, und den Spaniern sehr ergeben. Da man ihm so viel Rühmens von dem Holze ihrer Pieken gemacht, ließ er drey hundert davon kommen, sie aus Mangel des Eisens mit Kupfer beschlagen, und vertheilte sie unter seine Soldaten.

Während diesen Zurüstungen berichtete man ihm, daß ihm Sandoval zwey Gefangene von der Armee des Narvaez schickte, und sie schon am Ufer des Sees angekommen wären, wo diejenigen, die sie gebracht, seine Befehle erwarteten. Cortez gieng

Er rüstet sich zum Widerstande gegen die von Velasquez wider ihn abgeschickten Truppen.

gieng ihnen entgegen, nahm ihnen ihre Ketten ab, umarmte sie freundlich, und sagte zu Quevara, er wolle den Sandoval bestrafen, daß er die Ehrfurcht gegen seine Person und seinen Charakter aus den Augen gesetzt. Er führte ihn in das Quartier, wo er von der Garde, womit Montezuma ihn beehrte, und der Hochachtung, die alle mexikanische Prinzen für ihn hatten, Zeuge war. Mit Ueberhäufung vieler Schmeicheleyen und Geschenke schickte er ihn zurück, und bat ihn alle seine Kräfte beym Narvaez anzuwenden, daß der seine Macht mit der seinigen vereinigte, damit sie beyde einverständig mit einander verfahren könnten.

Quevara fand Narvaez in Zampoala, wo ihn der Cazike sehr huldreich aufgenommen, indem er ihn als den Freund seiner Bundesgenossen angesehen, aber er bemerkte bald seinen Irrthum durch den ungezähmten Stolz und Muthwillen, welchen er bey seinen neuen Gästen fand. Quevara, entzückt von der Großmuth und Güte des Cortez, wollte den Narvaez zu einem Vergleich mit ihm bewegen; aber Narvaez hörte nur seinen Unwillen, hieß ihn nach Mexiko zurückgehn, und jagte ihn aus seinem Angesichte. Die Ungerechtigkeit und Heftigkeit führen stets diejenigen, welche sich davon hinreissen lassen, zu ihrem Verderben: Narvaez machte die Erfahrung

fahrung davon. Quevara hatte einen doppelten Beweggrund, sich zu den Cortez zu schlagen, die von ihm empfangene Höflichkeit und die von Narvaez eben erlittene Grobheit. Er gieng zu den Soldaten, und rühmte ihnen den Cortez, brachte einen Theil davon auf seine Seite, und bewog den andern um den Frieden zu bitten.

Ihm folgte bald darauf Bartholomäus von Olmedo, erster Schifprediger des Cortez, ein Mann von großer Geschicklichkeit und ungemeiner Beredsamkeit: er hatte noch überdieß den Auftrag, nach Gelegenheit Geschenke auszutheilen. Narvaez empfieng ihn sehr verächtlich; aber Olmedo antwortete mit Stolz, und versicherte ihn, alle Soldaten des Cortez wären bereit, ihr Leben für das seinige aufzuopfern. Besonders sah er, daß viele Soldaten und Officiere seinen Eifer für den Cortez und seine guten Friedensabsichten lobten. Durch kluge Vertheilung der mitgebrachten Geschenke unter sie, fieng er an, sich eine Parthie zu machen; aber Narvaez, der es erfuhr, that ihm gleich Einhalt, und befahl ihn alsbald Zampoala zu verlassen. Einige Officiere tadelten dieses Betragen, und wollten, man solle über die dem Cortez zu gebende Antwort Rath pflegen. Narvaez überließ sich dem Zorne und antwortete nichts, als daß er im nehmlichen Augenblicke

cke

cke wider Ferdinand Cortez den Krieg kund machte, und ihn für einen Vaterlandsverräther erklärte. Er gieng gar so weit, daß er demjenigen eine Belohnung versprach, der ihn lebend oder seinen Kopf bringen würde, und gab auf der Stelle Ordre zum Aufbruch der Armee. Von Aillon dieser Licenciat, welchen die Jeronimiten von St. Domingo abgeschickt, konnte diesen übermäßigen Zorn nicht ertragen, und ließ, kraft seiner Würde, als erster Richter der königlichen Audienz, ihm das Verbot andeuten, bey Lebensstrafe nicht aus Zampoala zu gehen, noch ohne einmüthige Einwilligung der Officiere von der ganzen Armee die Waffen zu ergreifen. Dieser Schritt reizte den Narvaez noch mehr: er ließ den Aillon nach der Insel Cuba auf eines der Schiffe von der Flotte bringen. Olmedo kehrte vor Schreck über diese Gewaltthätigkeit nach Mexiko zurück: die Soldaten und Officiere wagten nicht mehr von Frieden zu reden; aber der Stolz und Zorn ihres Generals erkältete ihren Muth.

Montezuma erfährt den Zwist der Spanier.

Ueber diesen Vorfall zu Zempoala, welchen ihm der Olmedo hinterbrachte, überfiel den Cortez ein so heftiger Aerger, daß er auf seinem ganzen Gesichte ausgedrückt war; und er wurde noch größer, als er erfuhr, daß Montezuma durch seine Kuriere

von

von den Projekten des Narvaez unterrichtet sey. Dieser Fürst redete mit ihm ganz offenherzig von den bösen Absichten, die der General seiner Nation wider ihn im Sinne hätte; und setzte hinzu, er erstaune gar nicht, daß etwas Uneinigkeit unter ihnen wäre, sondern könne nur nicht begreifen, warum sie zwey feindlich scheinende Armeen commandirten, da sie doch Unterthanen von Einem Herrn wären. Cortez mußte alle seine Klugheit zusammen nehmen, um auf so gerechte Gründe antworten zu können. Er sagte dem Kaiser, man habe Ursache gehabt, ihm zu sagen, daß der neue spanische General nicht zum Besten für ihn gesinnt sey; daß er diese Nachricht eben selbst erhalten, und Seiner Majestät mittheilen wollen; doch wäre der neue General kein Rebelle, weil ihn ein Statthalter einer vom spanischen Hofe sehr weit gelegenen Provinz, der folglich die letzten Befehle ihres Monarchen nicht wüßte, abgeschickt, und sich überredet hätte, daß die Verrichtung dieser Bothschaft ihm zukäme; aber er wolle ihm diese Ansprüche bald benehmen, und ihm die Vollmacht zuschicken, kraft derselben er über alle an der Küste zu Mexiko angelandeten Spanier zu befehlen befugt wäre; zu dem Ende sey er entschlossen, sich eiligst nach Zempoala mit einem Theile seiner Truppen zu begeben. Er fügte hinzu, er wolle überdieß

dieß verhindern, daß diese neue Armee sich nicht dem Hofe nähere, weil bey den Soldaten derselben die Mannszucht nicht so gut sey, als bey der seinigen, sie könnten der Ruhe des Kaiserthums gefährliche Bewegungen erwecken.

Er bietet dem Cortez eine Armee an.

Mit dieser listigen Antwort ließ er den Hof von Mexiko an dem Entschlusse Theil nehmen, den er gefaßt, dem Narvaez entgegen zu marschiren. Montezuma kannte gar wohl die Ueberlegenheit der Truppen, die er angreifen wollte, und legte es ihm daher für Tollkühnheit aus, sich ihnen mit so geringer Macht zu widersetzen, und bot ihm zur Unterstützung eine Armee und Befehlshaber an, die aber unter seinen Befehlen stehen sollten. Cortez fühlte die Gefahr, welcher er sich mit Annehmung der Hülfstruppen aussetzen würde, von denen er abhängen könnte, entschuldigte sich daher mit der Eil, die nach seiner Einsicht erfordert wurde, und rüstete sich zu seinem Abmarsche. Er sendete auch dem Sandoval den Befehl zu, mit der Besatzung von Vera-Cruz zu ihm zu stoßen, oder ihn an einem Orte zu erwarten, wo sie sich ohne Hinderung vereinigen könnten, und die Vertheidigung der Festung den indianischen Bundsverwandten zu überlassen.

Nach-

Nachdem Cortez alle ihm nöthig deuchtente Zurüstung gemacht, befahl er, daß vier hundert Spanier in Mexiko unter der Anführung des von Alvarado zurückbleiben sollten, für welchen die Mexikaner große Liebe hatten. Er vertraute ihm alle von ihm zusammen gebrachte Reichthümer. Alsdann besuchte er den Montezuma, und hatte die Geschicklichkeit, diesen Prinzen zu überreden, er habe keine andere Absicht, als ihm zu dienen. Er bat, daß er die Spanier, welche er bey seiner Person ließe, mit seinem Schutze beehren, und für ihre Erhaltung Sorge tragen, auch ihnen den Aufenthalt in ihren Qartieren länger verstatten möchte. Er versprach bald wieder zu kommen, und die Befehle anzunehmen, um in sein Land zurückzukehren, und dem König von Spanien die Geschenke seiner Majestät mit der Versicherung seiner Freundschaft überbringen zu können, deren ganzen Werth man an dem spanischen Hofe zu erkennen nicht ermangeln würde. Diese Rede that so großen Eindruck auf das Herz des Montezuma, daß er über das dem Cortez bevorstehende Schicksal Unruhe äußerte, und ihn bat, seinen Abmarsch zu verschieben, bis daß er eine Armee aufgebracht, die allen Ansprüchen seines Feindes Einhalt zu thun vermögend wäre; aber die Beweggründe, welche Cortez hatte, dessen Anerbieten das erstemal aus-

Cortez geht dem Narvaez entgegen.

zuschlagen, nöthigten ihn auch, es zum zweytenmale auszuschlagen.

Cortez begab sich an die Spitze seiner Armee, und nahm seinen Marsch nach Cholula, wo er mit den größten Beweisen der Liebe empfangen wurde. Von da gieng er nach Tlaskala; der Rath empfieng ihn in einiger Entfernung von der Stadt. Die Demüthigung, worinn er den Montezuma gehalten, hatte ihn neues Verdienst in den Augen der stolzen Republikaner erworben. Die Schriftsteller sind in dem nicht übereinstimmend, was zwischen dem Cortez und den Tlaskalanern vorgefallen. Einige geben vor, daß sie ihm sechs tausend Mann bewilligt; andere versichern hingegen, daß sie ihm alle Art von Beystand dabey abgeschlagen hätten. So viel ist gewiß, er gieng durch ihr Gebiete, ohne ihnen das geringste Merkmal des Mißvergnügens zu geben, und sie halfen ihm in der Folge sehr bey der Eroberung von Mexiko.

Solis B. 4. K. 9.

Cortez versucht alle mögliche Mittel, um den Narvaez zu einem Vergleich zu bringen.

Er that starke Märsche und kam nach Motaliquita, einen Flecken alliirter Indianer. Sandoval stieß daselbst zu ihm mit der Besatzung von Vera-Cruz, einige Soldaten hatten den Narvaez aus Mißvergnügen über seine Gewaltthätigkeit verlassen. Von ihnen erfuhr Cortez, wie sehr die Mannszucht in der Armee seines Feindes vernachläßiget würde. Ungeachtet aller

ler Vortheile, die er von dieser Nachläßigkeit ziehen konnte, wollte er doch nicht öffentlich brechen, ehe er nicht vorher alles zu Erhaltung des Friedens versucht hätte. Er schickte den Olmedo mit neuen Vorschlägen ab; aber da seine Unterhandlungen nicht glücklicher ausgefallen waren, so bat er den Johann Velasquez von Leon, Verwandten des Cubaschen Statthalters, diese Vertragstiftung selber zu übernehmen. Cortez hofte, dessen Vermittelung würde besser ausfallen: er hatte solche überzeugende Proben seiner Treue, daß er glaubte, ihm sein ganzes Vertrauen schenken zu können.

Als Johann Velasquez nach Zampoala kam, gieng Narvaez ihm geflissentlich entgegen. Er war überzeugt, dieser Officier würde sich unter seine Fahne begeben: als ihm aber Velasquez den Grund seiner Ankunft eröfnete, kehrte er ihm den Rücken zu. Doch als er überlegte, dieser Officier sey von einer Geburt, die mehr Hochachtung heische, so suchte er die ihm zugefügte Beleidigung wieder gut zu machen, und bat ihn zum Mittagsessen. Er lud auch die Officiere seiner Armee dazu ein, in der Hofnung, sie würden ihn auf seine Seite zu bringen das Glück haben. Während der Mahlzeit entfuhr diesen Officieren einige Spötterey über den Cortez.

Velasquez, sehr mißvergnügt über eine solche Behandlung eines Mannes, der alle seine Hochachtung verdiente, konnte sich kaum des Zorns enthalten; aber als die Spötterey gar in Injurien ausbrach, so entgieng ihm die Geduld. „Er sagte, man „dürfe in seiner Gegenwart von seinem Ge„nerale nichts übel sprechen, und er litte „es nicht, und bedeutete ihnen zugleich, wer „nicht den Cortez und seine Anhänger für „gute und getreue Unterthanen des Königs „hielte, möchte es ihm unter die Augen sa„gen, und er werde ihm seinen Irrthum „benehmen können.“ Jedermann schwieg; Narvaez selbst schien über eine ihm zu gebende Antwort verlegen. Ein junger Officier, ein Verwandter des Diego Velasquez, nahm jedoch das Wort, und sagte, wer mit so vieler Hitze die Sache eines Verräthers verfechte, wäre des Bluts der Velasquez unwürdig. Der Abgeordnete des Cortez stand auf, strafte ihn Lügen, und zog seinen Degen, um ihn zu schlagen: aber man hielt ihn zurück. Er gieng den Augenblick fort, nahm den Olmedo mit, und führte einige Reden, die bewiesen, er habe den festen Entschluß gefaßt, sich zu rächen. Die Officiere und Soldaten des Narvaez konnten ihr Mißvergnügen nicht bergen, daß man einen Officier von solchem Belange ohne Anhörung seiner Gründe fortließ. Narvaez, um sie zu besänftigen,

schickte

schickte den Andreas Duero in das Cortezische Lager, damit er erführe, was Johann Velasquez ihm vorschlagen wollen.

Johann Velasquez wär nehmlich zu seinem General zurück geeilt, um ihm von seiner Gesandschaft Rechenschaft abzulegen. Da Cortez sahe, daß er nichts von einem Vergleiche zu hoffen hätte, begonn er seine Kriegsrüstungen. Er setzte sich auf den Marsch, um sich dem Narvaez zu nähern, und sich eines wichtigen Posten zu bemächtigen. Die Armee war schon auf dem Marsche, als Duero anlangte. Cortez empfieng ihn sehr gütig, machte ihm einige Geschenke, und gestand ihm mit Freymüthigkeit sein Verlangen, den Narvaez zu besänftigen. Duero, entzückt über die Gesinnungen des Cortez schlug eine Unterredung beyder Generale vor. Man nahm den Vorschlag an, Duero kehrte nach Zampoala zurück, machte eine Kapitulation, in welcher der Ort der Unterredung angezeiget wurde, und jeder General sich verbindlich machte, nicht mehr als zehn Officiere mitzubringen, die Zeugen ihrer Unterhandlung seyn sollten.

Cortez machte sich gefaßt, ehrlich seine Zusage zu erfüllen: aber er erhielt die Nachricht durch einen geheimen Kurier des Duero, daß man ihm einen Hinterhalt bereitete, um ihn aufzuheben, oder ihm das

Leben zu nehmen. Diese Nachricht wurde auch von andern Officieren des Narvaez bestätigt, die eine solche Verrätherey verabscheuten. Cortez, unwillig über das Betragen eines solchen Mitbewerbers, meldete ihm, daß da ihm seine Treulosigkeit nicht unbekannt wäre, er hiermit die Unterhandlung zerrisse, und die Entscheidung ihres Streits dem Ausgange der Waffen überließe.

Er beschleunigte seinen Marsch, ob gleich seine Armee nur aus zwey hundert und sechs Spaniern und aus indianischen Pakträgern bestund. In der Meynung, man müsse die Macht eines Feindes, der solcher Niederträchtigkeiten fähig wäre, nicht fürchten, stellte er seine Lager eine Meile von Zampoala an einem Orte, wo die Fronte durch einen Fluß, der Rücken aber durch Vera-Cruz gedeckt wurde. Narvaez, unterrichtet von dieser Bewegung, gieng aus seinem Quartier; aber seine Armee marschirte ohne Mannszucht und Ordnung. Er setzte auf den Kopf des Cortez zwey tausend Thaler; auf die Köpfe des Johann Velasquez und des Sandoval etwas weniger. Als sich seine Armee von selbst in Schlachtordnung gestellt, ließ er sie eine Viertelmeile vorrücken, wo er den Cortez erwarten wollte, in der Ueberzeugung, dieser General würde einen für

den Angriff in der Ebene vortheilhaften Posten verlassen, wo sein Feind großen Vortheil von der größern Menge ziehen könnte. Cortez war zu Begehung einer solchen Unvorsichtigkeit- ein zu erfahrner Mann. Beyde Armeen blieben jeden Tag in dieser Stellung. Den Abend erhub sich ein so erschrecklicher Sturm mit einem so starken Regen, daß die Soldaten des Narvaez in ihr Quartier zurückgeführt zu werden verlangten. Der General war so unvorsichtig, und gab ihren Bitten nach. Er legte seine Armee in den Haupttempel der Stadt. Er war aus drey nicht weit von einander entfernten Thürmen gebaut: man stieg auf einer schlüpfrigen und sehr beschwerlichen Treppe herauf. Narvaez bepflanzte die Höhe dieser Treppe mit allen seinen Kanonen, und rettete sich in den mittelsten Thurm mit einigen Officieren und hundert Soldaten; schickte Reiter auf Kundschaft aus und stellte zwey Wachen auf die Anhöhen. Diese Vorsicht schien ihm zu seiner und seiner Armee Sicherheit hinreichend, und er überließ sich ohne alle übrige Sorge dem Schlafe.

Andreas Duero, welcher eine aufrichtige Freundschaft für den Cortez gefaßt, ließ ihm durch einen sichern Mann melden, was in der Armee des Narvaez vorfiele, und versichern, er würde die Nacht nicht von

ihm angegriffen werden. Cortez, der die Thätigkeiten mit den übrigen Kriegstalenten verband, versammlet plötzlich seine Soldaten, stellte sie in Schlachtordnung, theilte ihnen sein Vorhaben mit, die Feinde in der Nacht zu überfallen, und von der Sicherheit, der sie sich unvorsichtiger Weise überlassen, zu nutzen. Der Fluß, welcher die Fronte der Armee deckte, war durch den Regen so angelaufen, daß man unmöglich durchsetzen konnte: der Sturm dauerte noch, und die Nacht war sehr dunkel; allein alle diese Hindernisse begünstigten die Absichten des Cortez. Er kannte seine Soldaten zu gut, als daß er zweifeln konnte, sie würden ihnen zu trotzen anstehn. Er warf sich mitten in den Fluß, und die ganze Armee folgte ihm nach, indem ihnen das Wasser bis an den Gürtel gieng.

Herrera B. 10. K. 5. Einige Schriftsteller erzehlen, Cortez habe einen Preis auf den Kopf des Narvaez gesetzt, und zu Rechtfertigung seiner Aufführung dem Sandoval eine schriftliche Order zugeschickt des Inhalts: da Narvaez mit offenbarer Gewalt ins Land zum Nachtheil des Interesse von Spanien, der Religion und der königlichen Kammergefälle eingedrungen wäre, ohne einige schriftliche Vollmacht vorzuzeigen, und er keinen Vorschlägen des Vergleichs Gehör geben wolle, so befehle Ferdinand Cortez, Befehls-

fehlshaber der spanischen Nation zu Mexiko, allen Hauptleuten, Reitern und Soldaten seiner Armee, sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn zu tödten, wenn er Widerstand thäte. Er machte alsdann drey kleine Batalions, setzte über das erste den Sandoval, über das zweyte den Ovalid, und das dritte commandirte er selbst. Er befahl, das äußerste Stillschweigen zu beobachten. Kaum hatte die Armee eine halbe Meile in der Finsterniß gemacht, so brachten die Vortruppen schon eine Narvaezische Wache, die sie aufgehoben hatten; aber berichteten zugleich, daß ihnen einer unter Begünstigung der Nacht entwischt sey. Dieser Umstand beunruhigte den Cortez sehr; und meynte schon mit seinen Ueberfall gegen die Feinde nicht glücklich zu seyn. Doch beschloß man in möglichster Eil vorzurücken, entweder um eher anzulangen, als der Flüchtling, welcher Umwege genommen haben könnte, oder um den nur halb erwachten und in der Unordnung einer ersten Unruhe befindlichen Feind zu überfallen. Die Furcht hatte die Schildwache schnell gemacht, welche vor dem Cortez in der Stadt ankam; allein Narvaez konnte sich nicht überreden, daß ein Feind, der an der Anzahl so gering war, ihn in einer Stadt angreifen, und sich bey solchen schlechten Wetter in Marsch setzen könn-

könnte. Er verwarf also verächtlich die ihm gegebene Nachricht.

Er greift ihn in der Nacht an.

Doch Cortez rückte immer weiter vor, kam in Zampoala um Mitternacht. Es war eben Pfingsten, und die gegebene Parole war: heiliger Geist. Seine Soldaten, über alle Furcht und Gefahren hatten der feindlichen Vortruppen nicht geachtet; allein diese hatten sich während des Regens in Sicherheit begeben: die Soldaten des Cortez langten bis an den Tempel, und wageten, die Treppen darinnen zu besteigen. Der Zank dauerte noch zwischen dem Narvaez und der Schildwache die ihn benachrichtigt hatte. Ob es gleich für falschen Lerm gehalten wurde, so hatten sich doch einige Soldaten in Bewegung gesetzt. Cortez wurde es gewahr, und gab gleich Befehl zum völligen Angriff, ehe der Feind Zeit hätte, zu sich zu kommen. Einige Kanoniers hörten das Geräusche, welches die Cortezischen Soldaten machten, brannten einige Kanonen los, und machten Lerm. Die Trommeln folgten auf den Knall der Kanonen. Man lief von allen Seiten. Der Streit war wüthend. Cortez, welcher empfand, hier siegen oder sterben zu müssen, stürzte sich mitten unter die Feinde, warf alles um, was sich seinem Eindringen entgegen setzte, und seine Soldaten folgten seinem Beyspiele. Dieser

Angriff war zu heftig, als daß ihn die Feinde aushalten konnten; sie verließen die Treppen, den Vorhof und das Geschütz. Viele retteten sich in ihre Wohnungen; einige rasten sich beym Hauptthurme wieder zusammen, wo man lange Zeit mit gleicher Stärke stritt.

Der immer unkluge Narvaez hatte die kostbarste Zeit damit verbracht, daß er sich mit der Wache herumdisputirte, und seine Waffen suchte. Endlich erschien er mitten unter seinen Soldaten, und gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu ermuntern, drang bis in die ersten Glieder vor; allein ein feindlicher Soldat traf ihn mit seiner Pieke ins Gesicht, stach ihm das Auge aus, und warf ihn zur Erde. Im Fallen schrie er: „ich bin todt.“ Nachdem sich das Gericht, als wäre er wirklich todt, verbreitet, erschracken seine Soldaten; einige ergriffen die Flucht, andere hörten auf zu fechten; und andere wollten ihm beystehn; allein sie hinderten sich einander selbst, und stunden endlich ganz davon ab. Die Sieger nutzen diesen Augenblick. um den Narvaez wegzubringen: sie schleppten ihn die Treppe herunter. Sandoval ließ ihn nach den Hintertruppen bringen, und ihn an Händen und Füssen fesseln.

Als die Soldaten des Cortez keinen Widerstand mehr fanden, so ließen sie ein Siegs-

Siegsgeschrey für den König und Cortez ertönen, welches das Schrecken des Feindes noch sehr vermehrte. Ein anderer Umstand brachte sie vollends in die äußerste Bestürzung, die sich auf die Thürme gerettet hatten. Sie sahen aus den Fenstern ihrer Wohnungen in verschiedener Weite und an verschiedenen Orten Lichter, welche durch die Dunkelheit brachen, und eben so viele Lunten zu seyn schienen, sie nahmen sie für viele Haufen Büchsenschützen. Doch es waren nur Johanniswürmchen, aber viel dicker und leuchtender, als die unserigen. Sie glaubten, der Angriff des Cortez würde von einer mächtigen Armee unterstützt, und verlohren daher allen Muth. Ihr Entsetzen häufte sich, als sie sahen, daß die Kanonen gegen die Thürme, wo sie waren, gerichtet wurden. Cortez begieng die Klugheit, und bot allen, die in seiner Armee Dienste nehmen wollten, Pardon an, und denjenigen die nach Cuba zurück zu gehen wünschten, die Freyheit zu reisen. Darauf streckte der größte Theil das Gewehr; man bewachte sie sorgfältig, die heimlichen Partheygänger des Cortez nicht ausgenommen, weil man sie nicht gern bekannt werden lassen wollte, und ihr Beyspiel dienete, die andern zu bestimmen. Die Anzahl wurde so beträchtlich, daß man sie trennen, und sich ihrer durch hinlängliche Wache versichern mußte. Als der Tag anbrach, ließ

er

er den Soldaten des Narvaez sehen, wie klein die Anzahl ihrer Sieger gewesen; sie schämten sich selbst über ihr Entsetzen. Zwey spanische Damen, die mit dem Narvaez gekommen, und diesen Vorgang erfahren, sollen an ein Fenster getreten seyn und geschrien haben. „Nehmen von Soldaten, „den Spinnrocken für euch, und nicht den „Degen! Wehe den armen Frauen, die „mit euch gekommen!“ Sie verlangten zu den Cortez geführt zu werden, und machten ihn über seine Tapferkeit viele Komplimente.

Die Sanftmuth, mit welcher der Sieger die Besiegten behandelte, machte ein so festes Band, womit er sie gleichsam an sich band, daß nicht einer war, welcher nach Cuba zurückgeführt zu werden verlangte. Die Reiterey, welche nicht an dem Streite Theil nehmen können, erwartete den Ausgang davon in der Ebene; man gewann sie gar leicht durch Sanftmuth. Man verlohr nur drey Mann von Seiten des Cortez: aber man zählte funfzehn Todte und viel Bleßirte in der Narvaezischen Armee.

Der Sieger wollte das Vergnügen genießen und seinen Gefangenen sehen; aber sich nicht erlauben ihn zu demüthigen, und verbot, ihm seine Ankunft zu melden. Er soll nicht einmal die Absicht gehabt haben, sich

sich erkennen zu geben: aber die Ehrfurcht der Soldaten verrieth ihn. Narvaez wendete sich zu ihm, und nahm eine stolzere Miene an, als sein Zustand erlaubte, indem er sagte: „Herr Hauptmann, Sie „müssen sehr zufrieden seyn, daß sie mich „zum Gefangenen haben.“ Cortez, über diesen Stolz unwillig, antworte: „mein „Freund, Gott sey gelobt für alles; aber „ich kann es Ihnen zuschwören, daß ich die„sen Sieg und Ihre Gefangennehmung „unter meine geringsten Thaten zähle.“ Alsdann befahl er, daß man für seine Wunde Sorge trüge, und ließ ihn nach Vera-Cruz bringen.

Der Cazike und der Zampoalasche Adel, welchen Narvaez sehr stolz behandelt, kamen dem Cortez zu seinem Siege Glück zu wünschen, und ließen deshalben öffentliche Lustbarkeiten anstellen. Der Cazike soll auch den General mit einer vornehmen und sehr schönen Frau beschenkt haben, welche die Taufe empfieng und Katharine genannt wurde; er verehrte auch den übrigen Hauptleuten Frauenzimmer. Cortez blieb einige Tage in Kathatinens Hause und ward von ihr prächtig bewirthet.

Der Sieger überließ sich nicht den Vergnügungen der Liebe, daß er einen aus seinem Siege zu ziehenden Vortheil verabsäumet

met hätte. Er trug seinen getreuen Officieren auf, die Seegel, Masten und Steuerruder der Narvaezischen Schiffe nach Vera-Cruz zu bringen, und setzte an statt der feindlichen seine Bootsleute darauf.

Nachdem er allenthalben Ordnung und Ruhe wieder hergestellt, dachte er nur auf die Rückkehr zu seinen Gefährten, die er der Ehrlichkeit des Montezuma überlassen: allein er befürchtete die Mexikaner zu beunruhigen, wenn er über tausend Spanier, die unter seine Befehle gekommen, mehr einrücken ließ. Er konnte zwar einen Theil davon zu Vera-Cruz lassen, aber dieser Entschluß war nicht der weiseste. Denn es war Gefahr, dort in Müßiggange Soldaten zu lassen, die noch seine Mannszucht nicht kannten. Nach reiferer Ueberlegung beschloß er, sie zu neuen Eroberungen zu gebrauchen, und ernannte den Johann Velasquez von Leon zum Anführer von zwey hundert Mann, die ihm die Provinz Panuco unterwürfig machen sollten. Von Ordaz wurde mit einer gleichen Anzahl ausgeschickt, um Cuazacoalco zu bevölkern. Der Rest der Armee, welcher sich über sechs hundert belief, schien ihm hinreichend, um einen Einzug in Mexico mit der Pracht eines Siegers zu halten, indem er stets den Anschein der Mäßigung beobachtete.

Als er sich zur Abreise fertig machte, erhielt er einen Brief von Alvarado, aus welchem er ersah, daß die Mexikaner die Waffen ergriffen, und ohngeachtet Montezuma in der Spanier Quartier sich aufhielt, viele Anfälle darauf gethan. Der spanische Soldat, Ueberbringer dieser Nachricht, hatte einen Indianer bey sich, welchem Montezuma aufgetragen, dem Cortez zu sagen, es wäre nicht in seiner Macht gewesen, diese Bewegung einzuhalten; aber er versichere ihn, daß er die Spanier nicht verlassen würde: er solle nur eiligst zurückkommen, und diesen Unordnungen Einhalt thun.

Diese Nachricht vereitelte alle diese Entwürfe des Cortez. Er faßte den Entschluß, die ganze Armee nach Mexiko zu führen. Die alten und neuen Soldaten ließen ihre Freude darüber aus, als sie hörten, daß sie alle nach Mexiko geführt werden sollten. Cortez ernannte den Rangel zum Vicecommendanten des Sandoval zu Vera-Cruz und ließ ihm eine sehr zahlreiche Besatzung. Alsdann musterte er seine übrigen Truppen: sie bestunden noch aus tausend Mann Infanterie und hundert Reitern, alle wohl bewafnet. Er theilte sie in Kolonnen und ließ sie verschiedne Wege nehmen, um den Völkern nicht beschwerlich zu fallen. Den 17ten Junius kam er

zu Tlaskala an, wo man ihm alle Macht der Republik anbot, aber er begnügte sich mit zwey tausend Mann. Er wollte in Mexiko mit friedlichem Ansehen einrücken, und die Gemüther durch Güte ruhig zu machen suchen. Er kam den 24sten eben dieses Monats vor Mexiko; und fand Veränderungen, die sein Mißtrauen erweckten. Die zwey, von ihm gebauten Rennschiffe waren verheert; die Brücken abgeschlagen, welche dem spanischen Quartiere zum Zugange dienten. Schanzen und Citadelle schienen verlassen: eine düsterne Stille herrschte von allen Seiten. Alle diese Anzeigen erinnerten den General, vorsichtig zu seyn: er ließ alle Posten nach und nach untersuchen, und beobachtete diese Vorsicht bis zu dem spanischen Quartiere. Die ausgestellten Wachen entdeckten die Armee des Cortez, erhuben ein Freudengeschrey, welches dem General großes Vergnügen machte.

Alvarado kam mit allen Soldaten dem Cortez eiligst entgegen. Montezuma vergaß seinen natürlichen Stolz, und eilte mit dem nemlichen Eifer dazu. Viele Schriftsteller geben zwar vor, Cortez, aufgeblasen von seinem Siege, habe den Montezuma mit Verachtung empfangen. Allein Solis, der die Sache untersucht, sagt, der spanische General habe ihm die Ehrfurcht

bezeugt, welche er einem Monarchen schuldig war, der ihn mit so vielem Vertrauen und Freundschaft beehrte.

Nachdem Cortez in sein Zimmer gekommen, erkundigte er sich nach allem, was während seiner Abwesenheit vorgefallen. Ein zahlreicher Trupp Mexikaner, von vielen Großen angeführt, hatte zu verschiednen malen das spanische Quartier ohne Order ihres Kaisers angegriffen, welcher zur Dämpfung des Aufruhrs nichts gespart. Sie hatten den Alvarado lange belagert gehalten, und vier seiner bravsten Soldaten waren bey einem Sturme geblieben. Die Geschichtschreiber kommen in dem nicht überein, was die Mexikaner gegen die Spanier so aufbrachte. Der Pater Bathelomi giebt vor, der unersättliche Durst der Spanier nach Reichthume sey die Ursache davon gewesen. Nach seiner Aussage, versammleten sich die Mexikaner jedes Standes an einem öffentlichen Orte, um dem Kaiser ein Fest zu geben, welches wir oben unter dem Namen **Mitote** oder Mitole bezeichneten. Da die Spanier sahen, daß sie mit allen ihrem Geschmeide sich ausgeputzt hatten, so fielen sie über sie her, und ließen mehr als zwey tausend Vornehme über die Klinge springen, welche sie dann auf der Stelle plünderten. Solis, ein beständiger Bewundrer des Cortez

und

und seiner Gefährten, erzehlt die Sache ganz anders. Er sagt, die vornehmen Mexikaner, voller Ungedult, daß ihr Regent noch immer in der Gefangenschaft der Spanier wäre, beschlossen, sie alle zu ermorden, um ihn in Freyheit zu setzen. Zur Ausführung dieses Entwurfs erwählten sie den zum Götzenfeste bestimmten Tag, welches man mit Tänzen feyerte, wo die Vornehmen mit den Gemeinen unter einander vermischt waren. Sie hoften auf einmal alle Bürger aufzuwiegeln, indem sie ihnen zeigten, daß es hier auf die Befreyung des Kaisers und Vernichtung der Feinde ihrer Götter ankäme.

Am Morgen vor diesem Feste statteten die vornehmsten Verschwornen dem Alvarado ihren Besuch ab, und ersuchten ihn um Erlaubniß, das Fest feyern zu dürfen. Durch diese verstellte Unterthänigkeit hoften sie ihn in sicherer Ruhe zu halten. Ob sie ihm gleich verdächtig waren, so gestund er ihnen ihre Bitte doch zu; aber unter der Bedingung, daß sie dabey keine Waffen trügen, noch bey ihren Opfern Menschenblut vergössen. Gleichwohl erfuhr er in der Nacht, daß sie an einen dem Tempel nahen Ort Waffen brächten, und sie daselbst verbärgen. Er faßte auf der Stelle den Entschluß, bey dem Anfange ihres Tanzes die Mexikaner anzugreifen, und ihnen

keine Zeit zu lassen, sich zu bewafnen und das Volk aufrührisch zu machen. Seine dazu gegebene Befehle wurden so schnell befolgt, daß alle Vornehmen, die sich bey diesem Feste befanden, ermordet waren, ehe sie Zeit hatten, sich zu vertheidigen: die Soldaten machten sich mit vieler Gierde über die Todten und Verwundeten, um ihnen ihre Geschmeide und Gold, womit sie bedeckt waren, zu entreissen. Der von uns angeführte Schriftsteller gesteht, daß sich Alvarado bey diesem Vorfalle nicht klüglich betrug, und die Spanier sich durch ihre Habsucht verunehrten. Ueberdieß zogen sie sich zurück, ohne die Bewegungsgründe ihrer Aufführung bekannt zu machen. Das Volk, welches nur erfuhr, daß die Vornehmen ermordet, u. ihnen ihre Juwelen geraubet worden, schrieb diese Unmenschlichkeit dem unersättlichen Geitze der Spanier zu, und bekam einen solchen Abscheu vor ihnen, daß es so gleich die Waffen ergriff. Der General tadelte gar sehr das Betragen des Alvarado, der mit zu vieler Uebereilung zu Werke gegangen war.

Er wird in der Nacht angegriffen.

Die Nacht nach der Ankunft des Cortez war eben so ruhig, als der vorhergehende Tag: diese Stille dauerte auch den Morgen drauf. Der General, der nicht zweifelte, ein gewisses Geheimniß entdecken zu können, gab dem Ordaz Befehl, mit vier

vier hundert Mann, so wohl Spaniern als Tlaskalanern, in der Stadt herum zu patrulliren, und zu sehn, ob er nichts entdecke. Als er in der größten Straße der Stadt war, entdeckte er einen Haufen bewafneter Mexikaner, welche mit Hülfe einer Menge anderer, die an Fenstern und auf den Altänen der Häuser waren, ihn mit solcher Wuth angriffen, daß er mit großer Mühe das Lager der Spanier wieder erreichen konnte.

Cortez empfand alle Gefahr, der er ausgesetzt war. Er sah voraus, Vorschläge zu einem Vertrage würden die Kühnheit der Feinde nur verstärken; er machte daher lieber alle nöthige Anstalt zu seiner Vertheidigung. Die Feinde unterließen nicht, die Spanier in ihrem Lager anzugreifen. Sie thaten mit solcher Wuth einen Anfall, daß die Spanier unglaubliche Mühe hatten, sie zurückzuschlagen. Sie retteten sich vor den Flinten- und Kanonenkugeln in die Straßen, und trennten sich mit Untergang der Sonne. Die Verwegensten näherten sich aber in der Nacht dem Lager der Spanier, und steckten es mit angezündeten Pfeilen in Brand. Durch dieses Mittel zwangen sie die Spanier zu neuen Arbeiten und brachten sie um die Ruhe.

Mit Aufgang der Sonne erschienen die Indianer; allein Cortez hielt es nicht für gut, sie zu erwarten, sondern that einen so lebhaften Ausfall auf sie, daß er sie zur Flucht brachte. Sein Sieg kostete ihm zwölf Mann, und viele Spanier wurden verwundet. Die Feinde verlohren so eine große Anzahl Menschen, daß die Straßen mit Leichen bedeckt und die Kanäle mit Blut gefärbet waren.

Cortez zog sich in sein Lager zurück, beschloß, den Anfall darinn auszuhalten, um für die Bleßirten Zeit zu ihrer Wiederherstellung zu gewinnen. Viele Tage vergiengen, ohne daß ein rechtmäßiges Gefechte geliefert wurde: die Feinde thaten zwar einige Anfälle, aber bey dem geringsten Widerstande zogen sie sich zurücke. Cortez wollte diese Art Ruhe nutzen, und die Mexikaner zu einem Vergleich bringen; aber sie wollten nichts davon hören. Montezuma, über ihre Hartnäckigkeit selbst aufgebracht, rieth dem Cortez, sie ohne alle Schonung zu behandeln. Man that einen neuen Ausfall, und stritt auf beyden Seiten mit der unmenschlichsten Erbitterung und Wuth. Die Mexikaner verlohren noch mehrere Mannschaft, als im ersten Streite; die Spanier vierzig Mann, davon der größte Theil Tlaskalaner waren; doch waren fast alle verwundet; selbst Cor-

te; war an der Hand von einem Pfeile verletzt. Er begab sich in sein Zimmer, und überließ sich den Betrachtungen, die ihn kränker, als seine Wunde machten. Das, was eben vorgefallen, bewieß ihm die Unmöglichkeit, diesen Krieg mit so wenig Mann, als ihm übrig geblieben, zu behaupten. Auf der andern Seite konnte er sich nicht entschließen, die Hauptstadt Mexiko zu verlassen, und die Früchte seiner Arbeit aufzugeben.

Den Morgen drauf vermehrte sich seine Unruhe durch den ausdrücklichen Befehl, den ihm Montezuma selbst gab, ohne Verzug die Hauptstadt zu räumen. Der Kaiser sagte ihm, er sähe kein Mittel, seine Unterthanen zum Gehorsam zurückzubringen, so lange sie die Spanier so nahe bey sich sähen. Cortez, der sonach seinen Zurückzug für nothwendig hielt, antwortete ihm, er wäre bereit zu gehorchen; aber er bäte Seine Majestät, die Mexikaner die Waffen niederlegen zu lassen, ehe ein Spanier aus dem Lager gienge. Um nicht alle Merkmale seines Muths zu vergeben, setzte er hinzu, aus Ehrfurcht für den Kaiser allein wäre er gehorsam, und überließe Seiner Majestät allein die Bestrafung dieser Rebellen; denn die Spanier fänden in ihren Waffen und ihrem Muthe gnug Mittel, sich in Ansehen zu erhalten. Monte-

zuma, der auf eine so schnelle Unterwürfigkeit nicht gerechnet, versprach ihm die gehörigen Befehle zu Vollziehung einer Bedingung auszustellen, welche ihm sehr gerecht schien.

Während der Unterhandlung des Kaisers mit dem spanischen Generale, hörte man von allen Ecken des Lagers Lermen schlagen. Cortez gleich auf, und findet seine Leute mit Zurückschlagung der Mexikaner beschäftigt, die die Wälle bestiegen hatten. Montezuma, von der Verlegenheit unterrichtet, worinn sich die Spanier befanden, ließ dem General sagen, daß er für gut fände, sich selbst seinen Unterthanen zu zeigen, damit er ihnen befehle, sich zurückzuziehn, und die Vornehmen auffordern könnte, ihre Forderung friedlich bey ihm anzubringen. Cortez billigte dieses sehr; denn dadurch erhielten seine Soldaten einige Zeit zu ihrer Erholung.

Montezuma, mit allem seinem Kaiserlichen Schmucke angethan, und in Begleitung seines ganzen Mexikanischen Adels, der zu seinem Dienste geblieben war, stieg selbst auf den Wall, der gegen dem vornehmsten Zugange des Schlosses lag. Die spanischen Soldaten, die an diesem Orte waren, machten zu beyden Seiten zwey Reihen. Einer seiner Officiere gieng bis an die Brustwehre; und benachrichtigte

die

die Mexikaner mit lauter Stimme, alle ihre Aufmerksamkeit und Ehrfurcht gegen den großen Montezuma zu beweisen, welcher ihre Bitten hören und sie mit seiner Gnade erfreuen wolle. Bey dem Namen des Kaisers legte sich das Geschrey; als er erschien, warfen sich viele der Aufrührer zur Erde. Der Kaiser, nachdem er seine Augen auf die ganze Versammlung gewendet, heftete sie endlich auf den Adel: affektirte Sanftmüthigkeit, und dankte ihnen für den Eifer, welchen sie für seine Freyheit bewiesen, und hielt folgende Rede an sie: „Ich mache euch kein Verbrechen aus eurem Eifer: nein! ich danke euch vielmehr dafür. „Ich sehe die Ausschweifung, welche euch „zu Ergreifung der Waffen ohne meine Erlaubniß gebracht, als eine Wirkung eures Eifers an. Ihr habt gemeynt, man „hielte mich mit Gewalt in diesem Pallaste, „und der Vorsatz, Euren Fürsten aus einem ungerechten Gefängnisse zu reissen, ist „eine zu große Unternehmung, als daß sie „ohne Unordnung gewagt werden könnte. „Es giebt kein Gesetz, welches einen großen „Schmerz in die Grenzen der Klugheit „schließen könnte. Allein eure Unruhe gründet sich nur auf schwache Muthmaßungen. „Ich lebe in völliger Freyheit mit diesen „Fremden, die ihr als Feinde behandelt: „doch euer Irrthum benimmt dem Verdienste des guten Willens nichts. Ich

„bin von freyen Stücken bey ihnen geblie-
„ben, und glaube diese Höflichkeit der Ehr-
„furcht, die sie mir jederzeit bewiesen, und
„dem Fürsten, der sie abgesandt, schuldig
„zu seyn. Ich habe ihnen befohlen, sich
„zurückzubegeben. Ihr werdet sie so gleich
„abmarschiren sehn: aber es ist nicht Recht,
„daß weder ihr Gehorsam dem eurigen,
„noch ihre Rechtschaffenheit eurer Pflicht
„zuvorkomme. Also leget die Waffen nie-
„der, und erscheint, wie ihr vor meinem
„Antlitz erscheinen müßt, damit ihr von der
„Gnade urtheilen könnt, die ich euch durch
„einen allgemeinen Pardon erweise."

Man hörte ihn mit finsterm Stillschweigen. Solis sagt, einige wären bis zu Thränen gerührt gewesen, da sie den Kaiser in dieser Erniedrigung gesehn. Die fortdaurende Stille schien eine Ungewißheit anzudeuten: aber das Interesse der Häupter des Adels erforderte, die Empörung zu verlängern: sie hatten entweder schon einen neuen Kaiser gewählt, oder doch wenigstens den Entschluß gefaßt, einen zu wählen. Sie zündeten heimlich das Feuer des Aufruhrs an, der Tumult erhob sich nach und nach wieder, wurde bald allgemein, und die Ungezogenheit gieng bis zur Geringschätzung. Man hörte schreyen, Montezuma sey nicht mehr Kaiser von Mexiko, er sey ein feiger, weibischer, niederträchti-

trächtiger Sklave der feindlichen Nation. Vergebens winkte er mit Augen und Händen um ihre Aufmerksamkeit zu erhalten! man schoß nach der Seite, wo er stand, eine Menge Pfeile. Zwey spanische Soldaten, welche ihm der General zur Wache gegeben, erboten sich, ihn mit ihren Schilden zu decken; aber alle ihre Sorgfalt konnte ihn nicht vor den Pfeilen noch vor einem Stein schützen, welcher ihn ans Haupt traf, und ihn ohne Empfindung zur Erde niederwarf. Dieser Zufall verursachte dem Cortez den heftigsten Kummer. Er empfand, daß der Tod des Montezuma der verdrießlichste Zufall sey, welcher ihm begegnen können. Er ließ den unglücklichen Monarchen in sein Zimmer bringen, und rannte zur Vertheidigung des Platzes mit einer Wuth, der der Verzweiflung glich; aber das Vergnügen der Rache war ihm versagt. So bald die Mexikaner ihren Kaiser fallen sahen, entsetzten sie sich selbst vor ihrem begangenen Verbrechen, und nahmen die Flucht, als wenn sie die göttliche Rache verfolgt hätte.

Tod des Montezuma.

Da der General keinen Feind mehr zu bestreiten fand, so lief er nach dem Zimmer des Montezuma. Dieser Fürst war wieder zu sich gekommen: aber er überließ sich der Verzweifelung: man mußte ihm so gar die Hände halten, damit er sich nicht selbst

das

das Leben raubte. Der Gedanke, von seinen eignen Unterthanen in diesen Zustand gebracht zu seyn, war ihm unerträglich; er verwarf alle Arzeneymittel, stieß die schrecklichsten Drohungen aus; die Wuth brachte ihn zu Aeusserungen, welche in Thränen und Geheule ausarteten. Vernünftige Vorstellung beleidigte ihn; Rath brachte ihn auf: er war seiner Sinnen nur wieder mächtig geworden, um seine Vernunft zu verlieren. Seine am Kopf empfangene Wunde war gefährlich; und die unaufhörliche Bewegung machte sie tödtlich. Cortez that sein Möglichstes, um ihn zur Annehmung der Taufe zu bewegen. Aber Montezuma antwortete nur mit Aeusserung seines Zorns wider sein Volk, und mit Bitten, ihn zu rächen. Er starb den dritten Tag in den schrecklichsten Zuckungen der Wuth. Die Klagen, welche die Unterthanen dieses Monarchen gegen die Spanier über seine harte Regierung führten, zeigen an, daß er ein wahrer Tyrann war, welcher nur seine Macht und seinen Willen zur Richtschnur hatte; der nur auf das Glück des Volks dachte, so lange es dem seinigen zuträglich war; welcher immer die Menschlichkeit erniedrigte, um seine Würde als Kaiser zu erheben: welcher endlich eine natürliche Grausamkeit mit der Barbarey seiner Nation verband. Sein Betragen gegen die Spanier aber beweiset sei-

Solis B. 4. K. 10.

ne

ne wahrhaftig niedrige Seele: er war nur stolz gegen die, welche ihn fürchteten; und ließ sich bis zur Erniedrigung herab gegen diejenigen, die er für mächtig hielt, ihm widerstehn zu können.

Der Tod des Montezuma war für den Cortez ein tödtlicher Schlag: seine Hofnungen gründeten sich auf die freywillige Unterwerfung, zu der er ihn zu bringen gewußt. Alle seine Maßregeln waren verrückt: er sah sich genöthigt, einen andern Plan zu entwerfen. Erst nahm er sich vor, die mexikanischen Officiere, welche stets bey dem Kaiser geblieben waren, zu versammlen, und wählte sechse von ihnen, die seinen Leichnam nach der Stadt bringen sollten, damit er seiner Würde gemäß zur Erde bestattet würde. Er schickte zugleich mit ihnen viele Opferer, die er bey verschiedenen Scharmützeln gefangen bekommen, und ließ durch sie den Häuptern der Rebellen sagen: „der General der Fremden schicke ihnen den Leichnam ihres durch ihre „eigne Hände ermordeten Kaisers; dieses „ihr Verbrechen gäbe seinen gerechten Waffen ein neues Recht; Montezuma habe „ihm bey seinem Tode die Rache dieser Frevelthat aufgetragen: aber er hielte es für „eine viehische Ungestümmigkeit des Volks, „welche der Adel ohne Zweifel nicht unterlassen würde zu bestrafen, und er böte ih-

„nen

„nen Friedensvorschläge an; sie könnten „Abgeordnete dazu schicken, und verspräche ihnen sehr gute Bedingungen; aber „würden sie der Vernunft nicht Gehör geben, so wollte er sie als Rebellen und Vatermörder behandeln.“

Die mexikanischen Herren giengen mit dem Leichnam des Montezuma auf ihren Schultern so gleich ab. Man bemerkte oben von den Mauern, daß die Aufrührer ihn mit Ehrfurcht empfiengen. Sie verließen alle ihre Posten, und versammleten sich, ihm nachzugehn. Die Stadt ertönte von Geheule die ganze Nacht durch. Den Morgen drauf trug man die Leiche dieses unglücklichen Regenten auf den Berg Chalputepek, das ordentliche Begräbniß der mexikanischen Kaiser, wo man ihre Asche mit besonderer Sorgfalt aufbewahrt.

Einige Schriftsteller haben versichert, daß die Mexikaner den Leichnam ihres Kaisers in den Straßen herumgeschleift, in Stücken zerhauen, und seine Weiber und Kinder ermordet hätten, nachdem sie ihnen alle Arten von Beschimpfung angethan. Andere haben erzehlt, man hätte ihn dem Spotte und der Beschimpfung des Pöbels ausgestellt, bis einer seiner Bedienten aus zusammengelesenen wenigen Holze einen Scheiterhaufen gemacht, und den Körper in einem abgelegenen Orte verbrannt hätte.

te. Es scheint viel wahrscheinlicher, daß sie ihm die schuldigen Ehrenbezeugungen gemacht. Alle Mexikaner bezeugten es nach der Eroberung den Spaniern durchgängig.

Montezuma hinterließ viele Kinder. Zwey seiner Söhne wurden bey dem Abzuge des Cortez getödtet. Ein dritter empfieng die Taufe, kurz nach dem Tode seines Vaters, und bekam den Namen **Don Pedro von Montezuma.** Er war der Sohn einer Prinzeßinn von Tula. Seine Mutter wurde auch eine Christinn, und erhielt den Namen **Donna Maria von Niagua Fuchtil.** Karl der fünfte gab ihrem Sohne große Ländereyen in Neuspanien, und erhielt den Titel eines Grafen von Montezuma. Seine Nachkommen sollen noch da seyn, und eben diesen Titel führen.

Die Mexikaner hatten in den drey Tagen, daß Montezuma an seinen Wunden darnieder lag, keine beträchtliche Bewegung gemacht. Cortez beredte sich Anfangs, ihre Ruhe wäre eine Folge ihrer Reue über ihr Verbrechen, und eine Furcht vor der zu erwartenden gerechten Strafe seyn; aber seine Kundschafter benahmen ihm seinen Irrthum; sie berichteten ihn, daß die drey Tage mit der Krönung des Quetlavaca, Caziken von Yzlalapa, und zweyten Churfürsten des Reichs, verbracht worden wären.

Die

Die Mexikaner wollen die Spanier ausrotten.

Die Officiere, welche mit dem Leichnam des Montezuma ausgegangen waren, kamen nicht wieder, woraus der General sah, daß der neue Monarch geneigt sey, den Krieg fortzusetzen. Seine Kriegsmacht war nicht so groß, um die Eroberung von Mexiko unternehmen zu können, wo alle Tage neue Truppen aus den benachbarten Provinzen einrückten; er begnügte sich also mit einem ehrvollen Abzuge, und mit dem Vorsatze, mit neuen Truppen wiederzukommen, und den Vorwand, den getödteten Montezuma zu rächen, geltend zu machen. Mit diesem Entwurf war er eben beschäftigt, als man ihm meldete, die Mexikaner stünden unter Waffen und rückten an sein Lager mit einer Ordnung, die man vorher bey ihnen noch nicht bemerkt.

Fünf hundert auserwählte Soldaten bemächtigten sich der Thürme des Tempels, von denen sie auf einen Theil des spanischen Lagers Pfeile und Steine schleudern konnten. Cortez sah die Nothwendigkeit ein, sie aus diesen Posten zu treiben, ließ daher den größten Theil seiner Mannschaft ausrücken, theilte sie in viele Schaaren, um denen den Paß zu sperren, die diesen Thürmen zu Hülfe kommen möchten. Er trug dem Hauptmann Escobar auf, den Tempel mit seiner Compagnie und hundert andern auserwählten Soldaten anzugreifen.

Er wurde dreymal zurückgeschlagen. Cortez, welcher zu Pferde gestiegen war, um allenthalben seine Order geben zu können, bemerkte die Verlegenheit des Escobar, verstärkte seine Schaar mit einigen Tlaskalanern, welche beym Hinterhalte waren, stieg vom Pferde ab, ließ sich an seinen verwundeten Arm einen runden Schild binden, und lief, mit dem Degen in der Hand, auf die Treppe des Tempels an. Seinem Beyspiel ahmten bald die Soldaten nach, die keine Gefahr mehr sahen, da sie an der Seite ihres Generals stritten. Sie gelangten bald auf die Höhe der Thürme, und ermordeten alle die, welche sich da befanden. Die meisten waren von Adel, und ihr hartnäckiger Widerstand bewieß, welchen großen Unterschied die Liebe zum Vaterlande unter den Menschen macht. Sie ließen sich eher in Stücken hauen, als daß sie die Waffen gestreckt hätten. Einige stürzten sich über das Geländer, in der Ueberzeugung, ein Tod aus freyer Wahl sey rühmlicher. Die Tempeldiener ruften das Volk zur Vertheidigung der Götter, und starben im Streite. In dieser Verwirrung und Verlegenheit entschlossen sich zwey brave Indianer, für ihr Vaterland sich aufzuopfern, und sich mit dem General von der Höhe des Tempels zu stürzen. Nachdem sie ihren Entschluß gefaßt, giengen sie einander zur Seite, und als sie den

Bayerische Staatsbibliothek München

General am Rande des Abgrundes bemerkten, so warfen sie ihre Waffen von sich, als wollten sie sich ergeben, fielen mit den Knien auf die Erde, und ohne Zeitverlust machten sie sich über den Cortez her, und wollten ihn mit aller Gewalt über das Geländer herabwerfen; aber Cortez hatte Kraft und Stärke; er wandte sich los, und die beyden Indianer fielen herunter. Er bewunderte selbst die Größe ihres Muths.

Cortez ließ alle Lebensmittel, die er im Tempel fand, nach seinem Lager bringen. Hernach befahl er die Thürme und viele Häuser zu verbrennen, welche hinderten, daß die Kanonen ihre Wirkung nicht thun konnten. Als er sah, daß der Streit noch in den Straßen dauerte, so stieg er zu Pferde, sprengte mitten unter die Indianer, indem er alles, was ihn vorkam, niederwarf; aber in der Hitze des Gefechtes drang er so weit, daß ihm der Zurückweg abgeschnitten wurde. In dieser äußersten Noth sprengte er in eine andere Gasse, wo er weniger Verlegenheit für sich sah. Einige Schritte davon stieß er auf eine beträchtliche Parthey in Unordnung gerathener Indianer, die den Andreas Duero einen seiner besten Freunde fortschleppten, der durch den Fall seines Pferds in ihre Hände gekommen war. Sie führten ihn nach den ersten Tempel, um ihn den Götzen zu opfern,

und

[library stamp, illegible]

und ihre Absicht rettete ihm das Leben. Cortez spornte sein Pferd mitten in den Haufen, vertrieb die, welche den Duero hielten, und brachte die übrigen in Unordnung. Duero hatte die Freyheit sich loszumachen: ergriff den Dolch, welchen seine Feinde ihm aus Unvorsichtigkeit gelassen, und fand Mittel, seine Lanze und sein Pferd wieder zu erhalten. Alsdann verbanden sich diese beyden Freunde, jagten im stärksten Galop durch die Straßen, drangen durch die Feinde, und kamen wieder zu den Spaniern.

Cortez wollte seine Quartiere nicht unvertheidigt lassen, und ließ daher zum Rückzuge blasen. In diesem hartnäckigen Gefechte hatte er das Glück, nicht einen Mann zu verlieren, und nur eine kleine Anzahl Verwundete zu finden.

Als die Mexikaner sahen, daß es ihnen unmöglich sey, die Spanier mit Gewalt zu bezwingen, so beschlossen sie List zu gebrauchen. Sie schickten Abgeordnete nach dem Lager der Spanier, die um eine Unterredung mit dem Generale anhalten mußten. Cortez erschien selbst. Sie erklärten ihn im Namen des neuen Kaisers, man wolle mit den Angriffen innehalten, und den Spaniern die Freyheit lassen, sich bis an das Meer zurückzuziehen; aber unter der Bedingung, daß sie sich dazu nur so viel Zeit nähmen, als zur Reise nöthig sey,

und daß sie auf der Stelle dieses Anerbieten annähmen; im widrigen Falle der Kaiser sie alle bis auf den letzten Mann aufzureiben beschlossen hätte. Sie fügten hinzu, die Erfahrung habe die Mexikaner gelehrt, daß die Spanier nicht unsterblich wären, und wenn der Tod eines jeden ihm auch zwanzig tausend Mann kosten sollte, ihm doch noch genug Volk übrig bliebe, den letzten Sieg zu feyern. Des Cortez Antwort darauf war mit Bescheidenheit und Stolz vermischt. Er sagte, er habe nie auf Unsterblichkeit Anspruch gemacht; aber mit der wenigen Mannschaft, die er hätte, deren Muth und Vorzug über die andern er kenne, wäre er im Stande, das mexikanische Reich zu vernichten. Doch in Erwegung dessen, was die Mexikaner wegen ihrer Hartnäckigkeit gelitten, habe er beschlossen, abzumarschiren, weil seine Gesandtschaft durch den Tod des Montezuma geendigt sey, dessen Güte allein ihn am Hofe zurückgehalten, und er verlange nur anständige Bedingung, um diesen Entschluß auszuführen. Die Abgeordneten schienen über diese Antwort zufrieden, und wurden über einen Waffenstillstand in Erwartung fernerer Erklärung, einig.

Die Mexikaner hatten gar nicht die Absicht, die Spanier in Ruhe und Friede, so wie sie erklärt, abziehen zu lassen. Sie suchten

suchten vielmehr so viel Zeit zu gewinnen, als sie brauchten, um ihnen alle Pässe zu versperren, sie in ihrem Lager einzuschliessen, und durch Hunger und eine hartnäckige Belagerung zu zwingen, daß sie sich endlich auf Gnade und Ungnade ergåben. Doch machten sie sich einen Vorwurf, so viele Caziken dabey aufzuopfern, welche in dem Gefolge des Montezuma gewesen, und in der Gewalt der Spanier geblieben waren. Nach vielen Berathschlagungen entschieden die Minister des neuen Kaisers, man müßte sie dem Staatsinteresse aufopfern: aber sie machten es sich zu einer Religionspflicht, das Haupt der Opferer, welcher mit ihnen in dem Lager der Spanier geblieben war, zu befreyen; sie verehrten ihn als die zweyte Person im Staate. Um ihn zu befreyen, schickten sie die nemlichen Bothschafter ab, welche dem Cortez sagten, um das Streiten zu vermeiden, müßte er einen von den bey ihm gefangenen Mexikanern aussuchen, und ihn von allen den Bedingungen unterrichten, welche er dem Kaiser vorlegen wollte. Da sie sahen, daß er ihre Gründe billigte, und ihnen zu folgen bereit war, so ließen sie dem Cortez, gleichsam zur Nachricht, beybringen, er müsse diesen Auftrag dem alten Opferer thun, den er gefangen hielt, weil der Kaiser Vertrauen zu ihm hätte. Diese List hatte die erwartete Wirkung. Doch

merkte auch Cortez ihre Absicht: aber er wollte über alle Muthmaßungen gehn, und um zu einer Gewißheit zu gelangen, glaubte er sich dieses Gefangenen entledigen zu müssen, dessen Gegenwart ihm selbst unerträglich war. Der große Opferer wurde demnach von allen verlangten Bedingungen der Spanier sorgfältig unterrichtet. Den Morgen drauf sahen die Vorposten, daß die Feinde das Lager einschließen wollten, Graben und Wälle an dem Damm des Sees machten, alle Brücken abgebrochen und eine große Menge Arbeiter abgeschickt hatten, um die Tlaskalasche Straße zu versperren.

Diese Nachricht setzte den Cortez in einige Unruhe: aber er kam bald wieder zu seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und hatte bald ein Mittel dagegen. Er gab Befehl zu Bauung einer beweglichen Brücke, welche mit starken Balken und Bretern versehn würde, damit sie sein schwer Geschütze tragen könnte: versammlete so dann seine Officiere, stellte ihnen die drohende Gefahr und alle dabey zu versuchende Wege vor sich daraus zu reissen. Wegen der Nothwendigkeit des Abmarsches hatte es gar keinen Zweifel mehr; sondern man war nur lange unschlüßig, ob er bey Nacht oder bey Tag geschehen sollte. Kurz, Cortez beschloß, nach der Mehrheit der Stim-

men bey Nacht abzumarschieren, und zwar gleich in der nächsten, damit die Feinde nicht Zeit erhielten, die Hindernisse zu vermehren.

Mit Ende des Tags schickte er einen Gefangenen, um den Vergleich nach den Bedingungen fortzusetzen, die dem Opferer aufgetragen waren, in der Hofnung, durch diese Finte die Mexikaner zu betrügen, und ihnen weiß zu machen, daß man ihre Antwort erwarten würde. Er wollte eine so kostbare Zeit nicht verlieren, und gab also seine Befehle mit solcher Sorgfalt und Genauigkeit, daß er alles voraus zu sehn schien. Er ließ sich so dann den Schatz bringen, welchen er stets der Aufsicht eines Officiers anvertraut, nahm davon das Fünftel für den König von Spanien, und ladete es auf einige verwundete Pferde. Der Rest belief sich über sieben hundert tausend Thaler; aber er beschloß, ihn aufzugeben, und sagte, Krieger müßten ihre Hände nicht mit Gold beschweren, sondern sie zur Vertheidigung ihrer Ehre und ihres Lebens brauchen. Da er aber merkte, daß die meisten Soldaten einen so großmüthigen Entschluß mißbilligten, so ließ er sich einige Worte entfahren, die zu verstehen gaben, es könnte jeder davon so viel nehmen, als er auf dem Marsche mit forttragen könnte. Viele beluden sich aus unbesonne-

nem Geitze so sehr, daß es ihm theuer zu stehen kam.

Die Spanier setzen sich auf den Marsch, um aus Mexiko zu rücken.

Die Spanier rückten gegen Mitternacht aus ihren Standquartieren. Da die Vorposten und Kundschafter gar keinen Schein einer Bewegung in der Stadt bemerkt hatten, so marschirten sie einige Zeit mit Hülfe der Finsterniß und des Regens in einer Stille, die von Furcht, und Unterwürfigkeit entstand. Die bewegliche Brücke wurde bis an den ersten Kanal getragen, und das Vordertreffen bediente sich ihrer glücklich: aber die Last von dem Geschütze und den Pferden drückte sie so tief in Morast und Steine, daß man für unmöglich erkannte, sie vor Ende der Nacht wieder herauszuziehn und nach den andern Kanälen zu bringen. Die Officiere gaben ihre Befehle zur Arbeit, und der Eifer, sie zu vollziehen, war außerordentlich. Cortez, welcher mit dem ersten Trupp übergegangen war, ließ ihn vorrücken, um den Damm nach und nach frey zu machen, und blieb am Ufer der Ueberfahrt mit einigen seiner bravsten Soldaten. Unterdessen, daß die Spanier mit ihren Rettungsmitteln beschäftiget waren, wurden sie von allen Seiten angegriffen, und mußten die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen.

Die

Die Mexikaner hatten alle ihre Bewegungen mit einer Verstellung beobachtet, deren man sie gar nicht fähig hielt. Man weiß nicht, auf welche Art sie die Abreise der Spanier erfahren hatten; aber gewiß ist es, sie brachten den ersten Theil der Nacht damit zu, daß sie den See von beyden Seiten des Damms mit einer Menge bewafneter Bote gedeckt, und unter Begünstigung der dunkeln Nacht gewartet hatten, bis das Vordertreffen der Spanier auf der Brücke wäre, um ihren Angriff anzufangen. Sie führten sich mit solcher Klugheit, daß man zu gleicher Zeit als man ihr Kriegsgeschrey vernahm, auch ihre Pfeile fühlte. Ihre Landtruppen stürzten über das Hintertreffen her, und der Streit wurde allgemein. Die ganze spanische Armee wäre ohne Hülfe verlohren gewesen, wenn die Mexikaner in der Hitze des Streits eben die Ordnung beobachtet hätten, welche sie im Angriffe befolgten: aber ihre Gewohnheit gieng über ihren Gehorsam; sie griffen an dem Orte, wo die Hauptarmee war, mit so schrecklicher Verwirrung an, daß ihre Bote an den Damm stießen, zerbrachen, und der Stoß derer, die vorausschiften, war eine andere fast eben so furchtbare Klippe. Cortez, welcher an der Spitze des Vordertreffen war, ermunterte seine Soldaten durch sein Beyspiel: eine unglaubliche Menge Indianer, welche aus

Die Mexikaner greifen sie in der Nacht an.

den Boten gestiegen, und mit Verwirrung auf den Damm gekommen, um sich gegen ihn zu stellen, wurde in den See und in den zweyten Kanal des Damms zurückgetrieben. Dieser Kanal wurde von Leichnamen so voll gestopft, daß er eine Brücke gleichsam war, worüber die Spanier gehen konnten. Einige Schriftsteller, sagt Solis, versichern, die Mexikaner hätten, indem sie die Brücke zerbrochen, einen sehr breiten Balken zurückgelassen, über welche die Spanier der Reihe lang gegangen wären: die Reiter führten ihre Pferde mit dem Zügel durch das Wasser. Es ist möglich, daß mit den Körpern dieser unglücklichen Indianer der Kanal angefüllt ward, welche fast ganz nackend und ohne Ordnung stritten, und der Balken auch zurückblieb. Dem sey aber wie ihm will, genug das Glück und ihre Tapferkeit machtens, daß sie die Schwierigkeiten dieses Uebergangs überstanden. Das Vordertreffen, bey welchem Cortez immer war, setzte seinen Marsch fort. Es verweilt sich wenig am letzten Kanale, weil die Nähe des Lands eine beträchtliche Verminderung des Wassers in dem See machte; denn man konnte leicht durchwaden. Hätten die Mexikaner die Vorsicht gehabt, und am Ende des Damms Truppen gestellt, so wären die Spanier alle aufgerieben worden, und ihnen nicht einer entwischt. Sie

waren

waren alle müde und verwundet; das Wasser gieng ihnen bis an den Gürtel, und sie hätten nur ein für sie selbst sehr nachtheiliges Treffen liefern können.

Cortez stellte seine Vortruppen in Schlachtordnung, so bald sie hinüber waren, übertrug das Commando einem seiner Officiere, kehrte wieder zurück nach dem Damm mit seinen bravsten Hauptleuten, stürzte mitten unter die Feinde, mit welchen sein Hintertreffen handgemein geworden, und trennte sie so, daß die Spanier mitten durch sie defilirten. Um den Weg noch freyer zu haben, opferte er sein grobes Geschütz auf, das ihn zu viel Verlegenheit machte, und ließ es im Wasser versinken. Durch seinen Muth und seine Klugheit befreyte er doch endlich den größten Theil seiner Hintertruppen, und brachte sie auf die andere Seite des Sees, wo die Truppen, welche zuerst über den Morast gegangen, in Schlachtordnung standen. Er genoß so dann alle Zufriedenheit, welche gemeiniglich die kluge und muthige Besiegungen der größten Gefahren gewährt: aber seine Ohren vernahmen das Geschrey vieler Spanier, welche sich in den letzten Augenblicken ihres Lebens Gott empfohlen.

Man konnte ihnen unmöglich Beystand leisten. Die Indianer hatten die fliegende Brücke zerbrochen, welche über den ersten Kanal

Kanal des Morastes geschlagen war. Die Zurückgebliebenen wurden umgeben, und in Stücken zerhauen. Ihr unmäßiger Geitz soll die einzige Ursache ihres Verlustes gewesen seyn: denn die Lust des mitgenommenen Golds hatte sie blos verhindert nachzukommen. In der Zeit, daß Cortez über den zweyten Kanal des Morastes gieng, kam Alvarado zu ihm. Dieser Officier hatte sein Leben seinem Muthe und seiner Behendigkeit zu danken. Als sein Pferd unter ihm getödtet, er von allen Seiten angegriffen, und ihm der Rückweg durch einen sehr breiten Kanal versperrt war, so steckte er die Spitze seiner sehr langen Picke in den Kanal, schwang sich in die Luft, und kam hinüber auf die andere Seite. Bey seiner Zurückkunft nach Mexiko, erstaunte dieser Officier über diesen Kanal, und fand diese That selbst mehr als unwahrscheinlich: aber da hatte er kaltes Blut; und als er über den Kanal sprang, trieb ihn die äußerste Noth zu dieser Kühnheit.

Es ward Tag, als die Trümmern der Armee sich an den Ufern des Sees gesammelt hatten. Cortez befahl bey Tacuba, eine sehr bevölkerte Stadt, von welcher die vornehmste Straße in Mexiko ihren Namen führte, halte zu machen. Man hätte von den Einwohnern, welche den Mexikanern

nern zugethan waren, einige Feindseligkeiten befürchten können: aber der General wollte sich lieber dieser Gefahr unterziehn, um diejenigen, welche aus dem Streite entrinnen können, wieder zusammenzubringen. Diese Vorsicht rettete auch in der That das Leben vielen Spaniern und Tlaskalanern, welche mit vieler Geschicklichkeit über den See geschwommen, und sich in den benachtbarten Maizenfeldern versteckt hatten. Als er die Armee musterte, fehleten ihm zwey hundert Spanier, mehr als tausend Tlaskalaner, und sechs und vierzig Pferde. Unter den Fehlenden zählte man viele Officiere von Ansehn, unter andern den Johann Velasquez von Leon. Cortez war über den Verlust so sehr gerührt, daß er sich das Gesicht mit seinen Händen bedeckte, sich auf einen Stein niederwarf, und stillschweigend seiner Bestürzung nachhieng. Doch er kam wieder zu sich, und gab Befehl zum Aufbruche. Die Soldaten bemerkten, daß ihm die Thränen von Augen liefen, und dieß Zeugniß seiner Empfindsamkeit erwarb ihm ihre Freundschaft eben so sehr, als sein Muth und seine Klugheit ihre Ehrfurcht erhielt. Mitten in diesem Unglücke hatte er eine Art von Trost: Aguilar, dieser Spanier, welcher, wie wir schon gesagt, die Yucatansche Sprache erlernt, und Marina waren dem Blutbade entgangen. Die ganze Armee, welche die Wichtigkeit ihrer

rer Erhaltung einsah, empfieng sie mit Freuden.

Auf dieses Glück folgte ein anderes, welches man zu hoffen nicht Ursache hatte; die Mexikaner blieben in einer Unthätigkeit, welche den Spaniern Zeit ließ, alle nöthige Vorsicht zum Marsche zu nehmen. Und diese Unthätigkeit der Feinde verursachte ein Zufall, den Cortez erst nachher erfuhr. Zwey Söhne des Montezuma, welche ihren Vater nicht verlassen, blieben nach seinem Tode bey den Spaniern, die sie gefangen mit wegführten; bey Uebersetzung über den Morast wurden sie von den Mexikanern selbst ermordet, welche sie in der Finsterniß der Nacht nicht kannten. Den Morgen darauf bey Plünderung der Todten fand man die Leichname dieser beyden unglücklichen Prinzen. Die Bestürzung darüber verbreitete sich über die ganze Armee und das Volk von Mexiko.

Der neue Kaiser, welcher einen Beweiß seines Schmerzes, wenigstens aus Verstellung geben mußte, befahl, die Waffen abzulegen, und die Beerdigungs-Ceremonie mit gewöhnlichen Schreyen und Heulen anzufangen, bis daß man die Leichname dieser beyden Prinzen in die Grabestätte ihrer Ahnherren gebracht hätte. Ihr Tod verschafte den Spaniern die Ruhe, die sie nach so vielen ausgestandenen Strapa-

ten nöthig hatten. Doch dem Cortez gieng es sehr zu Herzen, als er diese Nachricht erfuhr: er verehrte in ihnen das Andenken ihres Vaters, welcher gegen die Spanier so viele Gnade bezeugt. Ueberdieß gründete er einen Theil seiner Hofnungen auf die Rechte, welche sie auf das Kaiserthum hatten.

Unterdessen rückte die Armee gegen Tlaskala, unter Anführung der Truppen dieser Nation. Es währte nicht lange, so entdeckte man einige Haufen Mexikaner, welche ihr hinten nachfolgten, ohne ihr nachzukommen. Sie waren auf Befehl des Kaisers aus Tacuta, Escapulzaco und Tenecuyaco ausgerückt, um die Spanier bis zur Beendigung der Leichenbegängnisse aufzuhalten. Zu diesen Haufen stießen noch andere Truppen von allen Seiten; alsdann rückten sie mit Drohungen an und erhuben ein Geschrey, das stets bey ihnen vor dem Streite hergeht. Cortez stellte so gleich seine Truppen in Schlachtordnung, und stellte ins erste Glied alle die Schießgewehr hatten. Die Reiterey wurde an beyde Flügel vertheilt. Alle Mexikaner, die sich näherten, wurden übern Haufen geworfen; aber ihr Tod schreckte nicht die andern, welche so gleich ihre Stelle einnahmen. Die Reiterey that von ihrer Seite auch Ausfälle auf die Feinde, und

ver-

verheerte eine ungeheure Menge derselben; aber es kamen unaufhörlich neue Truppen, welche an die Stelle der Todten traten. Die Spanier fieng das viele Morden zu ermüden an, und der Sieg wurde ihnen immer streitig gemacht. Cortez, welcher zu gleicher Zeit als Soldat und General seine Schuldigkeit that, bemerkte eine Anhöhe, welche die ganze Ebne bestrich, und auf welcher ein Gebäude mit Thürmen stand. In der äußersten Noth, worinn er sich befand, beschloß er, diesen vortheilhaften Posten zu gewinnen, schickte einige Soldaten ab, ihn auszukundschaften, und ließ bald darauf die ganze Armee dahin abmarschiren. Dieser Zug verursachte den Spaniern viele Beschwerlichkeit, weil sie stets dem Feinde Widerstand thun mußten, der ihnen von allen Seiten zusetzte. Doch sie kamen endlich dahin, und die Feinde wagten keinen Anfall auf sie, sondern blieben zurück.

Dieser Ort, welchen sie als einen Zufluchtsort betrachteten, war der Tempel der Götzen, welchen die Mexikaner um eine fruchtbare Ernde anriefen. Der Umfang des Gebäudes war sehr groß und an beyden Seiten mit Thürmen besetzt. Da die Spanier ihn für unüberwindlich hielten, so ruhten sie sich aus, und die Indianer zogen sich, nach ihrer Gewohnheit, mit

Ein-

Einbruch der Nacht zurück. Cortez erinnerte sich stets des Schutzes, welchen der Himmel ihm in diesem so kritischen Augenblicke gewährt; und ließ nachher daselbst eine Einsiedeley unter dem Titel **Unserer lieben Frauen Schutz** erbauen.

Als die Lebensmittel zu fehlen anfiengen, so beschloß man noch in der Nacht, nach einigen Stunden Rast, aufzubrechen. Man setzte sich gegen Mitternacht in Marsch, und ließ die Wachfeuer brennen, um den Feind zu trügen. Die Spanier legten zwey Meilen in der Finsterniß zurück. Sie wurden auf ihrem Marsche von einigen Rotten Landleuten angegriffen, welche Befehl gehabt hatten, sich zu versammeln und sie zu beunruhigen; aber sie wurden stets mit Verlust zurückgetrieben. Als der Tag anbrach, entdeckte man einen andern Tempel, in welchen die Spanier sich retteten, um das Land zu beobachten, und zum Marsche am Tage neue Maßregeln zu nehmen. Die Truppen Bauern, welche unordentlich herumstreiften, hinderten die Spanier nicht weiter zu rücken: zwey Meilen davon kamen die letztern in einen Flecken, von Einwohnern zwar verlassen, aber nicht von Lebensmitteln leer. Hier hielt sich die Armee einige Zeit auf, weil ihnen der Zustand, worinn sich die Verwundeten befanden, nicht weiter zu

gehn verstattete. Sie setzte sich wieder in Marsch, und kam in eine so wüste und leere Gegend, daß man weder Lebensmittel noch einen Ort fand, wo man die Nacht durch bedeckt gewesen wäre. Soldaten und Officier mußten Kräuter und Wurzel essen, deren Eigenschaften ihnen unbekannt waren, und man verließ sich auf das Zeugniß der Tlaskalaner, welche man vorausschickte, um sie zu sammlen. Unter die Kranken vertheilte man ein Pferd, welches gestorben war. Dieser mühselige Marsch brachte sie endlich in einen Flecken, deren Einwohner, statt wie alle andere, welche man bis jetzt angetroffen, zurückzuziehen, so viel Freude als Bereitwilligkeit den Spaniern zu dienen, bezeugten. Diese Sorgfalt und Beflissenheit aber war nur ein Netz, das man ihnen legte: man wollte ihnen alles Mißtrauen nehmen, um sich ihres Untergangs desto besser zu versichern.

Mit Anbruch des Tags marschirte die Armee nach dem Thal Otumba, durch welches sie ziehen mußte, um auf die Tlaskalasche Straße zu kommen. Als sie den Flecken verließ, bemerkte man, daß die Einwohner den Ton der Spötterey annahmen, welcher eine Art von Zufriedenheit bedeutete. Marina bemerkte, daß sie oft wiederholten: geht nur, ihr Tyrannen; der Ort ist euch gewiß, wo ihr alle umkommen

sollt?

sollt? Diese Rede verursachte dem Cortez viele Unruhe; er zweifelte gar nicht an einem Hinterhalte, den man den Spaniern legen würde. Man wußte wohl, daß die Indianer, indem sie ihre natürliche Lebhaftigkeit mindern, dadurch entdecken, was sie am meisten zu verhählen trachten. Trotz dieses Argwohns aber setzte er seinen Marsch fort, munterte seine Truppen auf, und bereitete sie zu allen Vorfällen, die ihnen zustoßen konnten. Er ließ einige Kundschafter vorausgehen, welche ihn berichteten, daß man von der Höhe des Bergs eine unzählbare Menge bewafneter Indianer sehen könnte. Es war die Armee, welche vor dem erwehnten Tempel nachgelassen, und alle Macht des Reichs an sich gezogen. Sie hatten Befehl erhalten, in aller möglichen Eil gegen das Thal Otumba vorzurücken, durch welches die Spanier mußten, um nach Tlaskala zu kommen, und ihnen aus allen Kräften zuzusetzen. Sie hatte so geeilt, daß sie schon das ganze Thal eingenommen hatte: ein so wohl entworfener und so schnell ausgeführter Plan scheint dem Solis der policiertesten Nation würdig.

Die Spanier werden durch eine unzählbare Armee angegriffen.

Die mexikanische Armee bestand aus verschiedenen Völkern, die sich durch ihre Fahnen und Federn unterschieden. Der General des Reichs war in der Mitten. Er

Er wurde in einer prächtigen Sänfte getragen, und schien seine Befehle zu geben, und unter seinen Augen ausführen zu lassen. Er trug die Kaiserliche Standarte, welche man in keinen andern Händen ließ, als in den seinigen, und nur bey den wichtigsten Gelegenheiten aufwickelte. Es war ein ganz goldner Faden, welcher um das oberste Ende einer Picke hieng, und mit Federn von verschiedenen Farben begränzet war.

Cortez sah diese Zurüstung nicht ohne Schrecken; er rief den Himmel um Beystand und sagte seinen Soldaten, hier müßten sie siegen oder sterben. Die Soldaten unterbrachen ihn alle einstimmig und sagten, sie erwarteten nur seine Befehle, um auf den Feind loszugehn. Er beschloß, mitten durch die Amerikaner und den engsten Paß des Thals seinen Marsch zu nehmen, wo sie nicht Gelaß genug hätten, sich vor ihm auszubreiten. Nach diesem Plan gieng seine ganze Armee in einem Zuge. Er bewafnete alle Glieder mit Flinten und Picken. Die Reiterey stellte er vorne und hinten, und an die Flügel. Er marschirte an der Spitze seiner Armee und rief: **heiliger Jakob und heiliger Peter**, und so rückte er in das Thal. Das erste Feuer geschah so schnell, und mit so vieler Klugheit, daß die Feinde nicht Zeit hatten, ihre Pfeile abzuschiessen. Darauf wurden

sie

sie gleich mit Picken und Degen angefallen, und die Reiter warfen alles um, was ihnen vorkam. In diesem ersten Angriffe machten sich die Spanier vielen Platz. Die Mexikaner, von ihrem Schrecken sich erholend, stritten mit solcher Wuth, daß sie mit äußerster Geschwindigkeit die Lücken füllten, die ihnen die Spanier in ihrer Armee machten. Das Thal hatte das Ansehen eines Meers, welches von Wellen hin und her getrieben wird. Cortez, stets an der Spitze der Spanier, brachte allenthalben Tod, wo er hintraf, fieng aber doch an zu fürchten, diese Menge Feinde würde am Ende die Kräfte seiner Soldaten erschöpfen. Er suchte Mittel, sich aus einer solchen schrecklichen Verlegenheit zu reissen; allein seine Einbildungskraft gab ihm keines an die Hand. Ihm blieb nichts, als der Schmerz übrig, sich auf dem Punkte zu sehn, wo er alle seine Hofnungen und alle Früchte seiner Arbeiten verlieren würde. Doch er hatte eine zu erhabne Seele, um sich gänzlich der Verzweiflung zu überlassen, und die Fertigkeit zu denken und zu handeln zu verlieren, welches gemeinen Menschen gewöhnlich widerfährt; er stritt immer, und dachte zu gleicher Zeit auf Mittel zu siegen. Er besann sich endlich, von den Mexikanern gehört zu haben, das ganze Geheimniß beym Treffen bestünde in Erhaltung oder Verlierung der Hauptstan-

darte, und eines oder das andere entschied den Sieg. So gleich wendete er die äußersten Kräfte an, die feindliche zu erobern, theilte den bravsten Officieren seiner Armee sein Vorhaben mit, und rückte an ihrer Spitze gegen den General der Mexikaner. Er machte sich einen Weg, und gelangte bis zu ihm. Er war von einer Anzahl Edler umgeben: aber die Gefährten des Cortez entfernten sie mit ihren Degen, und Cortez versetzte dem Indianischen General mit der Lanze einen Stoß, daß er von seiner Sänfte fiel. Einer von den Reitern, welche den Cortez begleiteten, stieg ab, tödete den mexikanischen General, nahm die Standarte, und übergab sie dem Spanischen General. Dieser Reiter war ein Edelmann. Karl der fünfte belohnte in der Folge seine That, und gab ihm zur Helmzierde seines Wappens den Federbusch, womit die Standarte von Mexiko gekrönt war.

So bald die Mexikaner sahen, daß die Reichsstandarte in den Händen der Feinde sey, so streckten sie alle das Gewehr, nahmen die Flucht gegen das Gehölze zu, welches den Rücken der Berge deckte. Cortez sah ein, wie vortheilhaft es sey, den Mexikanern alle Mittel abzuschneiden, ihn auf seinem Marsche zu hindern, und befahl daher seinen Reitern, ihnen nachzusetzen, und

sie

sie völlig zu zerstreuen. Sie richteten ein so schreckliches Blutbad an, daß die Mexikaner an diesem Tage mehr als zwanzig tausend Mann verlohren. Viele Spanier wurden verwundet, und zwey bis drey davon starben zu Tlaskala. Cortez empfieng mit einem Steine einen so heftigen Schlag an den Kopf, daß er durch seinen Helm gieng; und bekam eine so große Quetschung davon, daß er fast daran gestorben wäre. Der General überließ den Soldaten alle Beute, die unendlich war, weil die Mexikaner sich ihres Sieges gewiß glaubten, und ihre schönsten Kleidungen mitgenommen hatten, welche mit Edelsteinen zur Ehre des Triumphs bereichert waren.

Cortez, der die Bestürzung der Feinde nutzen wollte, versammlete seine Truppen, um den Marsch fortzusetzen. Man legte einige Meilen zurück, und da man Häuser antraf, so hielt man für gut, daselbst Halte zu machen, um die Verwundeten zu verbinden, mit denen es Gefahr haben könnte, wenn sie länger sich ermüden müßten. In der Nacht stellte man sorgfältig von allen Seiten Wachen aus, weil man den Abend feindliche Truppen auf den Bergen herumschweifen gesehn. Den Morgen darauf setzte er sich mit Anbruch des Tages in Marsch. Er kam bald in das Gebiete der Tlaskalaner, welches er an der großen

Mauer erkannte, die die Republik zur Vertheidigung ihrer Grenzen errichten lassen, und deren Ruinen noch existiren. Die Freude der Spanier gleichte ihren ausgestandenen Gefahren: die Tlaskalaner küßten den Boden ihres Vaterlandes, das sie wieder zu sehn verzweifelt hatten. Sie stellten sich alle um einen Brunnen, und verbrachten daselbst die Nacht in einer Ruhe, die ihnen seit langer Zeit unbekannt war. Cortez machte sich diese Ruhe zu Nutze, und ermahnte seine Soldaten, den Tlaskalanern nicht die geringste Ursache zum Mißvergnügen zu geben, sondern vielmehr alles anzuwenden, daß sie die Freundschaft dieses Volks in einer solchen Lage, worinn sie jetzt wären, erhielten. Er beschloß auf der Straße zu halten, und nicht eher in die Hauptstadt zu rücken, als bis er sich des Entschlusses des Raths versichert hätte. Er traf ein gegen Mittag in Gualipar, einem großen Flecken: die Einwohner kamen ihm entgegen, und empfiengen ihn mit allen Beweisen der Freude und Freundschaft. Der General schlug hier sein Lager auf, allein mit der nöthigen Vorsicht, um nicht in die Gefahr eines unklugen Vertrauens zu gerathen.

Er schickte zwey Tlaskalaner nach der Hauptstadt, dem Rathe seine Siege und seine Zurückkunft zu melden; allein der Ruf

war seinen Bothen zuvorgekommen. Eben da sie abreisen wollten, kam eine Gesandtschaft von dem Rathe. In derselben befanden sich Magiscatzin, ein besonderer Freund des Cortez, Xicotencatl, der Blinde, der General, sein Sohn, und viele andere Großen. Magiscatzin eilte auf den Cortez los, und schloß ihn in seine Arme; trat dann einige Schritte zurück, um einen Mann zu betrachten, von dem solche Wunder erzehlt wurden. Xicotencatl kam darauf und reichte die Hand nach der Seite zu, wo er die Stimme des Cortez hörte. Dieser ehrwürdige Alte nahm auch den General in seine Arme, und äußerte ihm seine Zärtlichkeit auf die rührendste Art: seine Freude drückte er durch einen Fluß Thränen aus: denn das war der einzige Beweiß, den seine Augen von seiner Gesinnung geben konnten. Alle Rathsherren beeiferten sich, den Spanier ihr Vergnügen, ihn wieder zu sehn, zu beweisen. Man bemerkte, daß der junge Xicotencatl sein Kompliment mit Kälte und so gar mit Stolz machte. Einige schrieben diese Aufführung der den untern Waffen erzogenen Kriegern gewöhnlichen Wildheit zu; aber Cortez war zu durchdringend, als daß er nicht gemerkt hätte, daß sie von einem vor seinem Sieger gedemüthigten Stolze herrühre.

Wie Cortez zu Tlaskala aufgenommen wird.

Die Rathsherren sagten ihm, daß die Republik, da sie von seinem Marsche unterrichtet worden, dreyßig tausend Mann bewafnet habe, um sie ihm zu Hülfe zu schicken; aber die Schnelligkeit seines Siegs habe ihr keine Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens gelassen. Sie setzten hinzu, er würde die Tlaskalaner bereit finden, alles auf seinen Befehl zu unternehmen, und den Schimpf zu rächen, den ihm die Mexikaner angethan. Sie bezeigten zugleich ihre große Besorgniß über seine Wunde, bedauerten den Verlust der gebliebenen Spanier, vornehmlich den Johann Velasquez von Leon, den sie wegen seines Verdiensts sehr liebten. Sie baten ihn, auf das eiligste nach Tlaskala zu gehn; doch gestanden sie ihm einige Rasttage zu, damit sich die Soldaten von ihren Strapatzen erholen könnten, und sie selbst Zeit erhielten, seinen Einzug so zu bereiten, als sie die Triumphe ihrer Generale zu feyern gewohnt wären. Cortez dankte ihnen mit aller Zufriedenheit über ihre bewiesene Freundschaft, und schmeichelte sich, der Beystand dieser tapfern Nation würde ihm zur Eroberung von Mexiko hinlänglich seyn.

Sein Einzug in Tlaskala.

Während ihrem Aufenthalte zu Gualipar wurden die Spanier auf Kosten der Republik bewirthet. So bald die Verwundeten wieder marschiren konnten, gab man

man dem Rathe davon Nachricht, und reisete ab. Die Officiere und Soldaten schmückten sich mit den Federn und Steinen der Mexikaner. Die Caziken und Gesandten giengen zusammen vor den Spaniern her mit aller ihrer Pracht und einem großen Gefolge von Kriegern. Die Strassen waren mit einer großen Menge Volks umzingelt, welches die Luft von ihren Zurufungen ertönen ließ. Als die Spanier in die Stadt kamen, so erschallten die Trompeten, Flöten und Hörner wechselsweise nach einander. Alle Geschichtschreiber besagen, daß dieser Einzug im Monat Julius 1520. geschah. Magiscatzin bat den Cortez so sehr, daß er bey ihm die Wohnung zu nehmen sich anheischig machen mußte. Der alte Xicotencatl nahm Don Petro von Alvarado in sein Hauß. Die übrigen Caziken wollten bey sich auch verschiedene Hauptleute bewirthen; aber sie entschuldigten sich damit, daß die Wache und das Lager ohne Befehlshaber nicht bleiben müßte.

Den Abend giengen die Siegesfeste an, und dauerten viele Tage. Es wurden Preise für diejenigen ausgesetzt, welche am geschicktesten den Pfeil abschießen würden: andere wetteiferten im Sprunge und Laufe. Der Abend war für die Seiltänzer und Schränken bestimmt. Alle diese Schauspiele

spiele endigten sich mit einem Balle. Allenthalben, wo man verkleidete Personen erscheinen sah, und das Volk sich der Freude überließ, hörte man auch Tanz.

Cortez wünschte sich Glück, so viele Freymüthigkeit bey dieser Nation zu finden: die Edlen bewiesen ihm eben so viel Freundschaft als das Volk Ehrfurcht. Er gab ihnen aber auch alle mögliche Merkmale der Freundschaft, und ward darinn von Officieren und Soldaten nachgeahmt. Diese Eintracht, welche man von beyden Seiten genoß, ward durch einen Zufall gestört, welcher die Spanier und Tlaskalaner bestürzt machte. Die Wunde des Cortez war durch die unaufhörliche Bewegung schlecht abgewartet worden. Er bekam im Gehirne eine heftige Entzündung und dann ein Fieber, welches ihn entkräftete, und sein Leben in Gefahr setzte. Die Spanier hielten dieses Unglück für eine Vorbedeutung ihres gänzlichen Ruins: die Indianer hoben die Festtage auf, und überließen sich der Traurigkeit und Trostlosigkeit. Die Vornehmen waren Tag und Nacht in dem Pallaste des Magiscatzin, wo Cortez wohnte; das Volk lief schaarweise dahin und heulte und jammerte, so daß man diesen Unfug nicht anders stillen konnte, als durch Bekanntmachung, es würde der Gesundheit des Generals nachtheilig seyn.

Krankheit des Cortez.

Der

Der Rath ließ alle Aerzte der Republik versammlen, und versprach demjenigen ansehnliche Belohnungen, der ein solch gewisses Mittel entdecken könnte, daß er den glücklichen Fortgang mit seinem und seiner Familie Leben versichern könnte. Die Wissenschaft der Aerzte bestand einzig und allein in der Kenntniß der Kräuter, welche sie auflegten. Sie kannten deren Kräfte und Wirkungen, und wechselten mit dem Mittel nach dem Zustande und den Zufällen der Krankheit ab. Durch ihre Fertigkeit hatten sie das Glück, den Cortez zu heilen. So bald man erfuhr, daß er außer Gefahr sey, so verbreitete sich die Freude in alle Gemüther, und man feyerte seine Genesung durch öffentliche Feste. Alle diese unzweydeutigen Beweise der Freundschaft überführten vollends die Spanier, daß sie alles von diesem Volke zu hoffen hatten.

Seit den mexikanischen Unruhen hatte er keine Nachricht von seiner Kolonie zu Vera-Cruz erhalten, und diese Nachläßigkeit fieng ihn an zu beunruhigen. Der Rath gab ihm Kundschafter, welche eben so wachsam, als die mexikanischen waren, und ihm in kurzer Zeit Nachricht brachten. Alles war in der Kolonie stille; und die Bundesverwandten lebten mit den Kolonisten in vollkommener Eintracht; aber man fügte hinzu, acht und funfzig spani-

sche

sche Soldaten, welche abmarschirt wären, um zu ihm zu stossen, hätten seit dem nichts von sich hören lassen, und es wäre wahrscheinlich, daß sie die Einwohner zu Tepeaka ermordet hätten. Diese Nachricht gieng ihm sehr nah, weil er auf diesen Zuschuß gerechnet und ihn die Erfahrung gelehrt hatte, daß Ein Spanier viele tausend Indianer aufwiege. Er beschloß, die Tepeakaer wegen dieser Untreue zu bestrafen; überdieß war ihre Provinz so gelegen, daß sie die Gemeinschaft von Vera-Cruz mit Meriko unterbrach, und daher nöthig, sich derselben zu bemächtigen, ehe man andere Unternehmungen anfangen konnte. Er wollte eben den Rath um Beystand zu diesem Feldzuge ersuchen, als er erfuhr, daß die Tepeaken seit einigen Tagen die Länder der Tlaskalaner verheeret hätten, und er zweifelte nicht, die Republik würde seine Zuflucht zu ihm nehmen, um die Beleidigung rächen zu können. Und in der That, die vornehmsten Rathsglieder säumten nicht, ihn zu bitten, ihre Partie zu ergreifen; und er hatte die Klugheit, daß er sie so nahm, als wenn er ihnen eine Gnade bewilligte, um die er sie selbst zu bitten Willens war.

Es trug sich noch etwas anders zu, das ihm nicht weniger Unruhe machte. Man erfuhr von Gualipar, daß drey bis vier

Bothschafter des neuen Kaisers von Mexiko an der Grenze angelangt, und vom Rathe die Erlaubniß erwarteten, sich nach Tlaskala begeben zu können. Ob gleich die Rathsherren nicht zweifeln konnten, daß diese Gesandtschaft die Spanier beträfe, und ob sie gleich in ihrer zugesagten Treue unverbrüchlich und feste waren, so beschlossen sie doch ihnen Gehör zu geben. Sie sollen sich nur darum so betragen haben, weil sie das Vergnügen hatten, daß sie die mexikanischen Fürsten wie ihres gleichen behandelten, wovon man noch kein Beyspiel gehabt.

Die mexikanischen Gesandten hielten ihren Einzug mit großen Pomp: die Träger der Geschenke giengen voran. Sie bestunden aus vielen Gold- und Silberstücken, feinen einländischen Stoffen, Federn, andern Merkwürdigkeiten und vielen Lasten Salz, welches die kostbarste Waare des Landes war. Sie trugen selbst die Friedenszeichen. Ihr Putz und ihr Gefolge machte Aufsehn bey einer Nation, welche nur den Ackerbau und den Krieg kannte. Als man sie in die Versammlung ließ, nannten sie den Kaiser mit einer großen Menge Titel und tiefster Unterthänigkeit, boten den Tlaskalanern in seinem Namen aufrichtigen Frieden, freyen Handel und gemeinschaftliches Interesse unter der Bedingung

an,

an, daß die Republik so gleich gegen die Spanier die Waffen ergriffe, oder sich die Unvorsichtigkeit zu Nutze machten, die diese begangen, indem sie sich in ihre Hände geliefert. Sie wurden bey den ersten Worten durch allgemeines Gemurre unterbrochen, auf welches die lebhaftesten Merkmale des Unwillens und Zorns folgten. Einer der Alten aber machte doch die Anmerkung, daß dieses Verfahren nicht ehrlich noch gewöhnlich sey, und erhielt so viel, daß man die Gesandten in den ihnen bestimmten Pallast zurückgehen ließe, bis daß der Rath über die darauf zu gebende Antwort Rath gepflogen hatte. Man schickte an sie drey bis vier Abgeordnete, die ihnen die Antwort des Raths überbrachten. Sie war beynahe in folgenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Tlaskalaner werden den „vom Kaiser angebotenen Frieden anneh„men, wenn nur die Bedingungen für bey„de Nationen anständig sind; allein sie „wären gewohnt, die Gesetze der Gast„freyheit zu halten, und sie möchten nicht „dem Vertrauen entsprechen, welches sie „in ihre Treulosigkeit setzten. Sie hielten „sichs zur Ehre, das für unmöglich anzu„sehn, was nicht erlaubt sey.“ Da die Gesandten sahen, daß ihre Vorschläge so schlecht aufgenommen wurden, so reiseten sie in größter Eil ab. Die Zeitung von ihrem Auftrage hatte das Volk erregt, und

sie

sie befürchteten, vor seinen Beleidigungen nicht sicher genug zu seyn.

Ob gleich die Intrike der Mexikaner zur Zufriedenheit des Cortez ausgeschlagen war, so verursachte sie doch einen Zufall, der ihn in große Bestürzung setzte. Der junge Xicotencatl hatte sich nicht unterstanden, der allgemeinen Meynung des Raths entgegen zu seyn; allein dieser eifersüchtige Krieger über den erlangten Ruhm des Cortez war müde, alle Tage dessen Thaten rühmen zu hören, und beschloß ihn zu stürzen. Zu diesem Ende streute er unter dem Volke heimlich aus, der Rath vergäße die wahren Vortheile des Staats, und verwürfe das Anerbieten des mexikanischen Kaisers. Man müsse blind seyn, wenn man nicht sehen könnte, daß die wahre Absicht der Spanier wäre, die Religion und die Regierungsform umzuwerfen. Er fand Anfangs bey denen, die er zu seinen Vertrauten machte, Widerstand; aber da er mit dem Ruhme eines tapfern Kriegers Beredsamkeit verband, so glückte es ihm doch, sich eine Partey zu machen: die Anzahl davon wuchs tagtäglich, und die Spanier waren mit einem gänzlichen Untergange bedroht, als die Rathsherren von der Verschwörung des Xicotencatl Nachricht erhielten. Man versammlete sich, um über eine solche Sache von Wichtigkeit

Der junge Xicotencatl, General der Republik, macht eine Verschwörung wider den Cortez.

Rath zu pflegen. Man lud so gar in die Versammlung den blinden Xicotencatl, welcher der Vater des Schuldigen war, und zweifelte nicht, daß er die Vortheile seines Sohns dem Interesse der Nation aufopfern, und seine Meynung mit aller Aufrichtigkeit geben würde, welche man nur verlangen konnte.

Alle Stimmen waren wider den jungen Xicotencatl. Man behandelte ihn als einen Verräther, der die öffentliche Ruhe stören, die Rathschlüsse verlästern und den Kredit der Nation ruiniren wolle. Einige Stimmen waren für den Tod des Schuldigen, und was noch mehr Verwunderung erregte, selbst der Vater des Xicotencatl war einer von denjenigen, welcher mit aller Gewalt diese Meynung behauptete. Das ist das zweyte Beyspiel, welches uns die Geschichte giebt. Als Rom das erste gab, so war es noch in seiner Barbarey. Tlaskala, welches das zweyte gab, war es auch noch. Der wahre Heldenmuth ist bey den Wilden gemeiner, als bey policirten Völkern.

Die große Seele des Vaters rührte diejenigen, die wie er dachte, so lebhaft, daß sie auf ein gemildertes Urtheil fielen. Man ließ den Schuldigen, mit Ketten gebunden, vor dem Rathe erscheinen: man warf ihm seine Verrätherey auf die härte-

ste Weise vor: man setzte ihm von seiner Generalwürde ab unter der demüthigenden Ceremonie, daß man den Stab von oben herunter auf die Treppen des Gerichtshofs warf. Diese Erniedrigung nöthigte ihn zu der Güte des Cortez seine Zuflucht zu nehmen, der ihm so gleich die Vergebung seines Vergehens und die Wiedereinsetzung in seine Würde auszuwirken suchte. Die Eifersucht ist eine schwer zu löschende Leidenschaft: der verwilderte Xicotencatl versöhnte sich nur zum Schein mit dem Cortez: er verbarg die Entwürfe seiner Rache, welche er bey der ersten Gelegenheit ausbrechen lassen wollte.

Nach Endigung dieser Sache, dachte man ernstlich auf den Krieg gegen die Tepeakaer. Man vertraute nochmals das Commando der Republikanischen Armee dem Xicotencatl an. Die Soldaten, welche Narvaez zugebracht, und den Fahnen des Cortez gefolgt waren, wollten Anfangs die Waffen nicht ergreifen: allein der General ließ ihnen alle Gefahr fühlen, der sie sich aussetzten, wenn sie diesen Dienst den Tlaskalanern nicht leisteten; endlich willigten sie doch ein, in diesem Feldzuge zu dienen. Der General setzte sich an die Spitze der Spanier, deren Anzahl nur auf vier hundert und zwanzig und sechszehn Reiter sich belief; hierzu nahm er noch acht tau-

send Mann Tlaskalaner, alles auserwählte Leute, die von Officieren angeführt wurden, deren Tapferkeit er zu Mexiko geprüft hatte. Man gieng auf die Feinde los, die durch einen ansehnlichen Haufen Mexikaner unterstützt wurden: sie stunden Anfangs mit vieler Standhaftigkeit: aber da sie von allen Seiten gedrengt wurden, so ergriffen sie die Flucht, und ließen um Friede bitten unter Bedingungen, welche der Sieger ihnen zu machen für gut befinden würde. Nachdem Cortez ihnen einen Generalpardon zugestanden, so wurde er von ihnen demüthigst gebeten, ihre Stadt nicht zu verlassen. Er ließ daselbst eine Festung anlegen, und überredete sie, es geschähe in der Absicht, sie zu beschützen: allein er wollte sich von der Straße von Vera-Cruz durch diesen Ort Meister machen, der von Natur schon feste war, und mit weniger Mühe eine Zuflucht wider alle Kriegszufälle werden konnte. Den innern Platz ließ er mit einem steinernen Wall umschließen: um Mauern zu machen, spaltete man den Felsen an den Orten, wo der Berg am wenigsten steil war. Oben auf dem Berge legte man eine Zitadelle an, welche die ganze Stadt und Ebene bestrich. Die Tepeakaer arbeiteten selbst an diesem Werke, und föderten es mit so großen Eifer, daß es in wenigen Tagen fertig war. Cortez ließ daselbst einen Serjanten mit zwanzig

Mann

Mann zur Besatzung dieses Orts, welchen er Segura de la Frontera nannte. Dieß war die zweyte Stadt des mexikanischen Kaiserthums.

Cortez ließ es an dieser Unternehmung nicht genug seyn, sondern schickte auch einige Spanier mit einer Armee Tlaskalaner, viele Dörfer dieser Provinz unterwürfig zu machen, die es noch mit den Mexikanern hielten. Während daß die Spanier, mit Beystand der Tlaskalaner ihren Namen in dieser ganzen Gegend in Ehrfurcht setzten, erfuhr man, daß der Nachfolger des Montezuma gestorben sey, und die Mexikaner Gualimozin, einen jungen Prinzen, dessen Charakter eine glänzende Regierung zu versprechen schien, gewählt hätten. Er hatte sie damit angefangen, daß er sich gänzlich der Sorge des Staats widmete. Viele zum Besten der Militz gemachte Verordnungen erwarben ihm das Herz der Officiere und Soldaten. Er bezeugte sich gegen den Adel sehr gütig, das etwas unbekanntes seit langer Zeit in Mexiko war, und gewann ihre Herzen. Er erhielt auch die Liebe des Volks durch Minderung der Abgaben. Da Cortez alle diese Dinge umständlich erfuhr, so hielt er sie für eben so viele Hindernisse gegen seine Absicht. Er hatte beschlossen, Mexiko zu erobern, indem er allezeit auf die Hülfe der Mexikaner rechnete:

Der Kaiser von Mexiko stirbt. Man wählt einen andern.

nete: allein er war in Verlegenheit, wie er auf dem Damm fortkommen sollte, seit dem die Mexikaner alle Brücken abgeworfen, die über die Kanäle giengen. Er hatte also kein anderes Hülfsmittel, als die fliegenden Brücken, die aber nicht viel halfen wegen der Bote, deren sich die Mexikaner über den See bedienten. Um denen nun zu widerstehn, beschloß er dreyzehn Brigantinen bauen zu lassen, und seine Armee bis in den Mittelpunkt von Meriko zu führen. Er schmeichelte sich, diese kleine Flotte stückweise durch die Indianer tragen lassen zu können. Er trug dem Martin Lopaz die Besorgung davon auf, und ließ dazu von Vera-Cruz Eisen, Masten und alles Tackelwerk kommen, welches man versenket hatte. Man fand auf dem Gebürge von Tlaskala Bäume, welche Pech hatten, und daraus zog er so viel als er brauchte, seine Gefäße zu kalfatern.

Wie ihm das Pulver mangelte, so erfand er ein Mittel, recht sehr feines zu bereiten; er zog nehmlich Schwefel aus dem Feuerberge, den Ordas besucht hatte, und glaubte, eine so brennbare Materie müßte eine gewisse Nahrung für die Flamme seyn. Er schickte dahin einige Soldaten, welche mit einem so großen Vorrathe davon zurückkamen, daß die ganze Armee mit Pulver versehen werden konnte. Fast in eben dieser

dieser Zeit berichtete man ihn, daß Magiscatzin, dieser Rathsherr von Tlaskala, welcher ihm so große Merkmale seiner Freundschaft gegeben, auf den Tode krank läge. Cortez schickte ihm seinen Schiffprediger, welcher ihn glücklich dahin brachte, daß er die Taufe annahm und mit Religionsgesinnungen starb. Cortez ward über den Verlust dieses Freundes sehr gerührt, dem er zum Theil das Gute zu verdanken hatte, welches die Tlaskalaner ihm und seinen Gefährten erwiesen. Das Geschick, welches sich zum Gesetz gemacht, ihn in seinem Unglücke zu unterstützen, versüßte es ihm in diesem Augenblick durch einen Beystand, den er sich gar nicht zu hoffen Ursache hatte.

Er erfuhr, daß zwey spanische Schiffe, welche von Cuba Menschen und Kriegsvorrath brachten, durch die Geschicklichkeit des Pedro Cavallero, welchem er die Bewahrung der Küste aufgetragen, in seine Gewalt gekommen wären. Der Statthalter von Cuba, in der gewissen Meynung, daß Narvaez in Besitz aller Eroberungen von Neuspanien sey, schickte ihm den Peter von Barba, Statthalter von Havane, eben denselben, welcher den Cortez der Verfolgung seiner Feinde entrissen. Cavallero hatte eben dessen Schiff ausgekundschaftet, und dessen Absicht aus dem

Die Offiziere des Cortez bemächtigen sich zweyer zu Cuba angelangten Schiffe.

Eifer geschlossen, mit welchem er sich nach der Lage des Narvaez erkundigte. Er hatte ihm zur Antwort gegeben, daß dieser General im Besitze des ganzen Landes sey, und Cortez mit einer kleinen Anzahl Soldaten, welche ihm ergeben geblieben, die Wälder durchstreife. Auf diese gegebene Auskunft hatten Barba und seine Leute kein Bedenken getragen, gerade nach Vera-Cruz zu gehn. So bald sie ausgestiegen waren, nahm man sie im Namen des Cortez gefangen. Und als sie die Wahrheit erfuhren, waren sie nicht im Geringsten ärgerlich darüber, sondern traten freywillig in seine Dienste, und Barba erhielt das Commando über eine Kompagnie Armbrustschützen. Ein anderes Schiff, das Moreyon von Lobera führte, gerieth auf eben die Art in die Hände der Colonie, und trat eben so willig in des Cortez Dienste. Alle Mittel, die Velasquez anwendet, diesen letztern zu stürzen, halfen nur seine Entwürfe befördern. Auf dem ersten Schiffe waren dreyzehn Soldaten, zwey Pferde und einiger Kriegs- und Mund-Vorrath; auf dem andern achte, eine Stute, und eine große Menge Gewehr und anderer Kriegsvorrath. Cortez genoß auch das Vergnügen, daß viele Tlaskalansche Rathsherren das Christenthum annahmen, wodurch die Freundschaft dieser Republikaner gegen die Spanier nur fester geknüpft wurde.

Der

Der spanische General hatte noch ein ander Glück, das ihm desto angenehmer war, je unerwarteter es ihm kam. In dem vorhergehenden Bande wurde erzehlt, daß ein gewisser Garay, Statthalter von Jamaika, drey Schiffe ausgerüstet hätte, nur Niederlassungen an der Seite von Vera-Cruz zu errichten. Cortez überrumpelte einige seiner Leute und machte sie zu Gefangene; die übrigen aber schlugen die Indianer in allen Gegenden, wo sie anlanden wollten, zurück. Da aber Garay über den ersten unglücklichen Erfolg nicht den Muth verlohr, machte er eine neue Ausrüstung: doch diese zweyte gelang ihm nicht besser, als die erste. Seine Schiffe zerstreuten sich; jedes nahm seinen Lauf besonders, und alle liefen einige Zeit auf gut Glück, ohne sich ihre Absichten mitgetheilt zu haben. Sie landeten fast zu gleicher Zeit zu Vera-Cruz an, wo sich alle Soldaten unter die Fahnen des Cortez begaben. Das erste Schiff davon hatte sechszig Mann, das zweyte funfzig, und sieben Pferde. Es war gut bewafnet, und von einem Arragonischen Edelmann commandirt, dessen Tapferkeit geprüft worden, und dessen Person schon allein eine große Hülfe war. Das dritte führte vierzig Soldaten, zehn Pferde, und eine Menge Waffen nebst Kriegsvorrath. Diese Krieger nahmen ihren Weg nach Tlaskala, wo

Er erhält noch andere unerwartete Hülfe.

Cortez sie mit Erstaunen und Freude empfieng. Das Glück führte ihm auch noch ein Schiff von den Kanarischen Inseln an die Küste. Es hatte bey sich Flinten, Pulver und andere Kriegsbedürfnisse, nebst drey Pferden und einigen Passagieren, welche ihre Waaren an die Spanier zu verkaufen Willens waren. Der Statthalter von Vera-Cruz kaufte nicht allein die ganze Ladung des Schiffs, sondern er beredete auch die Officiere, in der Armee des Cortez mit dreyzehn Soldaten die bey ihnen waren, und auf Glück ausgiengen, Dienste zu nehmen.

Die Freude über diese glückliche Begebenheiten hinderte doch nicht die Officiere, zu Tlaskala über den Tod des Magiscatzin Trauer anzulegen, welcher als der Vater des Vaterlands betrachtet wurde. Sie erschienen öffentlich alle in schwarzen Ueberröcken, welche sie ausdrücklich dazu färben ließen, und über ihrer Montur trugen. Dieser Beweiß der zärtlichen Theilnehmung an dem allgemeinen Leidwesen machte auf die Gemüther der Rathsherren und das Volk so großen Eindruck, daß sie dem Cortez die erledigte Rathsstelle antrugen. Magiscatzin verband mit dieser Würde die Statthalterschaft über das vornehmste Quartier der Stadt. Da diese beyden Stellen eine Emsigkeit heischten, die gar nicht mit den

Entwür-

Entwürfen des Cortez paßten, so ließ er die Wahl der Republik auf des verstorbenen ältesten Sohn fallen, welcher alle Tugenden des Vaters und alle seine Gesinnungen gegen die Spanier geerbt hatte.

Die Soldaten des Narvaez kehren nach der Insel Cuba zurück.

Die Soldaten des Narvaez, die sich ihrer ausgestandenen Gefahren erinnerten, stellten sich diejenigen nur schrecklich vor, womit sie durch die neue vorhabende Unternehmung des Cortez bedrohet wurden. Sie erinnerten ihn an sein gegebenes Wort, daß er sie nach der Eroberung von Tepeaka nach Cuba zurückziehen lassen wolle. Cortez sah, daß diese Aufwiegler seinen Absichten mehr schaden als helfen könnten, und ließ daher in der Armee kund machen, daß diejenigen, welche nach Cuba oder in ihr Land zurückzugehen wünschten, sich melden sollten, und daß man ihnen alles, was sie dazu verlangten, schaffen würde. Alvarado brachte sie, die den Ruhm der Ruhe aufopferten, auf ein Schiff. Von dieser Anzahl war Andreas Duero, welcher für den Cortez so sehr eingenommen war. Doch bleiben noch bey ihm viele von denen, die Narvaez mitgebracht hatte.

Cortez sah, daß er keine Nachricht vom spanischen Hofe erhielt, und beschloß daher noch einmal, dem Kaiser von seinem Verhalten und dem Zustande seiner Angelegenheiten Bericht abstatten zu lassen. Er unter-

unterließ nicht die Eroberung von Mexiko geltend zu machen, und bat zum Schlusse um Beystand von Menschen, Pferden und Lebensmitteln. Er trug seinem Agenten auf, dem Kaiser das Geld und die übrigen Seltenheiten, welche man zu Tlaskala aufbewahrt, zu überreichen. Er schickte zugleich Abgeordnete nach der spanischen Insel, um Hülfe von der königlichen Audienz St. Domingo zu fordern; von der er sie weit schneller als vom Hofe erhalten konnte: aber er bekam nur Versprechungen.

Cortez läßt in Spanien um Hülfe anhalten. Wie seine Agenten aufgenommen werden.

Folgen wir einige Augenblicke den Agenten des Cortez in Spanien! Wir haben schon oben gesagt, daß er deren zwey schon abgeschickt: nach vieler Mühe hatten sie endlich bey Karl dem fünften Gehör erhalten, der sich sehr sorgfältig von allem, was zu Mexiko vorgefallen, erkundigte, und daraus auf die Wichtigkeit schloß, eine unter so glücklicher Vorbedeutung und durch einen Mann von geprüfter Klugheit und Tapferkeit empfangene Unternehmung fortzusetzen. Die Staatsangelegenheiten und die Reise, die er nach Deutschland nothwendig thun mußte, hatten ihm nicht verstattet, einen festen Ausspruch zwischen Cortez und Velasquez zu thun. Er trug diese Sache dem Cardinal Adrian auf; aber die in Spanien unter der Abwesenheit

heit des Kaisers entstandene Unruhen erforderten allein die Aufmerksamkeit des Ministers. Die Agenten des Cortez beschlossen, die Zurückkunft des Kaisers zu erwarten, und begaben sich nach Medellin mit Martin Cortez, dem Vater unsers Generals, der sich mit ihnen vereinigt, um den Schutz des Hofes für seinen Sohn zu erhalten. Der Bischof von Burgos, welcher die Parthey des Velasquez zu gewinnen gewußt, gebrauchte alle mögliche Vorsicht, um den Weg allen denen, welche von Neuspanien von Seiten des Cortez kamen, zu versperren. Ihre Befehle waren darüber so bestimmt, daß man zu Seville die zwey letzten Agenten des Generals mit allen Geschenken, die sie dem Kaiser mitbrachten, anhielt: aber sie hatten die Klugheit, mit den Aufträgen und Briefen, die sie bey sich hatten, davon zu kommen. Da sie erfahren hatten, daß die ersten Agenten des Cortez sich nach Medellin mit ihrem Vater gerettet hatten, so begaben sie sich eiligst dahin, und warteten daselbst auch so lange, bis im Königreiche die Ruhe wieder hergestellt war. Diese Ruhe fand sich wieder, und der Vater des Cortez begab sich an den Hof, und erhielt Gehör bey dem Cardinale, dem Statthalter in Abwesenheit des Monarchen. Er nahm sie in seinen Schutz, ließ einen Befehl vom Staatsrath ausgehn, kraft welchem dem Bischof

die

die Erkenntniß der Sache zwischen Ferdinand Cortez und Diego Velasquez genommen wurde, und alle Effekten, welche die Agenten des ersten mitgebracht, ihnen ohne Verzug zurückgegeben werden mußten. Der Cardinal, voller Erstaunen über die wunderbare Thaten, die Cortez mit so weniger Mannschaft gethan, hatte eine wahre Hochachtung für ihn bekommen, und sich für seinen Beschützer erklärt: allein er wurde auf den Stuhl des heiligen Petrus unter dem Namen Adrian des sechsten gerufen, und sein Schutz für den Cortez schrenkte sich auf bloße Empfehlungen ein.

Karl der fünfte kam alsdann nach Spanien zurück, bewilligte den Abgeschickten des Cortez eine Unterredung, bestätigte, daß der Bischof von Burgos in dieser Sache nicht erkennen solle, und ernannte Commissarien zur Beendigung dieses großen Streits. Diese Commissarien entschieden nach der gewissenhaftesten Untersuchung, daß Cortez in dem von ihm selbst eroberten Lande als Statthalter bestätigt, durch beträchtlichen Beystand aufgemuntert und in den Zustand gesetzt werden müsse, eine so wohl angefangene Unternehmung fort setzen zu können. Sie tadelten den Velasquez, daß er sich aus sehr geringen Bewegungsgründen den Ruhm und die Früchte der Arbeiten des Cortez anmaßen wolle,

sahen

sahen es für eine Widerrechtlichkeit an, daß er eine Armee so gar wider die von der Audienz zu St. Domingo erhaltene Befehle, gegen ihn marschiren lassen. Nachdem der Kaiser diesen Ausspruch genehmigt, so fällte man das Urtheil, daß Ferdinand Cortez ein guter Minister und ein getreuer Unterthan Seiner kaiserlichen Majestät sey. Mit diesem Ehrennamen belegte man auch seine Officiere und Soldaten; gebot dem Diego Velasquez ein ewiges Stillschweigen über die Eroberung von Neuspanien, und verbot ihm bey großer Strafe, Hindernisse dabey zu erregen, von was für Art sie auch seyn könnten; doch behielt man ihm seine auf die Ausrüstung der Schiffe verwandte Kosten vor. Die Richter nahmen bey Ausspruch dieses Urtheils mehr Rücksicht auf den Nutzen des Staats, als den Gesetzen der Gerechtigkeit. Der Kaiser bestätigte dieses Urtheil, und befahl, dem Cortez alle Hülfe zu schicken, die er nöthig haben könnte. Diego Velasquez soll vor Kummer gestorben seyn, als er diese Order vom Hofe erhielt.

Unter der Zeit, da man dem Cortez seine Rechte am spanischen Hofe erörterte, machte er alle Zurüstungen zur Eroberung von Mexiko. Den 24 December 1520. musterte er seine Trupen, deren Anzahl auf sechshundert Mann zu Fuß und vierzig zu

Pferde

Pferde stieg. Seine Artillerie bestand aus neun Kanonen, die man aus den Schiffen genommen. Der General Xicotencatl, welcher noch die Truppen der Republik commandirte, ließ auch seine Armee die Musterung paßiren: sie belief sich auf zehn tausend Mann. Die Anzahl der Alliirten, welche sich außer der Stadt gelagert, war so groß, daß man behauptet, Cortez habe, während der Belagerung von Mexiko, zwey hundert tausend Mann angeführt.

Vor seinem Abmarsche ließ der General viele Befehle, die Spanier und Indianer betreffend, kund machen, des Inhalts, keiner Waffen in privat Streitigkeiten sich zu bedienen, den Frauenzimmern keine Gewalt anzuthun, und sich nicht, ohne Erlaubniß der Officiere, der Beute wegen, aus dem Lager zu entfernen. Die Indianer unterwarfen sich diesen Gesetzen ohne Schwierigkeit.

Er marschirt gegen die Mexikaner.

Den 30. December eben dieses Jahrs gieng Cortez zur Belagerung von Mexiko aus: den Morgen darauf berichteten ihm die Kundschafter, daß die Feinde den Weg mit vielen Bauern und sehr spitzigen Pfählen gesperrt, welche sie an verschiednen Orten angebracht, wo die Erde von neuen umgegraben wäre, um die Pferde hineinsinken zu lassen. Diese Nachricht empfieng er

er mit lachendem Muthe, und sagte zu seinen Soldaten: „diese wackern Leute haben „nicht Lust uns in der Nähe zu sehen. Sie „wollen unsre Füsse in Verlegenheit bringen, weil sie unsere Fäuste fürchten.“ Er ließ so gleich zwey tausend Tlaskalaner voraus marschieren, die die Bäume aus dem Wege schaffen mußten. Man kam auf die Höhe eines Bergs, von welcher man den großen See von Mexiko entdeckte. Der General ermunterte alsdann seine Truppen durch die Erinnerung an ihre daselbst gelassenen Reichthümer und erlittenen Beschimpfungen.

Nach einigen Tagen des Marsches bemerkte man die Feinde, welche sich in Schlachtordnung jenseit eines großen Flusses gestellt. Als sie sahen, daß die Spanier eine beträchtliche Menge Hülfsvölker bey sich hatten, so fiel ihnen der Muth: sie zogen sich in großer Eil zurück; aber sie stellten sich wieder hinter die Wälder, die in dieser Gegend waren. Cortez gieng über den Fluß auf einer hölzernen Brücke, welche die Feinde aus Versehn nicht abbrechen lassen, stellte seine Armee in Schlachtordnung, und ließ einige Kanonen abfeuern. Die erschrockenen Feinde nahmen schändlich die Flucht. Cortez setzte seinen Marsch fort, und blieb die Nacht über in einem Dorfe, das er ver-

lassen fand. Er brauchte die Vorsicht, und besetzte alle Zugänge mit Wachen.

Der Cazike von Tezcuco suchte ihn zu hintergehn.

Den Morgen, als er auf dem Marsche war, erschienen zehn Indianer, welche mit großen Schritten auf die Vortruppen zueilten. Sie hatten nur eine einzige mit Goldblatten begränzte Lanze bey sich. Sie trugen sie mit so großer Ehrfurcht und Ceremonie, das man sie für ein Friedenszeichen hielt. Es war die Gesandtschaft des Caziken von Tezcuco, welcher den Cortez ersuchen ließ, die Länder seines Gebiets zu verschonen, und ihn versicherte, daß er nach einem Bündnisse mit ihm verlange. Er ließ ihm zugleich bequemes Quartier für alle Spanier in seiner Stadt anbieten, die Alliirten aber sollten außer den Mauern bleiben, wohin er ihnen alle Lebensmittel zu schicken versprach. Cortez untersuchte lange Zeit diese Gesandten, und trotz ihren aufrichtigen Mienen, beschloß er doch, auf seiner Hut zu bleiben, dankte ihnen ganz höflich und marschirte weiter. Als er an der Vorstadt ankam, beschloß er, den Einzug bis Morgen zu verschieben, um Zeit zu haben, die Aufführung des Caziken in der Nähe prüfen zu können. Dieser Aufschub rettete die Spanier. Der Cazike, der die Entdeckung seines Plans befürchtete, wagte nicht, sich dem Cortez zu zeigen. Die Spanier wurden inne, daß die Einwohner

der

der Vorstadt sich in der Nacht gegen die Stadt zogen. Doch schien alles ruhig. Die traurige Stille, die in der Nacht herrschte, die Abwesenheit des Caziken, welcher sich, wie gewöhnlich, dem Generale zeigen, oder ihn in seinem Namen durch Jemand bewillkommen sollte, waren dem Cortez Anzeigen einer Verrätherey. So bald der Tag anbrach, stellte er seine Armee in Schlachtordnung, und rückte in die Stadt; die Thore waren offen, und ohne Wache; die ganze Armee kam ohne Widerstand hinein, einige Einwohner erschienen ohne Waffen; allein man sah gar keine Weiber, welches den Argwohn der Spanier vermehrte. Cortez stellte an alle Plätze von Wichtigkeit Soldaten aus, zog sich mit dem Reste auf einen großen Platz, wo er verschiedene Batallione machte. Er ließ den Caziken suchen; aber er erfuhr, daß er sich in der Nacht mit einer kleinen Anzahl Soldaten nach der Armee der Mexikaner begeben. Der Adel und ein großer Theil seiner Unterthanen, denen seine Tyranney unerträglich geworden, waren in der Stadt zurückgeblieben. Man belehrte ihn bald, daß des Caziken Absicht gewesen, den Spaniern viele Freundschaft zu bezeigen, um sie sicher zu machen, und in der Nacht die mexikanischen Truppen einzulassen, die sie alle ermorden sollten; aber die Gesandten hatten ihm ein so schreckli-

ches Gemälde von der Macht des Cortez gegeben, daß seine Kühnheit sich in Furcht verwandelt, und er aus der Klugheit, womit sich die Feinde betragen, geschlossen hätte, daß sein Entwurf entdeckt seye, und er die Flucht ergreifen müsse.

Auf solche Art ward Cortez Meister von einer wichtigen Stadt. Das Glück beschränkte seine Gunst gar nicht. Die Unterthanen des Caziken waren alle über seine Regierung mißvergnügt, und ergriffen daher die Parthey der Spanier. Die folgende Nacht blieb die ganze Armee in Tezcuco. Der Pallast hatte einen so großen Umfang, daß die Spanier und ein Theil der Tlaskalaner darinn ganz bequem wohnen konnten; die übrigen Truppen lagerten sich in die benachbarten Straßen. Den Morgen drauf hielten die Vornehmen bey dem Cortez um eine Unterredung an. Sie hatten an ihrer Spitze einen jungen Mann von neunzehn Jahren, welchem sie so viele Ehrfurcht bezeugten, als ihrem Oberhaupte. Einer der Aeltesten sagte zum Generale, daß der flüchtige Cazike kein rechtmäßiger Herr des Landes sey; sondern ein Tyrann, welcher mit seiner eigenen Hand seinen ältesten Bruder Nebazal ermordet hätte, um seine Krone zu erobern; daß der junge Prinz, welcher die Vornehmen anführe, ein Sohn des unglücklichen Nebazal sey,

der der Grausamkeit des Mörders seines Vaters entgangen wäre; daß die Mordthat durch Hülfe des Kaisers, der vor Montezuma regiert habe, geschehen, und daß der, welcher nun auf den Thron gelangt, nicht weniger den Mörder begünstige, weil er hoffe, seine Treulosigkeit zum Untergange der Spanier gebrauchen zu können. Der junge Prinz hatte eine so einnehmende Gestalt, daß Cortez schon ehe er von seiner Geburt unterrichtet war, ihm die größten Merkmale der Freundschaft erwieß. Als man ihm die Rede des Alten erklärt, sagte er, daß er nach dem Kriegsrecht die Stadt der Plünderung überlassen könnte: aber da die Spanier nur das Glück der Völker suchten, welche ihre Freundschaft annehmen wollten, so gäbe er zum Unterpfand der seinigen der Stadt Tezcuco den Caziken, welchen sie vom Himmel erhalten hätte. Diese Erklärung erregte eine allgemeine Freude in der ganzen Stadt. Die Vornehmen und das Volk überließen sich die ganze Nacht den Lustbarkeiten, und verschoben die Ceremonie der Krönung bis auf den morgenden Tag. Cortez wohnte ihr bey, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß die Einwohner über sein Betragen entzückt, ihm unterthäniger waren, als wenn er über sie einen vollkommenen Sieg erhalten. Der junge Cazike hörte auf die Ermahnungen, welche

man ihm in Ansehung der Religion that, und empfieng die Taufe.

Tezcuco wurde ein Platz der Sicherheit für die Spanier, und machte den Tlaskalanern die Ehre des Eifers und der Treue streitig. Als der Cazike den Entwurf der Spanier vernahm, so ließ er mehrere Tiefe den ersten Kanälen des mexikanischen Sees geben. Während dieser Arbeit belagerte Cortez die Stadt Iztacpalapa, welche an dem Damm des Sees lag. Bey seiner Annäherung zogen sich die Einwohner zurück; aber als die Spanier hinein waren, so überschwemmten sie sie und nöthigten sie wieder abzuziehn. Die Mexikaner verfolgten sie auf ihrem Rückzuge, lieferten ihnen viele Scharmützel und tödteten ihnen einige Soldaten: ihre Rettung dankten sie nur ihrer Klugheit und Tapferkeit. Da die Feinde sie an den Thoren von Tezcuco sahen, wo die Hauptarmee stand, so ließen sie ab.

Die benachbarten Caziken um Tezcuco kamen und baten den Cortez um Hülfe wider den neuen Kaiser von Mexiko, welcher gegen sie eine mächtige Armee schickte, um sie zu strafen, daß sie den Spaniern den Weg geöfnet. Er verwilligte ihnen zwey hundert Spanier, funfzehn Reiter und die Hälfte der Tlaskalanischen Armee, der er zum Anführer den braven Sandoval gab.

Die

Die Caziken vereinigten ihre Truppen mit diesen Hülfsvölkern, marschirten auf den Feind los, und richteten ein schreckliches Blutbad an. Cortez verlangte nur zum Lohne seines Siegs von den Caziken, daß sie mit den Tlaskalanern in Bund träten, deren geschworne Feinde sie stets gewesen. Der Vertrag wurde auf der Stelle geschlossen, und von Seiten der Tlaskalaner versprochen, ihn vom Rathe bestätigen zu lassen.

Der Einzug des Sandoval in Tezcuco hatte das Ansehn eines Triumphs. Er war von allen Caziken begleitet, denen er beygestanden. Sie kamen dem General zu danken, und ihm ihre Macht anzubieten. Ueberdieß hatte er noch in seinem Gefolge eine große Anzahl Mexikaner. Cortez nahm der Caziken Anerbieten an, und sagte ihnen, daß sie sich auf die erste Order bereit halten sollten. Hernach ließ er sich die mexikanischen Gefangenen vorführen, die, nach dem eingeführten Gebrauch des Landes, den Tod erwarteten. Er nahm vor ihnen allen Stolz und alle Wildheit eines beleidigten Siegers an, doch befahl er, ihnen die Ketten abzunehmen; und da er diese Gelegenheit nützen wollte, um in den Augen seiner Bundesgenossen den von ihm unternommenen Krieg zu rechtfertigen und ihnen einen Beweiß seiner Großmuth zu ge-

 ben,

ben, so hielt er folgende Rede an die Gefangenen: „Eure Gebräuche und Kriegs„gesetze berechtigen mich, euch mit der „äußersten Unmenschlichkeit zu bestrafen: „aber die Spanier halten es nicht für Ver„brechen, für seinen Fürsten die Waffen zu „führen, und wissen die Unglücklichen von „den Sträflichen zu unterscheiden. Ich „will euch von dem Vortheil überzeugen, „den die Sanftmuth meiner Nation über „die Barbarey der eurigen hat, und euch „allen zugleich Leben und Freyheit schen„ken. Kehret so gleich wieder zu den Fah„nen eures Regenten; und weil ihr Edel„leute seyd, müßt ihr das Gesetz beobach„ten, welches ich mit meiner Gnade ver„binde, nemlich ihr müßt euerm Regenten „sagen, daß ich ihn um den Grund des „ungerechten Kriegs zu fragen komme, den „er durch Brechung der Verträge mit mir „angefangen, auf die ich Mexiko zu verlas„sen mich entschlossen hatte. Sagt ihm, „daß ich auch den Tod des Montezuma zu „rächen komme, dem ich es in seiner letz„ten Sterbestunde angelobt; daß ich eine „furchtbare Armee mitbringe, die nicht nur „aus Spaniern, deren Unüberwindlichkeit „er kennt, sondern auch aus andern Trup„pen von allen Nationen besteht, welche „die Tyranney der Mexikaner verabscheuen; „daß ich ihn in Kurzem mitten an seinem Ho„fe angreifen, und nicht eher von meinem

„gerech-

„gerechten Zorne lassen werde, bis ich alle „unter seiner Bothmäßigkeit stehende „Städte in Asche verwandelt, und sein „ganzes Kaiserthum mit dem Blute seiner „Unterthanen gefärbt habe. Doch will er „seinem Untergange entgehen, das Blut der „Mexikaner sparen, und fühlt er Neigung „zum Frieden, so bin ich bereit, ihm den„selben unter billigen Bedingungen zu be„willigen, weil die Waffen meines Königs, „denen die Blitze des Himmels stets beyste„hen, nur diejenigen, die ihnen widerstehen, „verwunden, und ich die Menschlichkeit der „Rache vorziehe.“ Diese Unglücklichen, selbst über die Sanftmuth des Generals erstaunt, warfen sich zu seinen Füssen, und versprachen ihm, sie wollten alle ihre Kräfte anwenden, daß ihr Kaiser den Frieden annähme. Cortez ließ sie unter einer starken Bedeckung bis an die Ufer des Sees bringen; aber er erhielt keine Nachricht von ihnen.

Man meldete ihm zu gleicher Zeit, daß seine Brigantinen gebaut wären, und man sie nach Tezcuco bringen könne. Die Republik Tlaskala gab zehn tausend Mann Träger her, welche die Breter, Masten, das Eisenwerk und alle übrige nöthige Materialien fortschaffen mußten, nebst einer Bedeckung von zwanzig tausend Mann, unter der Anführung eines jungen Gene-

rals von geprüfter Tapferkeit. Lopaz, dem die Erbauung und Fortschaffung dieser Brigantinen aufgetragen war, hielt es für Unvorsichtigkeit, sich mit ihnen durch die Lande des Kaisers, durch welche man passiren mußte, so allein ohne einige Spanier zu wagen, und hielt bey Cortez um welche an. Dieser sah seine Gründe ein, und übergab die Anführung davon dem Sandoval, der sein ganzes Vertrauen verdient hatte. Dieser brave Officier entfernte sich ein wenig von seinem Marsche, und gieng nach Zulepeck, welches nicht allein dem Generale den Gehorsam versagt, sondern wo, wie man erfahren, viele Spanier, die von Vera-Cruz nach Mexiko gehen wollen, ermordet worden waren. Bey der Annäherung des Sandovals verließen die Einwohner ihre Stadt und flüchteten in die Wälder. Sandoval ließ ihnen durch die Tlaskalaner nachsetzen und rückte in den Ort ein. Er konnte seinen Zorn nicht mäßigen, als er die Beweise ihrer Verrätherey gegen die Spanier sah. Man fand an den Mauern eines Gebäudes folgende spanische Worte mit Kohle geschrieben: „der Unglückliche Johann Justo und seine Gefährden wurden an diesem Orte gefangen.“ Man erkannte in einem der Tempel daselbst die Köpfe dieser unglücklichen Opfer, welche ihre Mörder an Feuer und Rauche trocknen lassen, um sie vor der

Verwesung zu bewahren. Ein trauriges und scheußliches Beyspiel, welches durch Aufbewahrung dieser Schrecknisse des Todes sie noch gräßlicher machte. Alle Spanier wurden darüber höchst aufgebracht, und baten den Sandoval, daß er ihnen verstatte, das Blut ihrer Nation mit der äußersten Härte zu rächen. Er gab schon seine Befehle, als die Tlaskalaner, die den Einwohnern nachsetzen müssen, mit einer großen Anzahl Gefangener von jedem Alter und Geschlecht zurückkamen, nachdem sie eine große Anzahl auf den Bergen getödtet. Diese Unglücklichen warfen sich den Spaniern zu Füßen, und bezeugten ihre Reue und ihre Furcht durch Thränen und erbärmliches Geschrey. Sandoval ließ sich erweichen, und schenkte ihnen das Leben, und nahm ihren Eid der Unterthänigkeit an, den sie treulich hielten. Die Ueberbleibsel von den geopferten Spaniern ließ er mit allen Ehrenbezeugungen zur Erde bestatten.

Nach dieser Verrichtung begab er sich nach Tlaskala, wo er alles zum Marsche der Armee und Abführung der Brigantinen ordnete. Sie kamen nach Tezcuco ohne Degenzücken, weil die Mexikaner sich begnügten, ihre Bewegungen zu beobachten, und nicht mit ihnen handgemein zu werden wagten. Der junge Feldherr, welcher

cher die Neuangeworbenen der Tlaskalaner commandirte, stattete dem Cortez einen Besuch ab, und bat ihn nicht zu säumen seine Tapferkeit gegen die Feinde zu üben, weil ihm die Ruhe eckelte. Der General achtete diese Eitelkeit nicht sehr; denn er war überzeugt, daß die wahre Tapferkeit stets von der Bescheidenheit begleitet wird: aber er verstellte sich und gab ihm eine ganz sanftmüthige Antwort.

Man fieng so gleich an von den zu dem Bau der Brigantinen mitgebrachten Materialien Gebrauch zu machen. Und indem man mit dieser Arbeit beschäftigt war, besichtigte Cortez das Land, welches an dem See lag, in der Absicht seine Stellung zu nehmen. Er plünderte und verbrannte einige Städte herum, griff Tacuba an, welche an dem Ende des Damms liegt, und gleichsam der Schlüssel von Mexiko ist. Kaum hatte er den Angriff angefangen, so sah man aus der Hauptstadt den größten Theil der Mexikaner, an deren Spitze der Kaiser war, herausrücken. Man glaubte, ihre Absicht sey, sich nach Tlaskala hineinzuwerfen. Zufolge dessen gab Cortez den Spaniern Befehl, sie zu erwarten, damit sie sie angreifen könnten, wenn sie zwischen dem See und der Stadt wären. Einige Spanier sprangen ans Land, und brachten in die Glieder der Mexikaner eine

so

so große Verwirrung, daß Cortez ihr Betragen der Furcht zuschrieb, und einen Theil seiner Truppen vor der Stadt ließ, und gerade nach dem Damm zu marschirte. Die Feinde verließen nach und nach, und in einer Art von Unordnung, das Feld. Der General war zu ungestüm und verfolgte sie. Als sie sahen, daß er in dem Passe von dem Damme war, so vereinigten sie sich wieder. Unterdessen daß sie ihn mit ihrem Widerstande zurückhielten, so stellte sich eine wunderbare Menge Käne von beyden Seiten des Damms. Die, welche darinn waren, hatten sich mit langen Picken versehen, die mit den Degenspitzen beschlagen waren, welche die Spanier in ihrem ersten Rückzuge verlohren hatten. Die Spanier, welche die ihnen allenthalben drohende Gefahr sahen, thaten von allen Seiten Widerstand, und zogen sich ohne Verlust eines Mannes zurück: doch wurden sie fast alle verwundet. Währendes Streits aber wurde Johann Volante, welcher eine Fahne trug, in den See mit einer Picke hinuntergestoßen. Die Indianer, fielen über ihn so gleich her, setzten ihn in ein Schiff, welches so gleich nach Mexiko seegelte: sie hatten die Absicht, diesen Gefangenen dem Kaiser vorzustellen. Volante ließ sich führen, und stellte sich, nicht mehr fechten zu können: aber als er von den andern Schiffen entfernt war, so

ergriff

ergriff er seine Waffen, tödtete seine Wache, warf sich in Fluß, und schwamm bis an das Ufer des Sees mit seiner Fahne, die er nie verlassen hatte.

Das Andenken dieses Unglücks wurde durch einen sehr beträchtlichen Beystand von Menschen und Kriegsvorrath vertilgt, welcher grade in der Zeit ankam, da Cortez mit den Mexikanern auf dem Damme handgemein geworden war. Solis und die übrigen Geschichtschreiber der Eroberung von Mexiko glauben, daß dieser Beystand von der Insel St. Domingo gekommen sey. Zugleich erhielt Cortez die Nachricht, daß der Kaiser von Mexiko eine gewaltige Armee nach der Provinz Chalco schickte, um dieses Land unter seinen Gehorsam zu bekommen, und den Spaniern den Weg von Tlaskala und Vera-Cruz abzuschneiden. Er schickte den Sandoval dahin mit dreyhundert Spaniern, zwanzig Reitern, und einigen Tlaskalanern zur Unterstützung der Truppen dieser Provinz, welche sich schon unter die Waffen begeben. Als der ankam, griff er den Feind an, der mit ihm zu gleicher Zeit erschienen war, und schlug ihn. Die Nacht blieb er in einer großen Stadt, mit Namen Guastibeck, welche ganz nahe an dem Orte lag, wo das Treffen vorgefallen war. Den Morgen erfuhr er, daß die Feinde nach Capistlan geflohen

hen wären, welches nur zwey Meilen davon war; er marschirte ihnen nach, und richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Nach diesem zweyten Siege kehrte er zu dem General zurück.

Cortez, welcher noch das Land um den See auskundschaften wollte, setzte sich an die Spitze einiger Truppen, die aus Spaniern und Tlaskalanern bestunden. Bey dieser Verrichtung mußte er sich vielmal mit den Mexikanern herumschlagen, die ihn von allen Seiten und alle Augenblicke angriffen. Er wollte sich eines wichtigen Platzes Suchimilco bemeistern; allein er mußte dieß aufgeben, nachdem er neun bis zehn Spanier verlohren. Er lief hier selbst die größte Gefahr; indem er mehr seinem Muthe, als seiner Klugheit gehorchte, stürzte er sich, mit dem Degen in der Faust, mitten in die Feinde hinein, und ward von allen Seiten umringet. Er widerstund lange und kämpfte aus äußersten Kräften; allein sein Pferd stürzte unter ihm. Die Feinde umringten ihn: da er zu bestürzt war, um sich seiner Waffen zu bedienen, so wäre er fast von der Menge überwältigt worden; aber die Begierde der Feinde, ihn lebendig zu bekommen, um ihn dem Kaiser vorstellen zu können, rettete ihn. Indem sie sich eben seiner bemächtigen wollten, rief ein Reiter, mit Namen Christoph von

von Olea de Medina del Campo, welcher ihn fallen sehn, einigen Tlaskalanern, die neben ihm stritten, drang an den Ort, wo der General war, durch, tödtete fünf bis sechs von denjenigen, welche sichs am eifrigsten angelegen seyn ließen, und mit Hülfe der besagten Tlaskalaner befreyete er den General. Diese Gefahr, welcher der General entgieng, lehrte ihn, wie gefährlich es sey, sich den ersten Anfällen des Muthes zu überlassen.

In eben der Zeit waren die Brigantinen in dem Zustande, daß sie vom Stapel abgelassen werden konnten. Cortez brauchte alsdann alle nöthige Behutsamkeit, um Mexiko angreifen zu können. Die Waffen wurden probiert; die Officiere erhielten ihre Instruktionen: Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel wurden sorgfältig zusammen gebracht. Kurz, Cortez bewieß allenthalben Aufmerksamkeit, und schafte alles herbey. Unter diesen Sorgen und Bemühungen setzte ein unvermutheter Zufall seine Standhaftigkeit auf die höchste Probe. Einer seiner ältesten Soldaten kam zu ihm, und verlangte eine geheime Unterredung: er berichtete ihm, daß in seiner Abwesenheit sich eine Verschwörung gegen sein und aller seiner Freunde Leben entsponnen hätte. Der Urheber dieser Frevelthat war ein anderer unbedeutender Soldat,

Einige Spanier machen eine Verschwörung wider den Cortez.

dat, und hieß Anton von Villafanga. Er hielt die Belagerung von Mexiko für eine verzweifelte Unternehmung, und hatte den Anschlag, sich davon loszumachen: zu dem Ende theilte er seine Gesinnungen einigen seiner Kammeraden mit, und stellte ihnen vor, daß man sich zu Befolgung der Vermessenheit eines Menschen nicht verderben müsse; schlug ihnen deshalb vor, nach der Insel Cuba zurückzugehn. Zufolge seiner Warnungen versammelten sie sich, und berathschlagten über die Mittel, welche sie brauchen wollten, um zu ihrem Zwecke zu kommen. Es war ihnen sehr leichte, aus dem Lager zu entweichen, so gar durch die Provinz Tlaskala zu kommen; allein nicht so leicht bis nach Vera-Cruz zu gelangen. Sie befürchteten auch, daß der, welcher die Stelle des Statthalters hätte, sie anhalten möchte, wenn sie ohne Order und Abschied des Cortez dahin kämen. Das Haupt der Verschwornen that den Vorschlag, zu Hebung dieser Schwierigkeiten, den Cortez und seine Anhänger zu tödten, und einen andern General zu erwählen, welchem man die Belagerung vereckeln könnte, und da man zu ihm flüchtete, ohne sich mit dem Schimpfe eines Ueberläufers zu beflecken, so würde man bey dem Statthalter von Cuba den ihm geleisteten Dienst wichtig machen. Er setzte noch hinzu, man könne sich schmeicheln, von dem spanischen Hofe

noch dafür belohnt zu werden. Nachdem man diesen Anschlag gebilligt, setzte man ein Instrument auf, in welchem sich die Verschwornen anheischig machten, ihrem Haupte in der Ausführung seines Verbrechens beyzustehn, und es alle unterschrieben. Diese verhaßte Empörung wurde mit so großer Klugheit geführt, daß die Anzahl der Verschwornen von Tag zu Tage zunahm.

Sie waren einig geworden, ein gleichsam von Vera-Cruz mit Briefen aus Spanien angekommenes Packet zu unterschieben, und es dem Generale vorzulegen, wenn er an der Tafel mit seinen Officieren äße. Die Verschwornen sollten so dann hinein treten unter dem Vorwande der Erkundigung nach Nachrichten aus Spanien, und die Zeit abnehmen, wenn Cortez mit Lesen beschäftigt seyn würde, um ihn und seine Freunde zu ermorden. Sie hatten abgeredet, alle zugleich herauszugehn, sich in dem Lager zu verbreiten und zu schreyen: Spanien! Freyheit! Die Officiere, welche man mit dem Cortez tödten wollte, waren Olid Sandoval, Alvarado und seine Brüder, Tapia, die beyden Intendanten, Ludwig Marin und Peter von Jrcico, Bernhard Dias, Geschichtschreiber der Eroberung und viele andere. Villafanga bestimmte die Befehlshaberstelle über die Armee dem Franciscus Verdugo, Stiefbruder des

Statt-

Statthalters zu Cuba; denn dieser Umstand könnte ihn schon fähig machen, glaubte er, eine Parthey zu behaupten: aber man wußte, daß er ein sehr ehrliebender Mann sey, und niemand wagte, ihm diese Meuterey zu entdecken. Man überredete sich, er würde nach der Vollstreckung des Verbrechens sich gezwungen sehn, das Commando zu übernehmen, um einem größern Unglücke zu entgehn. Der Soldat, der dieß Geheimniß offenbarte, bat um keine andere Belohnung, als um sein Leben.

Die Wichtigkeit dieser Anklage erlaubte nicht lange Formalitäten: Cortez nahm also einige Soldaten und Officiere zu sich, und verfügte sich in das Haus, das Villasanga inne hatte, ließ ihn in seiner Gegenwart greifen und in Ketten legen. Hernach gab er allen, welche zugegen waren, einen Wink herauszugehn, weil er ihn gern insgeheim verhören wollte. Nachdem er ihm eine sehr umständliche Beschreibung von der ganzen Meuterey gemacht, und die darüber erhaltene Auskunft nützte, so riß er aus dem Busen des Verbrechers den Vertrag, welchen die Verschwornen gemacht und unterschreiben hatten. Er laß ihn, und da er darinn die Namen vieler Personen fand, die er seines ganzen Vertrauens gewürdigt, so empfand er darüber den bit-

 tersten

tersten Schmerz. Doch er vertraute dieses Geheimniß keinem Menschen, befahl den Gerichtspersonen, die Sache so bald als möglich einzuleiten, ohne doch die Nachforschungen und die Beweise weiter zu treiben. Sie verzog sich nicht in die Länge. Villafanga, der durch das Instrument überführt war, welches der General bey ihm gefunden, und sich von seinen Spießgesellen verrathen hielt, gestand sein Verbrechen. Man gab ihm Zeit, den Pflichten der Religion ein Gnüge zu thun: und er ward in der folgenden Nacht an dem Fenster seiner Wohnung aufgehangen. Sein Leichnam blieb noch einen Theil des folgenden Tags ausgestellt, um sein Verbrechen und die ihm angethane Strafe kund zu machen. Dieses Beyspiel der Gerechtigkeit verursachte den Strafbaren eben so viel Schrecken, als den übrigen Soldaten Entsetzen.

Cortez war gegen alle Mitschuldigen dieser Empörung aufgebracht: aber er wollte nicht so viel Soldaten zu Anfange eines Feldzugs verlieren. Um der Nothwendigkeit zu entgehn, die Schuldigen zu bestrafen, und doch sich nicht zu gleicher Zeit den bösen Folgen der Nachsicht auszusetzen, ließ er bekannt machen, er habe in dem Busen des Villafanga ein ganz zerrissenes Papier gefunden, welches wahrscheinlicher

Weise

Weise die Namen der Verschwornen enthielte: es wäre ihm sehr lieb, daß er davon keinen lesen könne, und er suche sie auch nicht zu kennen: aber er bäte seine Freunde sich sorgfältig zu erkundigen, ob die Spanier einige Beschwerde gegen sein Betragen hätten, weil er nichts so aufrichtig wünschte, als seine Truppen zufrieden zu machen, und eben so geneigt sey, seine eigne Fehler zu verbessern, als zu dem Wege der Strenge und Gerechtigkeit seine Zuflucht zu nehmen, wenn die gelinden Strafen das Schrecken des Beyspiels schwächten. Er erklärte zugleich, daß diejenigen, welche in einiger Verbindung mit dem Villafanga gestanden, ohne Mißtrauen erscheinen könnten. Die Mühe, welche er sich gab, keine Spur eines Verdrusses auf seinem Gesichte sehn zu lassen, überführte sie, daß er ihr Verbrechen nicht wisse: sie fiengen an, ihm mit Eifer zu dienen, um dem Argwohn zu entgehen, den man wider sie wegen einer schwarzen Verrätherey gefaßt haben könnte. Doch die Klugheit nöthigte ihn, in der Folge mehr Vorsicht zu gebrauchen. Er machte sich eine Wache von zwölf auserlesenen Soldaten, die ein Officier anführte, dessen Treue ihm bekannt war, und niemand verdammte dieses neue Ansehn von Größe. Man kann in dieser Sache die Weisheit des Cortez nicht genug rühmen.

Es währte nicht lange, so hatte er eine andere Gelegenheit, seine Standhaftigkeit zu prüfen. Der berüchtigte General der Tlaskalaner, dessen Tapferkeit er selbst bewunderte, und welchen er wegen der Zuneigung seines Vaters gegen die Spanier liebte, nahm auf einmal den Entschluß, die Armee mit vielen Tlaskalanern zu verlassen, welche er mit dem Hasse gegen den Cortez zu bewafnen gewußt. Dieser stolze Indianer konnte dem spanischen Generale nicht verzeihen, daß er ihn mit so weniger Mannschaft geschlagen, und den übrigen Spaniern, daß sie einen so großen Vorzug vor seiner Nation hatten. Die Tlaskalaner, welche bey seiner Armee geblieben, waren die ersten, die seine Aufführung tadelten, und dem Generale Nachricht davon gaben. Cortez sah ein, wie sehr in gegenwärtiger Lage das Betragen von Seiten eines Manns gefährlich sey, welcher so viele Achtung unter den Bundesvölkern erlangt. Er zweifelte gar nicht, daß die Strenge gegen diesen Ausreisser nöthig sey, und die Sicherheit der Spanier verlange, daß man ein Exempel statuire, um allen Indianern, welche in seiner Armee wären, ein Schrecken einzuflößen, das sie in ihrer Schuldigkeit erhielt; doch hielt er dafür, daß, ehe er die Regeln der Kriegszucht befolgte, er die Dankbarkeit gegen die Güte des alten Xicotencatl und der Republik über-

überhaupt hören müsse. Er schickte an die Rathsglieder Abgeordnete, die ihnen von diesem Vorfalle Nachricht geben und sie versichern mußten, daß er sich ihren Absichten gemäß dabey nehmen wolle. Diese weise Versammlung antwortete den Abgeordneten selbst in Gegenwart des Vaters, „daß „nach den Gesetzen der Republik jeder, der „eine Armee wider seinen General aufwiegle, des Todes schuldig sey; dem Cortez „stünde es folglich frey wider den Tlaskalanschen General die strengste Gerechtig„keit auszuüben, und wenn er nach Tlas„kala zurückkäme, er nicht gelinder behan„delt werden würde.“ Auf diese Antwort schickte Cortez einen Trupp Spanier dem Xicotencatl nach, mit dem Befehl, ihn lebend oder todt zu greifen. Man traf ihn nicht weit von Tezcuco an; er vertheidigte sich aufs äußerste, ob ihm gleich die Tlaskalaner, welche ihn begleiteten, sehr schwach beystunden. Nachdem ihn die Spanier getödtet, hiengen sie seinen Leichnam an einen Baum. Viele Schriftsteller haben versichert, daß Cortez es im Angesicht der ganzen Armee thun lassen; aber Diaz, welcher zugegen war, behauptet das Gegentheil. Cortez war zu klug, um die Tlaskalaner so zu demüthigen, daß er in ihrer Gegenwart an ihrem Oberhaupte eine so beschimpfende Strafe vollzog. Er wußte wohl, daß der Anblick und die Erzehlung

ganz verschiedene Eindrücke machten. Die, welche Xicotencatl begleitet hatten, giengen ohne Schwierigkeit, nach seinem Tode wieder zur spanischen Armee.

Cortez verlohr mitten unter dieser Verlegenheit die Zurüstung zu seiner Unternehmung nicht aus den Augen. Als die Brigantinen vom Stapel gelassen werden konnten, ließ er eine feyerliche Messe lesen, wo alle Spanier communicirten. Alsdenn musterte er seine Truppen: die Anzahl der Spanier belief sich auf neun hundert wohl bewafnete Fußvölker und sechs und achtzig Reiter. Er hatte achtzehn Stück Kanonen, drey große eiserne, und funfzehn metallne Falconete mit einem sehr beträchtlichen Vorrathe von Pulver und Kugeln. Man brachte auf jede Brigantine fünf und zwanzig Spanier, einen Hauptmann, zwölf indianische Ruderer, und eine Kanone. Der Rest der Armee wurde in drey Parthien getheilt, davon sich jede der drey vornehmsten Dämme bemächtigen mußte.

Die erste Parthie bestund aus hundert und funfzig Spaniern und dreyßig Reitern, und ward von dreyßig tausend Tlaskalanern nebst zwey Kanonen unterstützt. Die zweyte aus hundert und sechszig Spaniern, dreyßig Reitern und dreyßig tausend Indianern nebst zwey Kanonen. Die dritte aus einer eben so großen Anzahl Spanier,

und sechs und zwanzig Reitern, und vierzig tausend alliirten Indianern, die zwey Kanonen bey sich führten. Diaz giebt die Anzahl der Indianer nicht so hoch an, und versichert, daß nur zehn tausend Tlaskalaner gewesen, die mehr gehindert, als geholfen hätten: aber Solis beschuldigt ihn, daß er allen Ruhm dieser berühmten Belagerung den Spaniern zuschreiben wollen, welches doch wider alle Wahrscheinlichkeit ist.

Man bemächtigte sich ohne alle Schwierigkeit aller Plätze, welche um den See lagen, weil die Einwohner zu den Waffen gegriffen, und der Hauptstadt zu Hülfe geeilet waren.

Die Mexikaner hatten eine beträchtliche Armee um Tacuba versammlet, um die Wasserleitungen zu decken, wodurch Mexiko sein Wasser bekam; aber Alvarado und Olid, welche jeder einen spanischen Haufen anführte, fielen sie mit solcher Wuth an, daß sie die Flucht ergreifen mußte. Nach dieser Verrichtung verdarben sie alle Kanäle, und das Wasser davon verlohr sich in den See. Es beschwerte die Stadt gar sehr, welche ihre Hülfe zu den Bächen nehmen mußte.

Da Cortez sah, daß alles zum Angriffe bereit war, stieg er in die leichteste Brigantine, um im Stande zu seyn, über al-

 les

les ein wachsames Auge zu haben, und allenthalben Hülfe leisten zu können. Alsdann stellte er seine Brigantinen in eine Reihe, und ließ sie mit allem auszieren, was ihnen einen Glanz geben konnte. Er gieng Anfangs auf Mexiko los, um sich daselbst als Sieger und Meister des Sees zu zeigen, mit dem Vorsatze, Iztacpalapa anzugreifen, welches den mexikanischen Nachen zur Zuflucht diente. Auf seiner Fahrt entdeckte er nicht weit von Mexiko eine kleine Insel, welche nur ein Fels war, und auf dessen Gipfel ein sehr weitläuftiges Schloß stand, wovon die Mexikaner, welche es bewachten, die Spanier mit Grobheiten überhäuften, und alle mögliche Drohungen herausstießen, als wenn sie an einem Orte wären, der sie vor alle Anfälle schützte. Cortez hielt dafür, diese Frechheit nicht ungestraft zu lassen, vornehmlich vor dem Angesicht einer Stadt, deren Erker und Altane mit einer Menge Einwohner angefüllt waren, die die ersten Verrichtungen der Brigantinen beobachteten. Er stieg an die Insel mit 150 Spaniern aus, gieng auf zwey Fußsteigen nach dem Schlosse und griff sie so lebhaft an, daß ein Theil der Besatzung über die Klinge springen, und der andere sich mit Schwimmen retten mußte.

Die Spanier belagern die

Nach dieser Verrichtung sah sich Cortez genöthigt, ganz seinen Angriffsplan zu verändern.

ändern. Auf einmal liefen aus der Stadt eine große Anzahl Nachen: die ersten nä- herten sich Anfangs mit Langsamkeit, um die, welche ihnen nachkamen, zu erwarten. Aber die Menge ward so beträchtlich, daß die See ganz davon bedeckt wurde. Die Bewegung der Ruder, der Glanz der Fe- dern und Waffen gab den Spaniern ein herrliches und zugleich schreckliches Schau- spiel. Der See war gleichsam vor ihnen versunken und in eine Ebene verwandelt, wo das Wasser mehr unter den Schiffen und Menschen, die sie bedeckten, zu seyn schien. Hauptstadt von Me- riko.

Dieser Pomp diente nur, den Muth des Cortez zu erwecken: er stellte seine Bri- gantinen in einen halben Mond, um dem Feinde besser Fronte zu machen, und rück- te gegen die merikanischen Nachen an, um ihnen zu beweisen, daß er mit ihnen hand- gemein zu werden nicht fürchtete. Als er ihnen nahe gnug war, ließ er halten, und seine Ruderer einige Augenblicke ausruhen, mit Befehl, so dann mit allen Rudern mit- ten in die feindliche Flotte einzudringen. Ein Landwind, welcher sich so gleich erhob, be- förderte die Absichten des Cortez: die Ru- derer, durch diesen Wind unterstützt, trie- ben die Brigantinen auf die Menge von Nachen, welche den See bedeckten, und richteten unter ihnen ein Blutbad an, das

man sich leichter vorstellen, als beschreiben kann. Die Kanonen, die Gewehre und die Armbrüste, welche nicht einen Schuß verfehlten; die Picken, welche eine Menge Menschen niederrissen; der Rauch selbst, welchen der Wind vor die Flotte trieb, und den Feind nöthigte, den Kopf wegzuwenden, um sich davor zu schützen: die Brigantinen, welche durch ihren Stoß die Nachen zerbersteten; alles trug zum Vortheil der Spanier bey. Fünf hundert Nachen von dem Vordertreffen, und auf welchen lauter vornehme Mexikaner waren, unterhielten doch den Streit mit großer Tapferkeit; aber alle andere befanden sich in einer solchen schrecklichen Verwirrung, daß sie bey ihrer Flucht einander selbst übern Haufen warfen. In diesem Seetreffen verlohren die Feinde eine große Anzahl ihrer Soldaten; ihre Flotte zerscheiterte, und die Brigantinen verfolgten die Trümmer davon bis an den Einfluß von Mexiko.

Dieser Sieg machte die Spanier Meister von dem See. Cortez rückte bis an die Mauern der Stadt, wo er einige Kanonen abfeuern ließ, um die Einwohner von seinem Triumphe zu benachrichtigen. Mit großer Zufriedenheit sah er die Thürme der Tempel und die Altäne mit Volke angefüllt, das den Zuschauer davon abgegeben hatte.

Der

Der General kehrte nach Tezcuco zurück, um seine Truppen während der Nacht in Sicherheit zu setzen. Mit Anbruch des Tags befahl er, die Schiffe nach der Seite von Yztacpalapa zu führen. Auf seiner Fahrt traf er eine Menge Nachen an, welche mit großer Geschwindigkeit nach Cuyoacan ruderten. Da er nicht zweifelte, sie würden dahin gehen, wohin Olid mit einem Haufen Soldaten gestellt war, so eilte er diesem so gleich zu Hülfe, fand ihn auf dem Damm in der Nothwendigkeit, mit den Mexikanern, die ihn angriffen, und gegen die Nachen, die eben angelangt waren, und ihm in die Seite fielen, zu fechten. Die Noth hatte dem Feinde alles, was die Kriegskunst lehren kann, eingeflößt. Sie hatten die Brücken an allen Orten abgeworfen, wo die Dämme durchschnitten waren, und das Wasser des großen Sees seine Stärke verlohr, indem es in einen andern See floß. Sie hatten Flechten und Breter gleich bereit, um von einer Seite zur andern zu kommen, und hinter diese mit Wasser anfüllte Gräber Schanzen angelegt, um der Spanier Annäherung abzuhalten. Cortez ließ in die Schanzen die Flintenschützen rücken, um diejenigen, welche sie vertheidigen wollten, abzuhalten, indeß daß die Faschinen aus Hand in Hand giengen, und der Graben angefüllt wurde. Hernach ließ er Kanonen

herzu=

herzuführen, welche den Weg eröfneten, und die Trümmer einer Befestigung dienten, den Graben der andern anzufüllen.

Von Olid hatte sich der ersten bemächtigt, als die mexikanischen Nachen angekommen waren, und ihr unvermutheter Angriff fieng an, ihnen Verlegenheit zu machen; aber diese Nachen nahmen die Flucht, als sie die Brigantinen bemerkten. Cortez durch den glücklichen Fortgang der Arbeit aufgemuntert, betrieb sie den folgenden ganzen Tag, und Olid befand sich den Morgen an der letzten Brücke. Die Mexikaner eilten zu ihrer Vertheidigung: aber Cortez, der in einer Brigantine war, sprang mit seinen spanischen Begleitern aufs Land, und richtete ein schreckliches Niedermetzeln an, daß die erschrocknen Feinde die Flucht nahmen, und er Meister von den vornehmsten Straßen der Stadt wurde.

Indem die Mexikaner flohen, warfen sie sich in einen nicht weit entfernten Tempel: die Thürme, die Treppen, der ganze Tempel wurde mit einer so großen Menge Soldaten angefüllt, daß er ein Berg von Federn und Waffen schien. Sie trotzten den Spaniern, als wenn sie sich an einem unbesteiglichen Orte befunden hätten. Cortez sah mit Unwillen, daß auf Feigheit bald so großer Stolz erfolge, und faßte den Entschluß, diesen Posten mit Gewalt einzunehmen.

nehmen. Er ließ viere von den besten Kanonen auf den Brigantinen herbeyschaffen. Das erste Feuer daraus warf eine so große Menge darnieder, daß die andern alle erschracken, nach der Stadtseite flüchteten, den Tempel den Spaniern ließen, welche sich desselben bemächtigten, und alle Götzen darinn verbrannten.

Cortez wollte die Nacht in diesem Tempel zubringen, und sich daselbst befestigen, um die Feinde einzuschließen, und daselbst den Hauptangriff zu machen. Er theilte sein Vorhaben seinen Officieren mit, welche es so bestritten, daß er davon abstand. Er begab sich den Morgen drauf nach Yztacpalapa, und fand den Sandoval in dem größten Gedränge. Dieser hatte sich des größten Theils der Stadt bemächtigt, welcher an dem Damme lag; allein da er sahe, daß ihn die feindlichen Nachen beschwerten, welche Meister von dem Untertheile der Stadt geblieben waren, und ihn ohne Aufhören angriffen, so hatte er sich vorgenommen, einige Gebäude einzunehmen, woraus sie seine Kanonen abtreiben könnten. Kaum hatte er dieses gethan, so war er von einer Menge Nachen, welche im Hinterhalt hiengen, umringt und so eingeschlossen, daß es ihm fast unmöglich ward, sich zurückzuziehen. Cortez bemerkte von weiten alle diese Nachen, ließ mit aller

Gewalt rudern, und entfernte sie in kurzer Zeit. Solis sagt, die Mexikaner verlohren bey dieser Gelegenheit eine so große Menge Soldaten, daß ihnen die Verringerung ihrer Stärke in die Augen zu fallen anfieng.

Nach dieser Verrichtung schickte Cortez den Sandoval nach der Seite von Tepeaquilla, wo ein nicht so breiter und bequemer Damm war; aber dessen Wichtigkeit doch foderte, davon Meister zu seyn, weil die Feinde nur diesen Weg, Lebensmittel herbeyzuschaffen, noch hatten, und es daran zu mangeln anfieng. Cortez ließ alsdann nach der Seite von Tacuba fortschiffen, wo er den Alvarado fand, welcher seinen Angriff mit verschiednem Glücke machte; aber viele Spanier verlohren hatte, welches dem Generale vielen Kummer verursachte. Als er sah, daß ihm alle diese verschiednen Angriffe nicht so schnell glückten, als er gewünscht hätte, so beschloß er einen andern Marsch zu nehmen, und gewann Zeit, eine Flotte von Nachen zusammenzubringen und bauen zu können, mit welcher er Meister von allen Theilen des Sees werden konnte. Zu dem Ende schickte er an seine Bundesvölker den Befehl, ihm alle die Nachen zu schicken, welche sie zum Nothfall behalten, und ließ noch dazu selbst eine große Anzahl zu Tezcuco bauen. Als er nun hinlänglich damit versehen

sehen war, um seinen Plan ausführen zu können, so setzte er in jedes eine beträchtliche Anzahl Indianer unter Hauptleuten von ihrer Nation. Er theilte sie in drey Schwadronen, davon jede von vier Brigantinen unterstützt wurde. Alsdann fieng man den Angriff mit mehrer Ordnung und Leichtigkeit wieder an. Man machte Tag und Nacht die Runde auf dem See, um den Ausfällen der Mexikaner Einhalt zu thun. Man nahm alle diejenigen weg, welche von der Stadt Lebensmittel und Wasser zuzuführen versuchten. Sandoval, Olid und Alvarado kamen bis in die Vorstadt.

Die Belagerten setzten alles zu ihrer Vertheidigung ins Werk: sie bewiesen bey dieser Gelegenheit so viel Thätigkeit und Unverdrossenheit, als man nur von den policiertesten Völkern erwarten kann. Anfangs thaten sie ihre Ausfälle bey Nacht, um die Spanier durch Unruhe und Wachen zu ermüden. Sie schickten durch große Umwege Nachen mit Schanzgräbern ab, welche die mit vieler Mühe ausgefüllten Graben wieder räumen mußten. Sie fielen auf eine Kriegslist, welche ihrer Betreibsamkeit viel Ehre macht. Sie bauten in der Stadt dreyßig mit starken Bretern verstärkte Barken, um sich daraus einen Wall zu machen, hinter welchen sie sicher

seyn konnten. In einer sehr dunklen Nacht legten sie sich in einen mit großen Schilf bedeckten Ort, durch welchen das Auge nicht dringen konnte. Sie rammten da eine große Menge Pfähle ein, die fast dem Wasser gleich stunden, und woran mit einem Stoße das größte Schiff schadhaft werden konnte. Sie hoften einige Brigantinen, welche herumstreiften, in diesen Schilf- und Pfahlwald locken zu können, und hatten drey bis vier Nachen mit Lebensmitteln ausgerüstet, die zu einer solchen Lockspeise dienen sollten. In der That fielen auch zwey Brigantinen in dieses Netz: die mit Lebensmitteln beladene Nachen zeigten sich auf eine listige Art, und nahmen dann die Flucht; die Brigantinen verfolgten sie mit der äussersten Geschwindigkeit, und rannten an die Pfähle. Auf den Augenblick erschienen die Indianer in ihren Barken, und griffen sie mit einer Wuth an, die der Verzweiflung nahe kam. Die, welche sich auf diesen Brigantinen befanden, sahen wohl, daß sie sich durch starkes Rudern nicht von ihnen losmachen würden, und ergriffen den Entschluß, den Streit zu behaupten, um den Feinden zu schaffen zu machen. Zu gleicher Zeit ließen sie einige Taucher herunter, welche die Pfähle absägen mußten. Die Freyheit, alsdann wieder rudern zu können, setzte sie in den Stand, ihre Kanonen spielen zu lassen: doch die Spanier

erlit-

erlitten dabey einen großen Verlust: zwey ihrer bravsten Officiere blieben, und fast alle Soldaten wurden verwundet.

Cortez, der entschlossen war, den Tod dieser braven Officiere zu rächen, gebrauchte wider die Feinde ihre eigne List. Er stellte die folgende Nacht sechs Brigantinen in einen andern mit Schilf bedeckten Ort, der nicht weit von den Feinden war. Mit Anbruch des Tags schickte er von der Flotte eine andere Brigantine aus, welche schien, als suchte sie Nachen mit Lebensmitteln auf, näherte sich den Barken so viel als nöthig war, um zu scheinen, sie entdeckt zu haben, und nahm so gleich nach der Seite zu die Flucht, wo der Gegenhinterhalt war. Die Mexikaner verfolgten die Brigantine, wie Cortez vorausgesehn, und da sie nun gewiß glaubten, sie zu haben, so erregten sie ein Freudengeschrey. Als sie nun an dem rechten Orte waren, so fuhren die übrigen Brigantinen aus ihrem Hinterhalte, gaben Feuer mit allen Kanonen auf sie, wodurch der größte Theil der Barken in Grund geschossen wurde, und der übrige in die größte Bestürzung gerieth. Das zweyte Kanonenfeuer vernichtete vollends den Rest.

Zu eben der Zeit wurde man von verschiednen Gefangnen benachrichtigt, die man in den verschiednen Angriffen machte, daß die Stadt an Lebensmitteln Mangel

zu leiden anfieng, wodurch Cortez bewogen wurde, ihnen alle Zugänge abzuschneiden; aber zur Bestärkung der Gerechtigkeit seiner Waffen gab er zweyen bis dreyen vornehmen Gefangenen die Freyheit, mit dem Auftrage an den Kaiser, er böte ihm den Frieden an unter der einzigen Bedingung, daß er die Oberherrschaft des Königs von Spanien erkennen möchte, dessen Recht sich unter den Mexikanern auf eine Tradition ihrer Vorfahren gründete. Die hernach eingebrachten Gefangenen sagten aus, daß Guatimozin diesen Vorschlag mit wenigerm Stolze, als er sonst darüber zu bezeugen pflegte, angenommen; daß er seine Generale, Minister und Opferer versammlet, ihnen den elenden Zustand der Stadt mit einer Rührung vorgestellt, die große Neigung zum Frieden zu erkennen gegeben habe. Alle Generale und Minister wären seiner Meinung gewesen: allein die Opferer hätten sich mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit dem Frieden widersetzt, und versichert, die Götter würden ihnen Sieg verleihen. Die Ehrfurcht, in deren Besitz sie waren, und die Beweggründe der Religion, welche ihre Meynung stützten, hätten die Oberhand behalten. Der Kaiser, ob er gleich eine Ahndung seines nahen Untergangs fühlte, willigte zur Fortsetzung des Kriegs, und ließ in der ganzen Stadt kund machen, daß wer von Frieden redete,

auf

auf der Stelle des Todes seyn solle, nicht die Opferer davon ausgenommen, welche die Gesinnung der Orakel mit mehr Standhaftigkeit behaupten müßten als die übrigen.

So bald Cortez von diesem Entschlusse benachrichtigt worden, beschloß er, Mexiko an drey Dämmen anzugreifen, und die Stadt nebst dem kaiserlichen Schlosse mit Feuer und Schwerd zu verheeren. Er schickte dem Sandoval und Alvarado Befehl, daß zu einer bestimmten Stunde jeder seine Seite angreifen solle. Er selbst that einen Angriff von der Seite von Cuyoacan. Die Feinde hatten die Gräben ihrer Schutzwehre wieder geöfnet, und ihre Festungen wieder hergestellt: Cortez ließ fünf Brigantinen anrücken, welche mit ihren Kanonen diese Festungswerke vernichteten, unterdeß daß die Landtruppen die Gräben wieder anfüllten. Also rückte die Armee ohne viele Hindernisse vor; aber an der letzten Brücke, welche an dem Gestade der Stadt stieß, wurden sie zurückgeschlagen. Die Mexikaner hatten den Damm ungefehr funfzehn Fuß in der Länge zerschnitten, wodurch das Wasser gegen die Gestade zurückgetrieben und in diesem neuen Graben sicher geworden war. Ueberdieß war diese Seite der Stadt mit zwey bis drey Reihen Balken und Bretern, welche mit Riegeln und großen Nägeln zusam-

mengefügt waren, befestigt: auch wurde diese Landwehr durch eine unglaubliche Menge Soldaten vertheidigt. Doch die ersten Kanonenkugeln zerschmetterten sie, und ihre Trümmern tödteten eine große Anzahl Mexikaner. Die, welche die ersten Reihen inne hatten, wichen auf diejenigen zurück, welche ihnen folgten, und nöthigten sie wieder in die Stadt zurück. Nachdem vom Gestade alles vertrieben worden, ließ Cortez die Brigantinen und die Kähne seiner Bundesgenossen anrücken, um seine Truppen ans Land zu setzen. Seine Reiterey ließ er gleichfalls aussteigen, und nahm nur drey Kanonen mit, welche er für hinlänglich zu dieser Verrichtung hielt.

Ehe er mit den Feinden handgemein wurde, trug er dem Julian Alderete auf, den großen Graben des Damms, unter Bedeckung der Brigantinen, welche am Gestade herumschiften, füllen zu lassen. Aber gleich beym Anfange des Streits, in den ersten Straßen der Stadt, überließ sich Alderete, erhitzt durch das Geräusch der Waffen, einer unbesonnenen Hitze, weil er zugleich glaubte, daß die Deckung und Anfüllung des Grabens unter seiner Würde sey, und rückte mit allen seinen Soldaten in Streit. Also wurde der Graben, über welchen man bey seiner Ankunft nicht kommen konnte, verlassen. So bald der

Kaiser

Kaiser dieses erfuhr, befahl er seinen Officieren, mit ihren Truppen gegen das Gestade zurückzukehren, und die Spanier auf dem Wege ihres Zurückzugs anzufallen. Cortez, welcher nicht die Absicht hatte, sich diesen Tag in der Stadt festzusetzen, sah, daß er wenig Zeit mehr habe, um vor der Nacht in sein Quartier zurückzukehren, ließ zum Rückzuge blasen. Da er nicht wußte, daß der Graben verlassen wäre, so marschirte er von dieser Seite, und hofte ihn angefüllt und bedeckt zu finden. Als er sich dem Gestade näherte, so wurden seine Hintertruppen durch die feindlichen Legionen angegriffen. Die Flintenschützen machten Fronte, und der General widerstund mit seiner Reiterey den ersten Anfällen der Feinde. Als er nun die Unvorsichtigkeit des Alderete erfuhr, wollte er seine Truppen wieder sammlen und ein Batallion formiren; aber seine Befehle wurden schlecht befolgt. Die Alliirten, welche er gegen den Damm zu marschiren lassen, stürzten in Unordnung in den Graben: einige kamen auf die Brigantinen und Kähne; die andern warfen sich ins Wasser, wo ein Trupp mexikanischer Schwimmer sie mit ihren Wurfspiesen durchbohrte oder in der Tiefe des Sees erstickte. Cortez stritt mit seinem gewöhnlichen Muthe und trieb den Feind mit Macht: aber sein Pferd ward unter ihm getödtet. Ein Officier, mit Namen Franziskus Guz-

mann gab ihm das seinige: aber diese großmüthige Handlung kostete dem Officiere das Leben: er ward von den Feinden aufgehoben. Cortez rettete sich hinter die Brigantinen, wo er ganz mit Blut und Wunden bedeckt ankam. In diesem Gefechte kamen vierzig Spanier in der Feinde Hände; überdieß noch tausend Tlaskalaner und eine Kanone.

Den Kummer, welchen Cortez über dieses Unglück empfand, war seinem Leben gefährlicher als seine Wunden selbst. Er konnte sich über den Verlust des Guzmanns und der andern Spanier nicht trösten. Alderete, von dem Anblick aller der Uebel, die seine Unvorsichtigkeit verursacht, durchdrungen, bot dem General seinen Kopf zur Büßung seines Verbrechens an. Cortez glaubte hier nicht ein Exempel statuiren zu müssen, welches nur seine bravsten Krieger muthlos machen möchte, und begnügte sich daher ihm vor der ganzen Armee einen lebhaften Verweis zu geben. Zum Unglück vollends erfuhr er, daß Sandoval und Alvarado zwanzig Spanier bey ihren Angriffen verlohren. Er befand sich zugleich in der grausamen Nothwendigkeit, seinen Schmerz bey sich selbst zu halten, um seine Soldaten nicht muthlos zu machen. Er beschloß also die Belagerung in eine Blokade, zu ver-

wan-

wandeln, so lange die Verwundeten verbunden wurden.

Herrera, Diaz und Solis versichern, daß die Verwundeten durch geheime Mittel geheilet worden wären, welches in Spanien curar por ensalmo heißt. Diaz, welcher Zeuge von dieser Kur gewesen, schreibt sie einem Soldaten mit Namen Johann Catalana zu. Er legte auf die Wunden ein wenig Oel, und betete einige Verse aus den Psalmen Davids her. Der Leser beliebe darüber zu denken, was ihm beliebt; genug, wir haben unsere Quellen, woraus wirs genommen, angezeigt. Denn die Soldaten und Cortez selbst wurden in sehr kurzer Zeit geheilt.

Doch die Mexikaner feyerten ihren Sieg mit Ergötzlichkeiten. Alle Viertel der Stadt waren sehr erleuchtet; die Kriegsmusik ertönte an allen Orten, und theilte sich in verschiedene Chöre. Man sah in allen Tempeln Licht, welches barbarische Ceremonien verkündigte. Man zweifelte gar nicht, daß dieser Prunk die spanischen Gefangenen beträfe, welche man den Göttern des Reichs opferte. Einige Soldaten, welche in Nachen näher hinzufuhren, hörten das Geschrey dieser unglücklichen Opfer, und meynten diejenigen zu kennen, die es erhoben: ein erbarmungswürdiges Schauspiel, das vielleicht mehr ihre Ein-

bildung als ihre Augen und Ohren traf. Als sie es im Lager erzehlten, konnte Cortez sich der Thränen nicht enthalten.

Dieser Vortheil, verbunden mit den Gedanken, daß sie ihre falschen Götter versöhnt hätten, erhöhte ihren Muth so sehr, daß sie die Nacht noch ein wenig vor Tage, sich dem Lager naheten, und die Brigantinen anstecken und die Niederlage der Spanier vollenden wollten, die, wie sie wußten, größten Theils verwundet und gänzlich ermüdet waren: aber sie begiengen die Unklugheit, und ließen die schreckliche Trompete blasen, welche den Soldaten, wenn sie sie hörten, Wuth einflößete. Ihr Getöse benachrichtigte die Spanier von dem, was vorgieng: sie hielten sich so tapfer und blos vertheidigend, daß sie mit ihren Kanonen die Mexikaner zurücktrieben.

Den folgenden Tag brauchte der Kaiser eine List, darauf der größte Kriegsmann stolz seyn könnte. Er ließ nemlich ausbreiten, Cortez wäre beym Rückzuge geblieben; welches den Muth der Mexikaner durch die Hofnung, sich bald von den Spaniern befreyt zu sehen, vermehrte. Zugleich ließ er auch in allen benachbarten Städten kund machen, daß der Gott des Kriegs, durch das Blut der spanischen Opfer versöhnt, ihn mit deutlicher Stimme verkündigt hätte, der Krieg würde in acht Tagen

geen=

geendigt seyn, und alle, die diese Nachricht verachteten, in dieser Zwischenzeit umkommen. Er schickte ihnen dabey die Häupter der geopferten Spanier, als die deutlichsten Merkmale eines Siegs, welcher sie zum Gehorsam bringen sollte. Er trieb die List noch weiter, und ließ so gar in dem Lager der Alliirten des Cortez durch verschiedene dahin abgeschickte Kundschafter die nehmliche Prophezeihung verbreiten. Die Orakel des Kriegsgottes standen in allen Gegenden in einem großen Ansehen, und die Indianer von verschiednen Nationen pflegten sie zu verehren. Eine so kurze Zeit bestrickte ihre Einbildung so sehr, daß sie sich vornahmen das spanische Lager zu verlassen, und in einer Zeit von zwey bis drey Nächten stunden ihre Heerlager verlassen. Die Tlaskalaner selbst ahmten ihnen nach, ausgenommen einige Vornehme, welche die Ehre dem Leben vorzogen. Cortez war untröstbar, daß er seine Unternehmung auf dem Punkte zu scheitern fand, und hielt ein Mittel dagegen für unmöglich, weil er die Ursache des Uebels nicht kannte. Endlich kam er dahinter, und schickte so gleich nach den Ausreissern, um sie dahin zu bringen, daß sie ihren Marsch so lange verschöben, bis die acht Tage verlaufen wären, indem er ihnen zu bedenken gab, daß dieser Verschub ihr Schicksal in nichts verändere, und sie überdies versicherte, daß man

sie zu betriegen suche und sie ihre Leichtgläubigkeit gereuen würden. Sie willigten darein, und ließen an den Orten, wo sie angehalten worden waren, acht Tage vergehn. Nachdem die von den vermeynten Orakeln bestimmte Zeit vorüber war, so schämten sie sich selbst ihrer Leichtgläubigkeit, und kamen mit neuer Kühnheit zur Armee zurück. Don Fernando, Cazike von Tezcuco, schickte seinen Bruder zu den Truppen seiner Nation: er brachte sie den achten Tag nicht allein wieder zurück, sondern hatte noch neue Soldaten dazu angeworben. Die Tlaskalaner schämten sich über ihr Ausreissen so sehr, daß sie sich nicht unterstunden zur Armee zurückzukehren: sondern als die Republik eine neue Verstärkung dem Cortez schickte, so stießen sie zu derselben, und bezogen ihr Lager wieder. Der General that, als wenn er sie mit den Neuangeworbenen vermenge, und nahm sie eben so gut auf.

Diese Neuangeworbenen vermehrten gar beträchtlich die spanische Macht, und das verbreitete Gerede, daß die Stadt aufs äußerste gebracht sey, vermochte viele Nationen, welche bisher neutral geblieben, sich für die Spanier zu erklären. Die ansehnlichsten waren wohl die Atomier, wilde Gebürgleute, welche ihre Freyheit in unzugänglichen Gegenden behaupteten, deren

Unfrucht-

Unfruchtbarkeit und Elend die Mexikaner stets verhindert hatte, sie zu unterjochen. Sie hatten die Unterthanen des Kaisers stets gehaßt, ohne andere Beweggründe, als ihren Stolz und ihre Weichlichkeit. Man sagt nicht, wie stark ihre Hülfstruppen gewesen, die sie den Spaniern zugeschickt; allein Cortez soll damals Anführer von zweymal hundert tausend Mann gewesen seyn.

Die Mexikaner waren unter der Zeit, daß ihre Feinde ihre Feindseligkeiten verschoben, nicht müßig gewesen: sie hatten Tag und Nacht häufige Ausfälle gethan, ohne großen Nachtheil der Spanier, welche von den Brigantinen stets gedeckt waren. Man erfuhr von den letzten Ueberläufern, daß die Lebensmittel in der Stadt so selten zu werden anfiengen, daß man kaum dem Gemurre der Soldaten und des Volks Einhalt thun könne; daß durch das Wasser des Sees, dessen man sich bedienen müßte, viele Menschen dahin stürben.

Cortez versammlete seine Officiere, um zu berathschlagen, welcher Entschluß in diesen Umständen zu nehmen sey. Aller Meynungen kamen darinn überein, man müsse den Angriff von allen drey Dämmen erneuern, und sich in der Stadt festsetzen, wenn man, wo alle Hofnung dazu wäre, einmal darinn Fuß gefaßt hätte. Die Truppen

pen auf den drey Posten bekamen Order, zu gleicher Zeit anzugreifen, und bis an den großen Marktplatz Tlateluco vorzurücken, wo sie alle zusammenstoßen, und nach den Umständen streiten sollten.

Man schafte einen Ueberfluß von allen Lebensvorrathe herbey, der zur Unterstützung der Truppen in einer Stadt, der alles mangelte, höchstnöthig war. Die drey Anführer ließen mit Anbruch des Tags aus ihren Lagern ihre Soldaten ausrücken. Jeder wurde von seinen Brigantinen und Nachen gedeckt. Sie griffen die drey Dämme zu gleicher Zeit an, und fanden sie alle drey in guter Vertheidigung: die Brücken abgetragen, die Gräben geöfnet, und die Anzahl der Feinde so groß, als wenn mit diesem Tage sich erst der Krieg angefangen. Nach einigem Widerstande gelangten diese drey Corps fast zugleich in der Stadt an. Sie kamen bis an die Oerter, wo die Häuser zerstört waren, verschanzten sich daselbst, und schlugen mit aller möglichen Vorsicht ihr Lager für die Nacht auf. Dieses Verhalten vereitelte die Entwürfe der Mexikaner, die die Spanier auf ihrem Zurückzuge anzufallen hoften. Die Großen versammleten sich, liefen in den kaiserlichen Pallast und baten den Kaiser, sich aus der Gefahr zu begeben. Einige riethen ihm, die Stadt zu verlassen, andere, den

Pallast

Pallast zu befestigen, andere endlich, noch einmal die äußersten Kräfte zu versuchen, die Spanier aus ihren Posten, deren sie sich bemächtigt, zu treiben. Guatimozin ergriff den würdigsten Entschluß für einen Kaiser, mitten unter seinen Unterthanen zu sterben. Zu dem Ende gab er an die ganze Armee Befehl, sich zum Angriff bereit zu halten. So bald der Tag erschienen, rückte er gegen die drey Lager der Spanier: aber man hatte von ihren Bewegungen Nachricht, und die Kanonen nebst den Musketen an alle Zugänge gepflanzt, und tödtete eine so große Anzahl Mexikaner, daß alle die, welche noch davon kamen, die Hofnung zum Siege verlohren und sich zurückzogen. Die Spanier setzten ihnen mit dem Degen in der Faust nach, und gewannen für die künftige Nacht eine viel größere Gegend als sie in voriger Nacht gehabt hatten.

Auf diesen glücklichen Fortgang folgten andere Schwierigkeiten: den Morgen darauf konnten sie nur Schritt für Schritt vorrücken, indem sie die Häuser einrissen und die Schanzen, welche die Mexikaner in den Straßen gemacht, zernichteten: aber die Hitze der Arbeit beförderte gar sehr das Werk. In weniger als drey Tagen trafen die drey Anführer an dem bestimmten Orte zusammen. Die Alvaradosche Division

vision hielt daselbst, nachdem sie viele feindliche Batallion weggetrieben. Alvarado merkte nicht sehr weit davon einen Tempel von sehr großen Umfange, dessen Thürme und Treppen von einer Menge Mexikaner besetzt waren. Er sahe die Wichtigkeit ein, diese Feinde nicht hinter sich zu lassen, und schickte einige Compagnien ab, sie anzugreifen, die sie auch ohne vielen Widerstand wegtrieben. Alsdenn stellte er seine Mannschaft in Schlachtordnung, um sein Lager aufzuschlagen. Sodann befahl er, oben auf dem Tempel Rauch zu machen, zur Nachricht für die andern Anführer, daß er sich dieses Posten bemächtigt habe. Gleich hernach traf Cortez mit seiner Division auf eben demselben Platze ein, und die Menge Mexikaner, welche vor ihm flohen, stürzten in die Soldaten des Alvarado, und wurden von ihnen in Stücken gehauen. Die vor dem Sandoval flohen, hatten das nehmliche Schicksal, und die drey Befehlshaber vereinigten sich an dem bestimmten Orte.

Da die Mexikaner sahen, daß die Macht der Spanier zusammengestoßen wäre, so liefen sie alle mit Eifer zur Vertheidigung der Person des Kaisers, wodurch es dem Generale sehr leicht wurde, seine Wohnungen ohne Hinderniß zu nehmen. Man ließ mit einigen Compagnien Hülfsvölker den

Ort

Ort von den todten Körpern, womit er angefüllt war, räumen, und sie in die Kanäle werfen. Man mußte spanische Officiere dazu stellen, damit diejenigen, die bey dieser Verrichtung gebraucht wurden, sich nicht mit ihren Leichen davon schlichen, und davon Feste anstellten, womit sie ihre Siege feyerten. Ungeachtet dieser Vorsicht fanden doch einige Mittel ihre abscheuliche Gierde zu befriedigen und Leichname zu verzehren: aber man that, als wenn man es nicht gewahr würde; denn es wäre gefährlich gewesen, Schärfe dabey zu gebrauchen. Cortez war zu einsichtsvoll, um ein Mittel zu verabsäumen, das ihn zu seinem Zwecke bringen konnte; er schickte daher an die Officiere der Brigantinen und Nachen Befehl, daß sie ohne Aufhören von einem Damm zum andern fahren, und ihm so gleich von allen Bewegungen der Belagerten Nachricht ertheilen sollten. Er vertheilte alsdann seine Truppen, daß sie sich in der Nacht der Ruhe, der sie sehr bedurften, überlassen konnten. Sie ward auch nun in der That durch das Flehen vieler vor Hunger halbtodten Einwohner der Stadt unterbrochen, welche unbewafnet ankamen, und für den Lebensunterhalt gerne ihre Freyheit verkaufen wollten. Ob es gleich das Ansehn hatte, daß man sie als unnütze Mäuler fortgejagt, so erregten sie doch das Mitleid des Cortez so

sehr, daß er ihnen einige Erfrischungen geben und sie aufs Land gehen ließ, wo sie ihren Unterhalt finden konnten.

Mit Anbruch des Tags bemerkte man eine Menge bewafneter Amerikaner auf den Straßen, die sie noch inne hatten. Ihre Absicht war, viele Arbeiten zu decken, durch welche sie ihren letzten Zufluchtsort befestigen wollten. Da Cortez sah, daß sie zum Angreifen gar nicht geneigt waren, so verschub er die Ausführung seines Vorhabens, den letzten Anfall zu thun. Er schmeichelte sich so gar, sie würden in der Lage, in der sie jetzt wären, neue Vorschläge annehmen. Diesen Auftrag gab er drey oder vier vornehmen Gefangenen. Als gegen Mittag die Soldaten verschwanden, welche die Straßen bewachten, so glaubte er, die Stunde sey gekommen, wo sich die Mexikaner unterwerfen würden.

Der Pallast, in welchen sich Guatimozin mit dem Adel und einem Theil der Soldaten geflüchtet, machte ein sehr großes weitläuftiges Eck, davon das Meiste von dem Wasser des Sees umgeben wurde das übrige, welches nicht weit von Tlateluco lag, war mit dicken Bretern, die mit Faschinen versehn waren, mit Pallisaden und einem tiefen Graben verschanzt, welche alle benachbarte Straßen durchschnitt. Den folgenden Tag rückte Cortez mit dem

größten

größten Theile der Spanier in die Straßen, welche die Mexikaner verlassen, und traf auf ihre Befestigung, deren ganze Linie mit Soldaten besetzt war; allein man urtheilte aus dem Stillschweigen ihrer Kriegsmusik und ihrem unterlassenen Geschrey, daß sie ganz und gar keine Absicht hätten, Feindseligkeiten zu begehen. Er näherte sich zwey oder dreymal bis auf einen Pfeilschuß, nachdem er den Spaniern befohlen, keinen Angriff mehr zu thun. Die Mexikaner streckten die Waffen, und diese Ruhe, welche mit eben dem Stillschweigen begleitet wurde, ließ den Spaniern glauben, daß Friedensvorschläge den Mexikanern nicht unangenehm seyn würden. Man bemerkte zu gleicher Zeit, daß sie alle Kräfte anstrengten, den Spaniern ihr auszustehendes Elend nicht merken zu lassen. Sie aßen in ihrer Gegenwart kleine Maizbrödchen, und warfen einige davon unter das Volk, welches nach diesem schwachen Beystande seine Arme ausstreckte. Diese Art von Waffenstillstand dauerte drey Tage, während welchen viele Officiere aus der Verschanzung heraus traten, und die tapfersten Spanier zu einem Zweykampf herausfoderten. Doch diese Herausfoderungen währten nicht lange und die meisten begaben sich zurück, wenn sie sahen, daß man ihnen antworten wollte: aber sie schienen über ihre Großsprecherey eben so zu-

frieden, als über einen wirklichen Sieg. Einer dieser Prahler kam eines Tags an das Lager des Generals: nach seinem Putze schien er ein Vornehmer zu seyn. Seine Waffen waren ein Degen und ein Schild von einem der geopferten Spanier. Er wiederholte einigemal seine Herausfoderung, mit einem Schein von Trotz und Uebermuth. Cortez, unwillig über diese Vermessenheit, ließ ihm durch seinen Dollmetscher zurufen, wenn er noch zehn andere Mexikaner mitbringen wolle, so erlaube er, daß ein junger Spanier, welchen man ihm zeigte, gegen diese alle streiten könne. Dieser Jüngling hatte höchstens sechszehn bis siebzehn Jahre: war Page bey dem Cortez und hieß **Johann Nugnez von Marcado**. Der Mexikaner über eine solche verächtliche Sprache aufgebracht, fieng seine Bravade mit mehrer Grobheit an. Marcado glaubte, dieser Streit beträfe ihn, weil der General sich auf ihn bezogen, schlich sich leise davon, daß man ihn nicht zurückhalten konnte; setzte mit vieler Leichtigkeit über den Graben, welcher um das Lager war, fiel den Mexikaner mit eben so viel Stärke als Muth an, und warf ihn zu seinen Füssen. Diese That erwarb ihm das Lob aller Spanier und selbst den Beyfall der Feinde, die zugegen waren. Er kam zurück und legte ihm den Degen und das Schild des Ueberwundenen

nen zu Füssen. Cortez, von seinem Muthe entzückt, umarmte ihn vielmals, hieng ihm den errungenen Degen um, und bestätigte ihm den Tittel eines Ritters, welchen er durch seinen Muth erhalten hatte.

Der Rath des Guatimozin hatte nicht aufgehört, über die Vorschläge des Cortez, während des Waffenstillstandes, zu berathschlagen. Der größte Theil des Adels und die Minister waren für den Frieden, um dem äußersten Elende, zu welchen das Volk gebracht war, ein Ende zu machen: aber die Opferer widersetzten sich dagegen aus allen Kräften, weil sie wohl merkten, daß ein Bündniß der Spanier mit den Mexikanern ihren Untergang enthielte. Sie verstanden die Kunst, ihre Vorstellungen mit Versprechungen und Drohungen ihrer Götter zu begleiten: man beschloß den Krieg fortzusetzen. Der Kaiser befahl, ehe der Waffenstillstand gebrochen wurde, daß ein Theil des Adels, und alle Nachen, welche bey ihm waren, sich in eine Art von Hafen begeben möchten, den der See hinter seinem Pallaste machte. Er wollte sich eine Zuflucht bereiten, im Falle das Glück seine letzte Bemühung vereitelte. Dieser Befehl wurde mit so großen Lerm und Wirrwarr vollzogen, daß die spanischen Officiere, welche die Brigantinen commandirten, die Bewegungen bald ge-

wahr wurden, die sie an diesem Orte mach-
ten. Sie gaben dem Cortez so gleich Nach-
richt davon, welcher gleich die Absicht des
Kaisers muthmaßete. Er schickte auf der
Stelle den Sandoval ab, welchen er zum
Generalißimus der Brigantinen ernannt,
den Hafen vor Ende des Tags noch zu be-
lagern; setzte sich an die Spitze seiner Land-
truppen, bereitete sich zum Streite und nä-
herte sich den Befestigungen, um durch
Bedrohung eines blutigen Kriegs die Be-
endigung des Friedens zu befördern. Die
Mexikaner, welche von ihrer Seite Befehl
hatten, sich zum Streite zu rüsten, ver-
kündigten durch entsetzliches Geschrey den
Friedensbruch. Sie bewiesen viele Ent-
schlossenheit: aber da die ersten Kanonen-
schüsse die Schwäche ihrer Verschanzungen
offenbarten, so erkannten sie die ihnen vor-
stehende Gefahr. Sie steckten eiligst die
weißen Fahnen aus, und wiederhohlten
zum öftern das Wort Friede, welches sie
aussprechen gelernt. Man ließ ihnen durch
die Dollmetscher ankündigen, daß man ih-
re Vorschläge hören wolle. Vier kaiserli-
che Minister stellten sich auf dem Graben
in einer Kleidung, die den Gegenstand ih-
rer Gesandschaft anzeigte. Sie grüßten
die Spanier mit der tiefsten Ehrfurcht, und
wendeten sich an den General, der auch
an das eine Ende des Grabens trat, und
sagten ihm, der mächtige Guatimozin em-
pfände

pfände das Elend seines Volks, und hätte sie ernannt, in eine aufrichtige Unterhandlung mit ihm zu treten; er wünsche das Ende des Kriegs, welcher beyden Theilen gleich schädlich sey, und erwarte nur die Vorschläge des spanischen Generals, um ihm dann die seinigen zu schicken. Cortez antwortete, der Friede sey der einzige Zweck seiner Waffen, und ungeachtet der habenden Macht, Gewalt gegen diejenigen zu gebrauchen, welche so lange anstünden, der Vernunft sich ergeben, so wäre er doch zu der Unterhandlung bereit, die man schon einmal gebrochen; aber Sachen von solcher Wichtigkeit kämen durch den Weg eines dritten schwer zu Stande, und zur Vermeidung aller Streitigkeiten wäre nöthig, daß der Kaiser in Begleitung aller seiner Minister selbst erschiene, damit er so gleich sie bey ereignender Gelegenheit befragen könne; die Spanier würden alle Vergleiche annehmen, die nicht das Ansehn ihres Monarchen beleidigten, und ihr Wort geben, daß sie nicht allein alle Feindseligkeiten aufhören lassen, sondern zum Dienst des Königs von Mexiko alle ihre Macht anwenden wollten. Die Gesandten begaben sich mit dem Schein völliger Zufriedenheit zurück, und Cortez schickte eiligst an den Sandoval Befehl, mit dem Angriffe des Hafens inne zu halten. Nach einer Viertelstunde erschienen die Gesanden

ten wieder an dem Graben, und versicherten, der Kaiser würde Morgen mit seinen Ministern kommen, und sich nicht ohne den Frieden, der ihm am Herzen läge, geschlossen zu haben zurückbegeben.

Ihre Absicht war nur, die Unterhandlung zu verzögern, um alle Anstalten treffen zu können, daß der beschloßne Abzug des Kaisers gedeckt würde. Die Abgeordneten kamen zu der von ihnen bestimmten Stunde zurück: aber sie sagten, Guatimozin könne erst den folgenden Tag kommen, weil ihm etwas zugestoßen wäre. Sie setzten hinzu, man müsse die Unterredung auch noch wegen der dazu nöthigen Vorbereitung der Ceremonien verschieben. Kurz, die Mexikaner besaßen die Feinheit, den Cortez vier Tage lang so zu betriegen. Er war so überzeugt, daß sie aufrichtig den Frieden wünschten, daß er schon seine Maßregeln genommen, den Kaiser mit Pomp zu empfangen: aber als er erfuhr, was auf dem See vorgieng, so schämte er sich seiner zu großen Leichtgläubigkeit, und konnte sich seines Zorns nicht enthalten.

Mit Anbruch des vom Cortez zur Unterredung angesetzten Tages bemerkte Sandoval eine Menge Mexikaner, die sich in die im Hafen liegenden Nachen einschiften. Er benachrichtigte so gleich davon den General, zog seine Brigantinen zusammen,

welche

welche auf verschiedne Posten gestellt waren. Die mexikanischen Nachen fiengen bald an zu rudern; hatten den vornehmsten Adel und die vornehmsten Officiere der kaiserlichen Truppen bey sich, die die Brigantinen zu bekriegen entschlossen waren, um die Flucht des Kaisers zu decken. Ihre Absicht war, sich so gleich zu zerstreuen, wenn seine Person in Sicherheit wäre, und auf verschiednen Fahrten wieder zu ihm zu stossen. Sie giengen auch in der That grade auf die Brigantinen los, und griffen sie mit solcher Wuth an, daß, ohne von dem ersten Geprasle der Kanonen abgeschreckt zu werden, sie den spanischen Schiffen so nahe kamen, daß sie einander mit dem kurzen Gewehr erreichen konnten. Indem man handgemein wurde, bemerkte Sandoval sechs bis sieben große Barken, die erstaunend schnell fortruderten und zu entkommen suchten. Er beorderte so gleich den Garcias Holguin, welcher die leichteste Brigantine commandirte, ihnen mit Ruder und Seegel so gleich nachzusetzen, sie anzugreifen, und wo möglich, sie zu bekommen zu suchen. Holguin schifte so kräftig fort, und kam so viel voraus, daß er das Vordertheil lenken konnte: er fiel auf die erste Parke her, welche die übrigen zu commmandiren schien. Alle Barken hielten, wie abgeredet, und die Botsknechte erhoben ihre Ruder, als sie sich umringt

 sahen.

sahen. Die von der ersten schrien, man solle nicht schiessen, weil die Person des Kaisers darinn wäre. Diese Worte verstunden einige Spanier, welche von der mexikanischen Sprache etwas wußten. Um sich noch verständlicher zu machen, streckten sie die Waffen. Die Brigantine legte sich in diesem Augenblick an die Barke, und Holguin und einige Spanier stürzten mit dem Degen in der Faust hinein.

Der Kaiser von Mexiko wird gefangen.

Guatimozin war wirklich darinne: er trat zuerst vor, erkannte den Hauptmann an dem Vorzuge, welchen man ihm erwieß, und sagte zu ihm mit sehr unerschrockner Miene: „Ich bin dein Gefangener, und gehe wohin du willst: nur bitte ich, habe Achtung für die Kaiserinn und „ihr weibliches Gefolge.“ Er stieg alsbald in die Brigantine und reichte der Kaiserinn die Hand, um ihr hineinzuhelfen. Er behielt in diesem schrecklichen Augenblicke eine so große Gegenwart des Geistes, daß, als er bemerkte, wie Holguin die andern Barken mit einer Art von Verlegenheit betrachtete, er zu ihm sagte: „Ohne Bekümmerniß! alle meine Unterthanen werden kommen, und zu meinen Füssen sterben.“ In der That ließen sie auf sein erstes gegebenes Zeichen die Waffen sinken, und folgten geruhig der Brigantine nach.

Sando=

Sandoval stritt gegen die übrigen Barken, und aus ihrem Widerstande konnte man abnehmen, daß sie mit lauter Vornehmen angefüllt waren, welche zur Erhaltung der Freyheit ihres Monarchen sterben wollten. Doch sie hielten gleich inne, als sie seine Gefangenschaft erfuhren, und das Kriegsgeschrey verwandelte sich in Geheule. Die Mexikaner unterwarfen sich: so gar der meiste Theil stieg in die Brigantinen, um dem Schicksale ihres Regenten zu folgen.

Holguin schickte einen Nachen voraus, um diese glückliche Nachricht dem Cortez zu überbringen, und zu melden, daß er diesen durchlauchten Gefangenen selbst bringe. Er schifte vor dem Angesicht des Sandovals; allein er wollte die Ehre haben, in die Hände des Cortez den Guatimozin selbst zu liefern, und näherte sich also den Brigantinen nicht, weil er befürchtete, auf Befehl desjenigen angehalten zu werden, dem er nicht, ohne sich straffällig zu machen, widerstehn können. Während allen diesen Vorfällen auf dem See, griff Cortez, an der Spitze seiner Landtruppen, die Verschanzungen immer fort an, und die Mexikaner, die sie zu vertheidigen wußten, stritten mit einer Standhaftigkeit und Kühnheit, die ohne Beyspiel war; aber auf das zugestoßne Unglück des Kaisers, welches ihnen

ihnen ihre Schildwachen angezeigt, zogen sie sich mit einer Verwirrung zurück, deren Ursache man nur mit der Ankunft des Holguinschen Nachen ergründen konnte. Cortez hub bey dieser Nachricht die Augen gen Himmel und dankte ihm für einen so glücklichen Ausgang; und befahl seinen Soldaten, bis auf weitere Order so gleich mit dem Angriffe inne zu halten; schickte zu gleicher Zeit zwey spanische Compagnien an den Ufer des Sees, um den Guatimozin beym Aussteigen aus der Brigantine, die ihn brachte, zu empfangen. Hierauf gieng er selbst ihm entgegen, um ihm alle Merkmale der Hochachtung, welche er ihm schuldig zu seyn glaubte, zu beweisen. Der Kaiser antwortete ihm auf eben die Weise: es schien, als wolle er seinen Verdruß durch Zeichen der Erkenntlichkeit verhälen. Als sie im Lager der Spanier angekommen, blieben alle Officiere an der Thüre, und der Kaiser trat mit der Kaiserinn hinein; er affektirte eine Ruhe und Heiterkeit, welche selbst die Spanier erstaunete. Er setzte sich mit der Kaiserinn einen Augenblick, stund dann so gleich wieder auf, um den General zum Sitzen zu nöthigen. Er kannte die Dollmetscher an den Stellen, die sie eingenommen, und redete zum Cortez: „was „wartest du lange, großmüthiger Feldherr, „mir mit dem Dolche, den du an deiner „Seite trägst, das Leben zu nehmen? Ge-

„fangne,

„fangne, wie ich, verursachen den Sie-
„gern nur Verlegenheit: ich will durch dei-
„ne Hände sterben, weil ich nicht für mein
„Vaterland sterben können.„ Und hier
verließ ihn die Standhaftigkeit, und seine
Thränen erstickten seine Rede; aber sie
sagten mehr, als diese sagen konnte. Die
Kaiserinn ließ sie schon mit weniger Zurück-
haltung fließen. Und Cortez war selbst ge-
nöthigt, dem Mitleiden, das ihm dieses
Schauspiel erregte, zu gebieten. Er beob-
achtete einige Zeit das Stillschweigen, um
diesen durchlauchten Unglücklichen Zeit zu
lassen, die ersten Regungen ihres Schmer-
zes zu hemmen. Endlich nahm er das
Wort, und sagte: „o Kaiser, dein Unglück,
„in das du gerathen, ist nicht deiner un-
„würdig: du bist nicht Gefangener eines
„bloßen Officiers; du bist Gefangener ei-
„nes so mächtigen Monarchen, daß er kei-
„nen Oberern über sich erkennt, und zugleich
„so großmüthig ist, daß Guatimozin nicht
„allein seine Freyheit, sondern auch das
„Reich von Mexiko von ihm wieder zu erhal-
„ten hoffen kann. In Erwartung dieses sol-
„len den Guatimozin so lange die Spanier
„bedienen und ehren, als wenn sie seine eigne
„Unterthanen wären.“ Cortez wollte her-
nach versuchen ihn mit Beyspielen von Für-
sten, die gleiches Unglück gehabt, zu trösten;
aber er bemerkte, daß der Schmerz dem
Guatimozin alle Aufmerksamkeit nahm.

Dieser

Gemälde des Kaisers Guatimozin.

Dieser Regent war ungefehr vier und zwanzig Jahr alt. Seine Tapferkeit und seine Thaten hatten ihn zu dem Range erhoben, aus welchen man die Kaiser nahm. Er war sehr groß und wohl gebaut: seine Gesichtsfarbe war so schön, daß er unter den Indianern wie ein Fremder schien. Seine zwar unregelmäßigen Gesichtszüge sehr angenehm. Er hatte von Natur einen sehr trotzigen Blick: mitten in seinem Kummer behielt er ihn auch, und erwarb sich mehr Ehrfurcht, als Mitleiden.

Der Kaiserinn.

Die Kaiserinn war von gleichem Alter; die Lebhaftigkeit und Grazie ihrer Manieren zogen die Blicke an sich. Beym ersten Ansehn gab sie einen gewissen Glanz von sich, den man für Schönheit nahm: aber wenn man ihn genau untersuchte, so fand man an ihr wenig feinere Züge, als sie die Frauen gewöhnlich haben. Sie war eine Nichte des Montezuma: einige Schriftsteller geben sie gar für seine Tochter aus. Cortez hatte es nicht so gleich erfahren, als er ihr seine Dienste aufs neue anbot, und ihr frey erklärte, daß alle Spanier in ihr das Andenken ihres Vaters verehren sollten, von dem sie so viele Wohlthaten empfangen. Er mußte die Unterredung abbrechen, um den übrigen Theil der Stadt, welcher sich noch hielt, unterwürfig zu machen. Er gab die beyden Gefangenen in

die

die Hände des Sandovals mit einer sichern Wache. Der Kaiser erkannte dessen Beweggrund, sich zu entfernen, und beschwor ihn daher, das Blut seiner Unterthanen zu schonen, mit den Worten, man darf ihnen nur wissen lassen, daß der Kaiser gefangen ist, und das wird ihnen gnug seyn, sich zu ergeben: er bat ihn so gar, er solle erlauben, daß ihn einer seiner Minister begleite, der dem Volke und den Soldaten anzeigen könne, wie es sein Wille sey, daß sie dem spanischen Generale gehorchten, weil sie nicht einen Mann reizen sollten, dessen Gefangener ihr Regent wäre, und der sein Leben in seinen Händen hätte.

Die Mexikaner unterwerfen sich den Spaniern.

Die Mexikaner waren immer unter den Waffen geblieben: aber das Schrecken, welches ihnen die Gefangennehmung des Kaisers verursacht, hatte sie von Begehung aller Feindseligkeit abgehalten. Als der Minister des Guatimozin in ihr Lager trat, und ihnen die Befehle ihres Regenten andeutete, so unterwarfen sie sich so gleich. Cortez verlangte, sie sollten ohne Waffen und Gebäcke abmarschiren, welches auch sehr plötzlich geschah. Die Anzahl, der den Mexikanern nach so vielen Verluste übrig gebliebenen Soldaten, setzte die Spanier in Erstaunen. Cortez verbot bey härtester Strafe, ihnen auf ihrem Marsche das Geringste zuwiderzuthun, und seine Befehle wur-

den so geehrt, daß man kein beleidigendes Wort aus dem Munde der Bundesgenossen hörte, die doch einen unversöhnlichen Haß gegen die Mexikaner gefaßt.

Entsetzlicher Zustand, worinn die Spanier Mexiko finden.

Die spanische Armee rückte sodann in den Theil der Stadt, welchen die Mexikaner eben geräumt hatten: sie fand nur Gegenstände des Mitleids und Entsetzens; Alte, Kinder, welche den andern nicht folgen können, und deren Seufzer ihr Entsetzen vorm Anblick der Spanier andeutete, die sie vor unversöhnlich hielten: Verwundete, welche um den Tod baten, und die Barmherzigkeit ihrer Sieger anflehten: wüste und mit Leichnamen angefüllte Häuser, deren Leichenbegängniß man zu einer andern Zeit zu feyern sich vornahm. Es stieg davon ein solcher entsetzlicher Gestank auf, daß die Spanier sich des Athemholens so gar enthielten. Cortez verließ auch eiligst diese entsetzlichen Oerter. Er verlegte die Truppen des Alvarado und Sandoval in die Viertel der Stadt, wo sich die Pest noch nicht so verbreitet, und trug ihnen auf, die Leichname begraben und die Stadt kehren zu lassen. Er nahm hernach seinen Weg nach Cuyoacan mit der Olidschen Division und den Gefangenen.

Also ward die Stadt Mexiko unter die Herrschaft der Spanier gebracht: der Rest des mexikanischen Reichs folgte bald dem

Bey-

Beyspiele der Hauptstadt. Diese ewig denkwürdig bleibende Begebenheit geschah den 13 August 1521. nach einer Belagerung von drey Monaten. Man könnte sich gar nicht überreden, daß ein so schwaches Heer ein so mächtiges und zahlreiches Volk unterjocht habe, wenn man nicht überwiesen wäre, daß die Indianer bey dem Anblicke der Spanier von Schrecken und Schaudern überfallen wurden, welches das Getöse der Kanonen und Flinten, und die Pferde, die sie für fressende Ungeheuer hielten, vermehrten.

Die in Mexiko gebliebenen Spanier und die Hülfstruppen arbeiteten mit solchen Eifer, daß sie in kurzer Zeit diese unglückliche Stadt rein bekamen. Cortez ließ in allen Straßen große Feuer machen, um die Luft zu reinigen. Als er glaubte, darinn ohne Gefahr bleiben zu können, so rückte er mit den Truppen ein, die er nach Cuyoacan geführt hatte. Solis behauptet, man habe die Mexikaner mit vieler Sanftmuth behandelt: Diaz und Herrera versichern aber, die Stadt sey geplündert, und die Bundsvölker des Cortez mit Reichthümern beladen worden. Er ließ eine Verordnung ergehen, kraft welcher er nicht allein seinen Alliirten, welche unter seinem Schutze bleiben wollten, sondern auch den Mexikanern, welche dem König von Spa-

nien den Eid der Treue zu schwören bereit wären, in Meriko sich niederzulassen erlaubte. Er fügte das Versprechen hinzu, jedem davon ein erbliches Grundstück zum Bauen zu geben. In kurzer Zeit meldeten sich eine größere Menge Menschen, als er sich jemals zu hoffen getraut hatte. Er trat ganze Straßen den Großen ab, und erklärte sie für Häupter der Viertel, die sie bevölkern würden. Don Petro Montezuma, Sohn des Kaisers Montezuma des zweyten, und Xitivaco, General der Truppen des Reichs, erhielten jeder ein beträchtliches Viertel. Zur Verhinderung alles Ueberfalls ließ er die Wohnungen der Spanier von der Indianer ihren durch einen breiten Kanal trennen, gab das Commando über seine Brigantinen dem Villa-Fuerta mit Befehl, sich so zu stellen, daß er den Fluß vor Augen habe, und ließ den besten Theil seines groben Geschützes an einen Ort pflanzen, wo er die ganze Stadt bestreichen konnte.

Herrera Dec. 3. B. 7. K. 15. und 16.

Nachdem er den Entschluß gefaßt, Meriko wieder herzustellen, so bestimmte er einen großen Theil des Volks zu Tagearbeiten, und ließ sie mit einem heißen Eisen bezeichnen, damit man sie erkenne.

Wie nun Cortez gänzlich Meister von Meriko war, so schickte er zum drittenmale Abgeordnete an den spanischen Hof, um

von

von seinem Verfahren Rechenschaft zu geben, und dem Kaiser den vornehmsten Theil der mexikanischen Beute zu überreichen. Außer den Stoffen, welche die Kunst und den Fleiß dieser Völker bewiesen, befand sich dabey auch eine ungeheure Menge Goldblatten. Cortez soll dabey eine Feldschlange mitgeschickt haben, die aus Gold und Silber bestanden, und diese Aufschrift hatte: Ave Nacio ſin par yo en ſerviros ſin ſegundo y vos ſin ygual en mundo; das ist, so wie der Phönix ein Vogel ohne Gleichens ist, so dient dir auch niemand wie ich, und hast meines Gleichens nicht auf der Welt. Einer dieser Abgeordneten, welcher sich von den andern entfernt hatte, soll zu Terceras von einem französischen Seeräuber, der ihn nach Frankreich brachte, angehalten worden seyn, und der König von Frankreich, der über die große Reichthümer, so er dem Kaiser mitbrachte, erstaunte, zu ihm gesagt haben: „Dein „Herr und der König von Portugall haben unter sich die neue Welt getheilt, ohne an mich zu denken: ich möchte wohl „Adams Testament sehn, woraus sie wahrscheinlich ihre Ansprüche erörtern.“ Dieser Regent, welcher von Natur eine erhabne Seele hatte, ließ dem Abgeordneten alles, was er dem Kaiser mitbrachte, zurückgeben.

Ein Abgeordneter des Cortez an Karl den fünften wird angehalten und nach Frankreich geführt.

Karl dem fünften schmeichelte die Einnahme von Mexiko so sehr, daß er sich selbst tadelte, dem Cortez nicht eher Hülfe geschickt zu haben, und gab gleich Befehl, ihm so bald als möglich, alles was er verlangte, zu schicken.

Unterdessen beschäftigte sich Cortez mit Wiederherstellung der Stadt Mexiko, und Einführung einer daselbst nöthigen Policey. Er wurde auch vom Statthalter zu Cuba Diego Velasquez beunruhigt, dessen Eifersucht über die Nachricht von den Thaten des Cortez sehr weit gieng: er wollte zum zweytenmale versuchen, ihm die Früchte seiner Arbeiten zu entreissen: er rüstete eine ziemliche Flotte aus, und gab sie dem Christoph Tapia zu führen: aber sie fand den General in so guten Vertheidigungsstande, daß sie nichts zu unternehmen wagte. Garay, von eben der Eifersucht angeflammt, rüstete sich auch von der Seite von Panuco den Cortez anzugreifen: allein er wurde geschlagen, und gezwungen, sich zurückzuziehn. Nach kurzer Zeit empfieng Cortez Nachricht vom spanischen Hofe. Man meldete ihm das für ihn gegen den Velasquez und Garay gefällte Urthel, mit dem Versprechen, ihm baldigst Hülfe zu schicken. Den ersten rührte es so sehr, da er erfuhr, daß der geheime Staats-

rath seiner Ehrsucht so entgegen gesprochen, daß er vor Kummer darüber bald starb.

Die Officiere und Soldaten, welche so viel Strapatzen ausgestanden, um Mexiko zu erobern, wollten nicht, daß sich ihre Belohnung in Lobeserhebungen und eiteln Titeln einschränke: sie verlangten, man solle die unermeßlichen Reichthümer aufsuchen, welche in den Schätzen des Montezuma und Guatimozin seines Nachfolgers liegen sollten, damit sie ihren zukommenden Theil auch empfiengen. Der Verzug, den Cortez dieser Sache gab, hatte schon ein Gemurre verursacht: man hatte ihn in Verdacht, er verstünde sich mit den vornehmsten Officieren, um das Gold und Silber bey Seite zu schaffen, und man drohete ihm offenbar, an den Hof deshalb zu schreiben. Alderet, der zum Generalschatzmeister von der Audienz St. Domingo ernannt worden, sagt es dem Generale zuerst. Cortez sah sich endlich gezwungen, sich zu rechtfertigen: ließ Untersuchungen anstellen, aber vergebens! Die Spanier konnten ihre einmal gefaßte Hofnung, sich in Mexiko zu bereichern, nicht aufgeben, und begiengen daher die schrecklichsten Grausamkeiten gegen die Indianer, damit sie ihnen die Oerter entdeckten, wo ihre Reichthümer verborgen wären. Nachdem sie viele auf die Tortur gebracht, so entschie-

den sie, daß man sie dem Kaiser selbst geben müsse, der wohl wissen müßte, wo der Gegenstand ihrer Nachforschung wäre. Erst gebrauchte man gute Worte; dann Drohungen, dann gar Thätigkeiten: man legte ihn auf brennende Kohlen mit einem der größten Herrn des Kaiserthums, und sagte ihnen, man würde sie in diesem Zustande umkommen lassen, wenn sie nicht entdecken wollten, wo die Schätze des Reichs wären. Der Mexikaner warf vor großen Schmerzen schmachtende Blicke auf den Guatimozin, als wolle er ihn gleichsam um die Erlaubniß zu reden bitten: aber aus den Worten des Kaisers und einigen andern Reden schloß man, daß er seine Schwachheit tadelte. Er soll ihm gesagt haben: „Es scheint, mit deiner Stand„haftigkeit ist es zu Ende: ich liege ja auch „nicht auf Rosen.“ Der mexikanische Herr starb über dieser entsetzlichen Marter. Cortez, der von Natur sanft und menschlich war, konnte das erschreckliche Schauspiel nicht länger ausstehn; er tadelte sich über diese begangene Grausamkeit und ließ mit den Martern des Kaisers aufhören, welcher jünger und vermögender war, als der Hofmann, und sie mit unüberwindlicher Standhaftigkeit ertrug. Die meisten Spanier gaben seiner Erbarmung Beyfall; aber man tadelte an ihm in der Folge die Zulassung dieser Peinigung. Er entschul-

digte

digte sich damit, daß er den Zudringlichkeiten des Alderet nicht widerstehen können, der sie so weit getrieben, daß er ihm gedrohet, seine Klagen an den spanischen Hof zu bringen.

Cortez hofte in Frieden die Früchte seiner Mühe und Arbeit zu genießen; aber da die Officiere und Soldaten sahen, daß sie von der mexikanischen Eroberung nicht ihrer Hofnung gemäße Vortheile zögen, so überredeten sie sich miteinander, ihr Mißvergnügen dem General fühlen zu lassen, und ihn ums Leben zu bringen. Der Schatzmeister Alderet schlug vor, daß er selbst in der Zeit, wenn Cortez auf den Knien die Messe hören würde, ihn umbringen wolle: aber er entsetzte sich selbst vor seinem Verbrechen, wagte es nicht zu begehn, bekannt es, und erhielt Verzeihung. Ein Priester wollte mit einem Fäßchen Pulver die Kammer, wo Cortez war, in die Luft sprengen, aber er wurde angegeben und bestraft. Endlich wurde der Kaiser Guatimozin, welcher seine Tage in der Erniedrigung zubrachte, von einem Vornehmen des Lands angeklagt, er habe sich wider die Spanier verschworen: man machte ihm den Proceß, und verdammte ihn zum Strange.

Der Kaiser Guatimozin wird gehangen.

Die Spanier gaben sich die äußerste Mühe die Schätze der mexikanischen Kaiser zu entdecken: rissen die Palläste nieder, ließen in dem See so gar nachsuchen, wo man sie nach ihrer Meynung versenkt haben könnte: aber alles vergebens! Doch fand man etliche Goldstücke in den Gräbern. Diese vergeblichen Nachforschungen könnten glauben lassen, daß die Reichthümer von Mexiko beynahe nicht so beträchtlich waren, als es die spanischen Schriftsteller bereden haben wollen.

Einer von ihnen, der beynahe noch in der Zeit der Eroberung lebte, sagt, daß Cortez im Jahre 1541. dem Kaiser Karl dem fünften in seinem Feldzuge gegen Algier begleitete, und als er auf der Galere des Don Heinrich Henriguez war, einen Schiffbruch befürchtete, und sich schon ins Meer zu stürzen fertig machte. Er band sich ein Schnupftuch um, in welchen fünf Schmaragde waren, die am Werth eine Million betragen sollten: allein weil sie zu übereilend eingewickelt worden, so fielen sie in das Meer. Sie waren von allen denen, welche man von Westindien gebracht, die reichsten und feinsten. Einer war wie eine Rose geschnitten; der zweyte wie eine Krone; der dritte stellte einen Fisch vor, welcher statt Augen Goldkörner hatte; der vierte hatte die Gestalt eines Klöckchen, und hatte

te zum Schlegel eine große feine Perle. Es war mit einem goldnen Rand umfaßt. Der fünfte hatte die Gestalt einer Schale: sie hatte einen goldnen Fuß, und um sie zu halten, vier kleine Ketten von eben dem Metall, welche an einer großen Perle angemacht waren. Die Genuesischen Kaufleute sollen ihm für den letzten vierzig tausend Dukaten geboten haben, indem sie gehoft, ihn an den Sultan Soliman wieder zu verkaufen, und damit einen beträchtlichen Gewinn zu machen.

Cortez erhielt allen Beystand, den er nur verlangen konnte, an Kriegsleuten, Arbeitern und Kriegsvorrath, und zugleich die Bestallung als Statthalter und Vice-König von Neuspanien. Diese Briefe sind unterm 22 October 1522. datirt. Hierauf errichtete er im Namen des Kaisers eine regelmäßige Regierung zu Mexiko, und ließ die Stadt nach einem neuen Plane wieder bauen. Man arbeitete daran mit so großen Eifer, daß man in wenig Monaten beynahe hundert tausend viel schönere Häuser, als die alten, aufsteigen sah. Die Spanier bauten auf spanische Art, und Cortez ließ sich einen so schönen Pallast bauen, daß er noch jetzt die Wohnung der Vice-Könige ist, die an seine Nachkommen vier tausend Dukaten jährliche Miethe geben. Damit seine neue Regierung auf einen festen Fuß

käme, so brachte er alle verheyrathete Spanier dahin, daß sie ihre Frauen kommen ließen; wie denn auch eine Menge anderer Kastillianischen Familien auf sein Verlangen dahin kamen. Man ließ von den eroberten Inseln eine große Anzahl Kühe, Schweine, Schaafe, Ziegen, Stuten und Zuckerrohr kommen. Viele, nach und nach aus Europa ankommende Flotten verbreiteten in der Kolonie einen großen Ueberfluß von den nützlichsten Lebensvorrath. Man legte Manufakturen an: so gar eine Druckerey. Cortez ließ in Bergwerken arbeiten, zog viel Gold und Silber daraus, und schlug Geld. Er entdeckte Eisen- und Kupfer-Bergwerke, wodurch er in den Stand kam, Geschütze zu gießen, und im zweyten Jahre hatte er schon fünf und dreyssig metallene und sechzig eiserne Stücke. Mexiko wurde eine der schönsten Städte von Amerika, und nach und nach eine der schönsten der Welt.

Mexikos Eroberer glaubte, sein Ruhm wäre nicht vollständig, wenn er nicht die Abgötterey unter den Mexikanern zerstörte. Zur Ausführung seines Projekts ließ er sich von vielen Mißionären begleiten, welche man aus Spanien geschickt, besuchte die Provinzen des Reichs, führte die christliche Religion ein: manchmal in Güte, manchmal mit Gewalt, so wies kam:

man

man taufte viele tausende Mexikaner auf einmal. Die Götzen wurden verbrannt: viele Tempel in Kirchen verwandelt; andere aber eingerissen: man machte scharfe Gesetze wider das Menschenfleischessen; man begieng auch zuweilen die Grausamkeit, und befolgte die barbarischen Maximen der Inquisition, die dem Geiste des Evangeliums so entgegen sind. Außer andren Grausamkeiten, welche man ihm vorwirft, begieng er auch diese, daß er einen Unglücklichen in den Flammen umkommen ließ, weil er, nach dem eingeführten Gebrauche seines Vaterlands, von einem Leichnam eines getödteten Menschen gegessen. Doch soll Cortez zuweilen den übertriebenen Eifer der Mißionaren gehemmet haben.

Dieser berühmte Mann, nachdem er einige Jahre lang seines Ruhms und seines Glücks genossen, mußte endlich nach Spanien übergehn, um daselbst von seinem Verhalten Rechenschaft abzulegen. Pamphil von Narvaez, der, wie wir schon weiter oben gesagt, Truppen wider den Cortez angeführt hatte, und geschlagen worden war, gieng zurück nach Europa, nachdem er seine Freyheit wieder erhalten hatte. Er verband sich mit dem Diego Colombo, einem Sohn des berühmten Colombo, welcher sehr eifrig nach der Regierung der neueroberten Länder strebte. Sie

thaten

thaten ihr Möglichstes, um den günstigen Eindruck zu vernichten, den der Kaiser vom Cortez einmal bekommen. Viele Großen von Spanien verbanden sich mit ihnen wider den mexikanischen Eroberer, und der Hof ernannte einen obersten Richter dieses Lands, der die Macht des Vice-Königs theilte. Dieß war der Ursprung der mexikanischen Audienz, welche von jeder andern Gerichtsbarkeit der neuen Welt unabhängig ist.

Cortez geht nach Spanien.

Viele Richter folgten darauf, und alle waren dem Cortez entgegen: vergebens beklagte er sich bey Hofe darüber; er konnte keine Genugthuung deshalb erhalten. Der Cardinal Loaisa, Präsident des indischen Raths, und Beichtvater Karl des Fünften, rieth ihm selbst, nach Hofe zu kommen, und mit seiner Gegenwart alle Intricken seiner Feinde zu zerstören.

Der Kaiser empfieng ihn mit Ehrenbezeugen, die weit über diejenigen sind, welche man einem Unterthan zugesteht; gab ihm den Huaxalschen Thal, den er zu einem Markisate erhob, wovon Cortez den Namen Markis del Valle erhielt, und der ein Landgut von beträchtlichen Einkünften machte. Ueberdieß verlieh er ihm den Titel eines Generaßimus von Neuspanien, den Küsten und Provinzen des Südmeers mit der Gewalt, daselbst Eroberungen zu machen

machen und neue Kolonien zu errichten, und gab ihm und seinen Nachkommen als ein vollkommenes Eigenthum den zwanzigsten Theil der daraus kommenden Einkünfte. Karl der fünfte trieb die Hochachtung für ihn so weit, daß er ihm in einer Krankheit, die er bekam, selbst einen Besuch abstattete. Aber alle diese Ehrenbezeugungen konnten ihm nicht den Kummer mindern, den ihm die Versagung der fernern Regierung zu Mexiko verursachte. Spanien hat immer die Politik gehabt, seinen Eroberern in den von ihnen unterjochten Ländern nicht zu viele Gewalt zu lassen. Man gab alsdann der königlichen Audienz von Mexiko eine juristischere Gestalt. Man setzte vier Auditoren, und einen Präsidenten. Der erste, der diesen Titel erhielt, war Nunno von Guzman, ein lebhafter Mann, aber von weniger Ueberlegung. Er hörte gar zu leicht diejenigen, welche den Ruhm des Cortez beneideten, ließ ihn in seiner Abwesenheit vor Gericht fodern, und verkümmerte alle seine Güter. Karl der fünfte ward über diese Ungerechtigkeit aufgebracht, setzte den Guzman ab, schickte den Anton von Mendosa, welcher die Verkümmerung aufhob, und Guzman gefangen nach Spanien schickte.

Cortez kehrte im Jahre 1528. nach Mexiko zurück: aber hier hatte er wieder neuen

Aerger: man versagte ihm den Eingang in die Hauptstadt, aus Furcht, er möchte zu mächtig werden und von der Liebe zu nutzen suchen, womit ihm die Indianer und Spanier, die die Eroberung unter ihm mitgemacht, ergeben waren.

Die Mexikaner wollten sich die Uneinigkeit, welche unter ihren Siegern herrschte, zu Nutze machen; sie ergriffen wieder die Waffen, und tödteten über zwey hundert Spanier. Man wurde mit einem allgemeinen Aufstande bedrohet, als der Erzbischof die königliche Audienz vermochte, den Cortez nach Mexiko zu berufen. Bey seiner Ankunft bekam gleich alles eine andere Gestalt; man bestrafte die Häupter der Rebellen, und die Indianer unterwarfen sich wieder. Er wollte neue Entdeckungen machen, neue Eroberungen wagen, rüstete eine Flotte aus, und entdeckte Kalifornien; allein er konnte keine beträchtliche Niederlassung anlegen, ob er gleich in dieser Unternehmung den größten Theil seines Vermögens verwendet: Er kehrte nach Mexiko zurück, fand daselbst einen Vice-König, mit welchem er heftigen Streit hatte, und verschloß die Ohren vor seinen Klagen. Cortez voller Widerwillen über alle die Unannehmlichkeiten, welche ihm in einem Lande wiederfuhren, wo er mit Recht alle Art von Zufriedenheit zu erwarten hat-

te,

te, gieng 1540. aus Amerika, um nie wieder dahin zu kommen Er folgte, wie wir schon gesagt, Karln dem V. 1541. nach der Belagerung von Algier; aber dieser Kaiser, welcher die Dankbarkeit nicht eben zu den politischen Tugenden rechnete, betrachtete ihn mit vieler Gleichgültigkeit, und gab ihm eines Tags einen überzeugenden Beweis davon. Als ihn Cortez um eine Gnade ersuchte, so antwortete Karl der fünfte: Wer sind sie? „Cortez konnte den Unwillen nicht zurück„halten, den die Verachtung allen erhab„nen Seelen einflößt, und erwiederte: Ich „bin der, welcher Ihnen mehr Provinzen „gegeben, als Ihnen Ihre Väter Städte „gelassen.“ Der mexikanische Eroberer mußte noch andere neue Unannehmlichkeit am spanischen Hofe verschmerzen, und faßte daher den Entschluß, den Rest seiner Tage doch in Mexiko zu vollenden. Als er eben dazu Anstalt machte, so überfiel ihn zu Castilleia de la Cuesta eine Krankheit, welche ihn den zweyten December 1552. ins Grab brachte. Man machte ihm ein Leichenbegängniß, welches kein gekröntes Haupt prächtiger haben kann. Er hinterließ einen Sohn, mit Namen Don Martin Cortez, welcher das Marquisat del Valle erbte, und drey Töchter, welche in die Verwandschaft der größten Häuser von Spanien kamen.

Tod des mexikanischen Eroberers Ferdinand Cortez.

Die

Die Thaten des Ferdinand Cortez verschönern die neuere Geschichte; und wir sehen es für eine Pflicht an, uns dabey zu verweilen, um seinem Andenken das schuldige Lobopfer zu weihen. Wir haben in dem vorhergehenden Bande gesagt, daß die Natur ihn mit allen Gaben ausgeziert hatte, welche einen Menschen angenehm machen; aber wenn sie sich mit Ertheilung dieser schwachen Vortheile an ihm begnügt hätte, so wäre er mit dieser Menge Personen in Vergessenheit gerathen, die nur gelebt haben, und deren Namen der Nachwelt genannt zu werden gar nicht verdienen. Seine Seele war zu erhaben, um sich an eine gemeine Erziehung zu gewöhnen: von seiner zartesten Jugend an entzog er sich den langweiligen und fast stets unnützen Lehren der Pedanten. Schon da leitete ihn die Liebe zum Ruhme; ihn zu suchen floh er in fremde Länder. Hier schien alles seinen Wünschen entgegen und für seine Entwürfe unübersteigliche Hindernisse zu werden. Er kam unter einen Mann, der nie zu Größe gelangen, und sich nur darinn durch lauter Niederträchtigkeit erhalten kann. Cortez empörte sich Anfangs wider die Ungerechtigkeit und Unklugheit des Statthalters zu Cuba, des Velasquez; aber er erfuhr bald, daß der Weg zum Glück allen denen verschlossen ist, die es mit dem Denken nicht genug seyn lassen,

und

und zu reden sich erlauben, und lernte die heimliche Politik der Verstellung. In Kurzen ward er der Freund und Vertraute desjenigen, den er heimlich verachtete. Eine studirte Unterwürfigkeit, eine affektirte Uneigennützigkeit erwarben ihm die erste Befehlshaberstelle bey einer Armee: dann bricht sein Ehrgeiz und seine Klugheit auf einmal aus: seine Macht scheint ihm zu eingeschränkt, wenn sie von einem andern abhängt: aber es ist ihm zu gefährlich, in den Augen seiner Soldaten ein Rebell zu seyn. Er will sie an sich ziehn, indem er sie zu Mitschuldigen seiner Empörung macht; versammlet sie um sich, zählt ihnen die Fehler des Velasquez her, unterläßt keinen Nachtheil zu erwähnen, der von ihm abhängen können; sagt ihnen endlich, daß er von ihnen allein das Recht haben will, sie zu commandiren, und in ein Land zu führen, wo das Glück sie erwartet. Sie rufen ihn einstimmig zu ihren General aus, und leisten ihm den Eid der Treue. Seine Klugheit, seine Standhaftigkeit, sein Muth und seine Güte erwarben ihm mehr ihre Unterthänigkeit als dieser Eid selbst. Der Neid will sich wider ihn erheben und Verschörung anrichten; aber umsonst: Freundschaft und Hochachtung wachen unaufhörlich um seine Person und erhalten ihn. Das waren die Mittel, die Cortez anwendete, Feld-

herr einer Armee zu seyn, folgende brauchte er, um einen Theil der neuen Welt zu erobern. Der Wildheit der ersten Völker die er antrift, setzt er eine unerschütterliche Standhaftigkeit, einen Muth entgegen, den nichts niederschlagen kann, und zwingt sie, ihn zu bewundern. So bald er sie überwunden, behandelt er sie mit derjenigen Sanftmuth, welche stets über die Barbaren selbst siegt, und macht sich aus ihnen aufrichtige Freunde, die stets bereit sind, ihr Leben für ihn aufzuopfern. Er nutzt das Mißvergnügen der Andern, und bewafnet sie wider ihren Monarchen. Er rückt nach Mexiko und seine Macht vermehrt sich. Man will seinen Marsch durch gelegte Hinterhalte aufhalten; aber seine Thätigkeit und seine Wachsamkeit entdecken sie alle. Er kömmt endlich in die Hauptstadt, und verbreitet daselbst Furcht und Schrecken. Der unkluge Velasquez sucht vergebens ihn in dem Laufe seiner Thaten zu unterbrechen; alle Macht, die er dazu anwendet, vermehrt nur die Triumphe des Cortez, und macht ihn in den Augen der Mexikaner furchtbarer. Der mexikanische Monarch, dem er eine Art von Hochachtung und Furcht einzuflößen gewußt, bleibt in einem Auflaufe des Volks. Alle Mexikaner ergreifen auf einmal die Waffen. Cortez befürchtet, von der Menge überwältigt zu werden und zugleich Mangel an

dem

dem Nöthigsten des Lebens zu leiden: er übersteigt alle Hindernisse, die man seinem Zurückzuge entgegensetzt, und entwickelt die größten kriegerischen Talente. Er bewafnet zu seinem Interesse alle mexikanische Nachbarn und einen Theil der Mexikaner selbst; kehrt nach der Hauptstadt zurück, und belagert sie: seine Klugheit leitet seine Soldaten, und sein Beyspiel ermuntert sie. In seinem Genie allein findet er alle nöthige Hülfsquellen: ist Officier zu Wasser und zu Lande: ist allenthalben, führt alles, und siegt. Dieser große Mann allein von einer handvoll Menschen unterstützt, und immer in Mangel des nothwendigen Beystands, unterjocht eines der größten Reiche der Welt. Sein Gedächtniß wäre ohne Flecken, und der Neid suchte es vergebens zu verschwärzen, wenn er gnug Standhaftigkeit und Menschlichkeit gehabt hätte, der Gierde und Barbarey der Spanier in Ansehung des letzten Kaisers von Mexiko Einhalt zu thun: aber die Natur scheint sich ein Gesetz gemacht zu haben, keinen vollkommnen Mann hervorzubringen. Seine Zeitgenossen bewunderten ihn; aber er erhielt nicht von ihnen die rechte Belohnung seiner Talente und seiner Thaten: er starb in der Erniedrigung. Die Nachkommenschaft, die billige Richterinn großer Männer, stellten ihn in den Tempel der Unsterblichkeit, wo er eine der 1 sten Stellen unter den Helden hat.

Achter Artikel.

Regierung der Spanier zu Mexiko.

Als die spanische Macht zu Mexiko befestigt war, so setzte man, wie wir schon oben gesagt, einen Vice-König und einen obersten Rath; aber die Gerechtigkeit wird durch den unersättlichen Geitz derer, die sie zu behaupten gesetzt sind, gleichsam vernichtet. Die großeEntfernung von ihrem Könige macht die königlichen Bedienten sicher: bey Auslegung der Gesetze fragen sie nur ihren Eigennutz. Die Vice-Könige verstehn sich so gar mit den Unterbedienten: sie verheeren die Indianer durch ihre Erpressungen, und verkaufen so gar die Gerechtigkeit: allenthalben sieht man eine Menge Elender, welche der Mangel zur Verzweiflung gebracht, und deren Klagen und Seufzen kein Mensch hört. In diesem Lande ist die Unwissenheit die Nacheiferinn der Gerechtigkeit und Grausamkeit. Correal versichert, in dem nemlichen Gerichte und fast zur nemlichen Zeit, Ein Urtheil über zwey grade entgegengesetzte Fälle geben gesehn zu haben: umsonst versuchte man den Richtern den Unterschied begreiflich zu machen. Der, welcher den ersten Rang hatte, hub sich von seinem Stuhle auf, griff sich am Bart, und schwur bey der heiligen Jungfrau und allen Heiligen,

Correal Th. 1. K. 10.

daß

daß die englischen Lutheraner aus seiner Bibliothek das Buch des Pabsts Justinians genommen, dessen er sich zur Entscheidung zweifelhafter Fälle bediente; aber wenn diese Hunde wieder nach Neuspanien kämen, wolle er sie alle verbrennen lassen.

Die Kriegszucht ist, nach eben diesem Autor, wenigstens eben so sehr vernachläßigt. Die wichtigen Oerter haben weder Besatzung noch Waffen, noch Kriegsvorrath, noch Magazine. Die Truppen erhalten keinen regelmäßigen Sold, und ihr einziges Hülfsmittel ist die Plünderung der Indianer: man übt sie niemals in Waffen, und sorgt beynahe kaum für ihre Montirung. Man könnte sie mehr für Bettler als Soldaten halten. Die Festungen gehn zu Grunde, weil kein Mensch sich der Kriegsbaukunst befleißigt. Man findet daselbst so gar keine Arbeitsleute zu den gemeinsten Bedürfnissen: nicht einen, der ein gutes chirurgisches Instrument verfertigte. Was die mathematischen Wissenschaften und die Schiffarth betrift, so sind sie eben solche unbekannte Dinge. Der Handel selbst besteht nur in der Kunst zu betrügen, weil es gar keine festgesetzten Regeln giebt, und wenn ja deren von Alters her noch sind, so werden sie verachtet. Der fünfte Theil des Golds und Silbers, welches in die Schätze des Königs fließen soll, wird beständig

durch Betriegereyen vermindert. Die Statthalter, die Negozianten und Officianten leihen einander die Hände, um die königlichen Verordnungen in Vergessenheit zu bringen. Daraus entstehn die Vortheile, welche die Fremden von den spanischen Kolonien ziehn.

Die Priester und Mönche mischen sich in den Handel mit desto größerer Sicherheit als sie die Heiligkeit ihres Stands vor alle Arten der Untersuchung sicher stellt. Sie häufen unermeßliche Reichthümer zusammen, und überlassen sich der Schwelgerey, die ihnen in einem andern Lande gar nicht verstattet würde. Gage, welcher selbst Mönch war, redet nie von den Klöstern in Neuspanien, ohne über das unheilige Leben, das sie verführen, und über die Ausschweifungen, die er mit angesehn, zu seufzen. Als er nach Vera-Cruz kam, begab er sich in das Kloster seines Ordens, das durch einen jungen Menschen regiert wurde, welchem man dieses Amt für tausend Stück Dukaten zugestanden. Die ganze Bibliothek waren ein Dutzend in einem Winkel geworfne und von Spinnweben bedeckte Bücher. Die Kammer des Superiors hatte eine kattune Tapete, mit mechoacanschen Federarbeiten und vielen schönen Gemälden. Die Tische mit seidnen Teppichen bedeckt, und Aufsätze von

von porcellainen Vasen, die alle voller Confituren und eingemachten Sachen waren. Seine Reden, setzt eben dieser Schriftsteller hinzu, handelten nur von seiner Geburt und seinen herrlichen Eigenschaften; von der Gunst, in der er bey den Großen stund; von der Liebe, welche die Damen zu ihm hegten; von seiner schönen Stimme und seinen Talenten in der Musik. Er gab auch so gleich Beweise davon, und sang und spielte auf der Zitter einige Verse, welche er auf eine Amarillis gemacht. Unsere Ohren wurden nicht eher von der Musik und unsere Augen von der Pracht der Möbeln befriedigt, als er uns die delikatesten Gerüchte auftragen lassen, so daß die Welt sich umgekehrt zu haben schien; denn er war von Europa nach Amerika gekommen. Wir hörten eine feine und ziemliche Stimme mit einem wohl übereinstimmenden Instrumente. Wir sahen Schätze und Reichthümer; wir aßen delikate Sachen, und unter diesen Delikatessen rochen wir Bisam und Ambra.

Drey Tage nachher kehrte er in einem Franciskanerkloster ein, wo er das nemliche Aergerniß fand. Fast alle Reisende, welche in diesem Lande gewesen, geben dieses Zeugniß. Die Indianer, welche bekehrt zu seyn scheinen, sind nichts desto weniger Abgötter. Die Kreolen selbst werden

den so schlecht unterrichtet, daß sie gar keinen Begriff von Religion haben. Sie leben in der größten Unwissenheit. Correal erzehlt, daß von ungefehr einem Kreolen die Ovidischen Verwandlungen in die Hände fielen. Er gab dieses Buch einem Mönch, welcher es gar nicht verstand, und die Einwohner der Stadt beredete, es sey eine englische Bibel. Er zeigte ihnen jede Figur der Verwandlung, und sagte: Also beten diese Hunde den Teufel an, der sie in Vieh verwandelt. Er ließ alsdann ausdrücklich ein Feuer anzünden, um diese vermeynte Bibel zu verbrennen, und beschloß mit einer Ermahnung an seine Zuhörer, sie möchten dem heiligen Franziskus für diese glückliche Entdeckung danken.

Ein Kreole glaubt seine Seele in Sicherheit, wenn er der Kirchen große Summen hinterlassen hat. Er vergißt oft seine Glaubiger und Verwandten, um die Klöster zu bereichern. Die spanischen Reisenden versichern selbst, daß wenn man nicht bald ein Mittel dagegen gebrauche, die Sache ihrer Nation in diesem Lande mit einem gänzlichen Untergange bedrohet werde.

Zu diesen Hindernissen, von denen wir oben geredet, kömmt noch ein anderes, nemlich dieses, die Kreolen hassen überhaupt alle aus Europa kommende Spanier, weil man ihnen allein alle Würden giebt. Und

doch

doch finden sich unter den Kreolen Abkömmlinge der ersten Eroberer von Mexiko: aber man betrachtet sie als halbe Indianer, und folglich hält man sie für unfähig zu regieren.

Diese Verachtung gegen alles, was nicht aus Spanien gekommen, verbreitet sich so gar bis auf die Priester. Selten erhält ein Kreole ein Canonicat, und niemals ein Bißthum. In den Klostern selbst erniedrigt man die aufgenommenen Kreolen. Doch giebt es auch einige, wo sich die Kreolen so vermehrt haben, daß sie über diejenigen, die aus Spanien gekommen, die Oberhand behalten, und folglich keinen aufgenommen haben. Man läßt sie heut zu Tage im Besitz dieser Freyheit, weil sie nach Rom eben so beträchtliche Geschenke besorgen, als die Spanier, allein die Religion soll darunter stark leiden.

Man zehlt mehr als fünfzig Kirchen in der Hauptstadt zu Mexiko: die Domkirche ist sehr schön. Der Erzbischof bedienet sich des Titels Primas von Westindien, und hat ansehnliche Einkünfte: das Kapitel ist sehr zahlreich, und sehr reich. Es hat fünf Dignitarii, neun Kanonici, und vierzig andre Beneficiarii. Die übrigen meisten Kirchen gehören den Weltlichen beyderley Geschlechts.

Außer dem Erzbischof von Mexiko werden noch vierzehn Prälaten in Neuspanien gezählt, als der Bischof von Los-Angelos in Tlaskala, der von Antequera in Guaxaca, der von Valladolid in Mechoacan, der von Merida in Yucatan, der von Chiapa, der von St. Yago in Guatimala, der von Leon in Nicaragua, der von Guadalarara in Xalisco, der von Durango, der von Santa-fe in Neumexiko; der Erzbischof von Santa-fe in Bozeta, der von Popayan, der von Carthagenes und der von St. Marthe.

Das alte und neue Mexiko wird von einem Vice-König regiert, dessen Posten fünf Jahre gemeiniglich dauert. Da er sehr einträglich ist, so unterläßt er nie, ihn sich erneuern zu lassen. Er wohnt zu Mexiko, wo er einen wahrhaftig königlichen Hof hat. Er ist das Haupt der in dieser Stadt angesetzten königlichen Audienz, als des obersten Gerichtshofs in bürgerlichen und peinlichen Sachen. Sie hat sechs Präsidenten, sechs andere Richter, einen Fiscal, und einen königlichen Procurator, und jeder hat zwölf tausend Dukaten jährlichen Gehalt. Diese können der Macht des Vice-Königs widersprechen, und seinen Unternehmungen sich widersetzen, wenn sie den Gesetzen zuwiderlaufen.

Außer

Außer diesem Gerichte giebt es auch noch zwey andere Obergerichtshöfe in Altmexiko, nemlich den von Neu-Gallicien oder Guadalajara und den von Guatimala. Und daher theilt man auch dieses Land in drey königliche Audienzen.

Mexiko, welches bey der Ankunft der Spanier sehr bevölkert war, ist jetzt fast ganz wüste. Ihre Grausamkeit hat eine unglaubliche Anzahl Amerikaner sterben lassen. Außer den gebohrnen Spaniern, die hier leben, sieht man auch hier viele Kreolen, welche Abkömmlinge von denen sind, die Mexiko eroberten, oder die sich hier hernach niederließen; viele Neger, welche man aus Afrika jährlich bringt, um sie in den Bergwerken arbeiten zu lassen, und eine große Anzahl Mestizen, welche aus den Ehen kommen, die zwischen den Spaniern, Negern und Amerikanern geschlossen werden. Die Spanier, Kreolen und Mestizen sind aufrichtige Christen; aber die Neger und der größte Theil der Eingebohrnen sind es nur zum Scheine und aus Furcht vor der Inquisition.

Die gebohrnen Mexikaner sind alle Sklaven von Spaniern, welche sie in beständiger Knechtschaft halten und ihnen keine Art Waffen zu tragen erlauben. Ihre Anzahl wird von Tag zu Tag geringer, ob gleich ihre Frauen schon im zwölften Jahre

re sehr fruchtbar sind. Man rühmt ungemein ihre Sanftmuth und Treue. Sie sind sehr sinnreich, und bringen es in Künsten und Manufakturen sehr weit.

Fünftes Kapitel.

Neuentdeckte Länder gegen Nordwest des nördlichen Amerika.

Die Frage, ob Asien gegen Nordost an Amerika stößt, ist in der Geographie sehr wichtig. Wir haben im vierzehnten Bande dieses Werks von den Bemühungen geredet, die sich die Russen zur Entscheidung dieser Frage gegeben. Wir wollen noch hinzu setzen, daß nach ihren Entdeckungen ein sehr schmaler Meerarm zwischen diesem Theile Siberiens, welcher gegen Norden von Kamtschatka liegt, und zwischen Amerika sich befindet; daß gegen Kamtschatka über Amerika eine sehr kleine Spitze macht, und die Kamtschatkaler vorgeben, man könne es von der Insel Bering sehn, die nicht weit von ihrem festen Lande liegt.

Neue Charte der durch die rußischen Schiffe an den unbekannten Küsten von Amerika gemachten Entdeckungen, herausgegeben zu St. Petersburg.

Man weiß aus den öffentlichen Nachrichten, daß die Engländer, nachdem sie die Westküsten von Amerika gegen Norden zu umschift, ein Volk gefunden haben, deren Sitten den Tartarischen sehr gleichen. Die, welche davon mehr wissen wollen, können das Werk des Herrn Müller nachschlagen.

schlagen. Wir wollen uns damit nicht aufhalten, um den Leser nicht hier mit Muthmaßungen zu belästigen.

Siebendes Kapitel.
Nordamerikanische Inseln.

Erster Artikel.
Die Asorschen.

Die meisten Erdbeschreiber setzen die Asorschen unter die amerikanische Inseln, und wir wollen ihrer Meynung folgen.

Diese Inseln liegen im mitternächtlichen Weltmeere zwischen Afrika und Amerika. Sie erstrecken sich gegen Nordwest der Insel Madera und den Kanarieninseln vom 37sten bis 40sten Grad der Nordbreite, und zwischen dem 346sten und 353sten Grad der von der Insel hergenommenen Länge.

Die Niederländer entdeckten sie in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Sie waren damals unbewohnt. Die Portugiesen ließen sich nach einiger Zeit daselbst nieder, und nannten sie Azores wegen der daselbst befindlichen großen Menge Habichte, die auf portugiesisch Azors heißen. Die Luft ist rein und gesund: der Boden an Wein und Früchten ergiebig: man gewinnt zur Unterhaltung der Einwohner hinläng-

lich

lich Korn: das Vieh ist sehr gemein: allein die Einwohner dieser Inseln sind gar nicht reich, weil sie wenig Handel treiben. Es ist daselbst ein unterirrdisches Feuer, welches von Zeit zu Zeit Erdbeben verursacht. Es öfnete sich im Meere, um diese Inseln herum, den ein und dreyßigsten December 1710. ein Vulcan, welcher den 17ten November 1723. verschwand.

Man zählt eilf Azorsche Inseln. 1) Tercera wird für die vornehmste angesehn: hat 15 bis 16 Meilen im Umfange, wird von steilen Felsen umgeben, und man kann nur in der Rheede von Angra anlanden, welches die Hauptstadt dieser und aller andern ist. Tercera ist am unfruchtbarsten, hat kein Salz und Oel, und so zu sagen, keine Vögel. Es giebt da viele Felsen und Wälder. Die hier gezogenen Ochsen sind größer und schöner als die Europäischen. Man findet auch hier viele warme Wasserquellen.

Diese Insel ist sehr bevölkert: hat sehr große Dörfer, einige Schlösser und Festungen, und sollen darinn sechs tausend Mann, die die Waffen tragen können, sich befinden: der vornehmste Handel der Einwohner besteht in Waidt und Pastel.

Angra die Hauptstadt dieser Insel, selbst die einzige Stadt, die man daselbst findet, liegt an der mittäglichen Küste im

acht

acht und dreyßigsten Grad der Breite und drenhundert und ein und funfzig in der Länge. Sie ist klein, aber angenehm, und in Betracht seiner Größe, sehr bevölkert. Ihr Hafen ist in Gestalt eines Kreuzes und sehr elend. Sie wird durch eine dreyfache Batterie, die dem Wasser gleich ist, durch eine auf einem Felsen-angelegte Schanze und viele Befestigungswerken beschützt. Der Statthalter der Insel von Seiten des Königs von Portugall hat seine Wohnung in dieser Stadt. Es ist auch da ein bischöflicher Sitz, der unter die Hauptkirche von Lissabon gehört. Alle diese Inseln stehn unter seiner Gerichtsbarkeit.

Die Häuser von Angra sind sehr wohl gebaut: aber schlecht möblirt, und nur von einem Stockwerke: die Kirchen aber sehr schön und herrlich ausgeputzt. Man zählt darinn sieben Pfarren, eine Schule, die sonst die Jesuiten inne hatten; ein Augustiner Kloster, welches Philosophie und Theologie lehrt; zwey Franziskanerklöster, und vier Mönchenhäußer. Ein Inquisitionsgericht ist auch da. Die Franzosen, Holländer und Engländer haben hier ihre Consuls. Der vornehmste Ort der Insel nach Angra ist der Flecken Praga.

2 und 3. Die Inseln **Corvo** und **Flores**, jede eine Meile von einander, liegen westli=

westlicher. Die letzte hat sieben Meilen im Umfange und ist sehr fruchtbar; es giebt auch sehr viel Pastel daselbst. Sie liegt siebzig Meilen von Tercera gegen Nordwest.

4.) Fayal mag wohl achtzehn Meilen im Umfange haben. Sie ist voll großen Viehes und hat viel Pastel. Die mehresten Einwohner stammen von den Niederländern, welche sie entdeckten und bevölkerten. Nur eine Stadt ist darinn mit Namen Vita d'Orta. Sie hat eine schlechte Zitadelle. Die Jesuiten waren zeitige Herren davon, und hatten daselbst eine Schule. Es giebt daselbst drey Pfarren und vier Ordenshäuser, zwey männlichen und zwey weiblichen Geschlechts. Die Anzahl der Einwohner kann sich wohl bis auf tausend belaufen. Diese Insel liegt gegen Abend von Terceras.

5.) Die Insel Pico kann funfzehn Meilen im Umfange haben. Sie hat ihren Namen von einem hohen Berge, welcher manchmal Flammen auswirft. Einige geben vor, er sey größer als der Spitzberg von Teneriffa. Pico ist sehr fruchtbar; man findet da den besten asorschen Wein; und viele große sehr bewohnte Dörfer. Sie liegt drey Meilen gegen Südost von Fayal.

6.) St. George liegt vier Meilen gegen Nordost von Pico.

7.) Gra-

7.) Graciosa ist sieben Meilen von Terceras gegen Nordost. Sie hat ihren Namen von der Schönheit ihrer Weiden und von der Güte der daselbst entstandnen Früchte. Ihr Umfang beträgt fünf bis sechs Meilen; und ihre Küsten werden von einigen Schlössern vertheidigt.

8.) St. Michel, welches die Portugiesen San Miguel nennen, hält beynahe zwanzig Meilen in der Länge: und man zählt darinn sieben bis acht tausend Kommunikanten. Der Boden ist sehr gut; aber sie ist den Erdbeben sehr ausgesetzt, und hat weder Flüsse noch Häfen. Puncta del Gado ist der Hauptort darinn. Es giebt auch noch andre bewohnte Flecken und Dörfer, und das Pastell ist da sehr gemein.

9.) Santa Maria liegt zwölf Meilen gegen Süden von der vorhergehenden. Sie mag wohl zehn bis zwölf Meilen im Umfange haben. Ihre Küsten sind mit sehr steilen Felsen umgeben: sie ist sehr bevölkert, und ihre Einwohner haben alles, was zum menschlichen Leben gehört. Die beyden andern sind so wenig beträchtlich, daß sie unsere Aufmerksamkeit gar nicht verdienen.

Der Pater Kirchner sagt, sie könnte so wie die Kanarischen, wohl ein Rest der atlandischen Insel seyn, die noch nicht von Fluten und Erdbeben hat zerstört werden können.

Zweyter Artikel.

1.

Die Insel Neufundland oder Terre-Neuve.

Diese Insel ist eine der größten in Amerika. Ihre Gestalt ist ein Dreyeck, das seine Grundfläche gegen Mittag hat. Sie liegt an der Nordamerikanischen Küste gegen die Mündung des Flusses St. Lorenz, und dem Meerbusen gleiches Namens gegen über. Sie erstreckt sich vom sechs und vierzigsten Grad fünf und zwanzig Minuten bis zum ein und funfzigsten zwanzig Minuten nördlicher Breite. Auch hat sie beynahe hundert gemeine französische Meilen von Mittag gegen Norden. Ihr mittäglicher Theil, welcher zwischen den sechs und dreyßigsten und ein und vierzigsten Grad der westlichen Seite liegt, hat achtzig Meilen von Morgen gegen Abend. Sie soll im funfzehnten Jahrhundert von Biscayischen Fischern entdeckt worden seyn: die Spanier landeten gegen der Mitten des sechszehnten daselbst an.

Der Boden ist bergigt, und mit dicken Fichten- und Eichenwäldern bedeckt: aber der größte Theil liegt brach. Man sammlet daselbst viele Erd- und Himbeere; die Küsten von Ost und West genießen gemeiniglich

niglich keines sehr reinen Himmels, welches von der Nachbarschaft einer großen Sandbank kömmt, wo ein beständiger Nebel herrscht: aber von der Nord- und West-Seite ist die Luft im Sommer uud Winter sehr rein. Da es fast unmöglich ist, in das Innerste der Insel zu kommen, so redet man davon nur muthmaßlich. Die, welche am weitesten darinn gekommen, geben vor, es fänden sich nur daselbst Berge und Thäler, welche erschreckliche Abgründe machten. Um den Hafen und die Bucht Plaisance findet man Teiche und Bäche, welche eine ungeheure Menge kleines Wildpret nach sich ziehen. In den gebürgigten Theilen soll es auch rothes Wildpret geben; aber es ist da unmöglich zu jagen. Die häufig herrschenden Nordwinde verursachen eine übermäßige Kälte.

Die Erzählungen der Reisenden stimmen mit demjenigen sehr wenig ein, was die gebohrnen Einwohner von Terre-Neuve betrift. Einige geben vor, daß keine Angesessene daselbst nie gewesen, sondern die Eskimaux von dem weitläuftigen Lande Labrador giengen nur auf die Jagd dahin: andere versichern wieder, die Einwohner, welche sie sonst bewohnten, hätte sie bey der Ankunft der Europäer nach Terra-Firma gerettet, und kämen nur in Sommer zu jagen und fischen hieher.

Die Engländer ließen sich hier zuerst nieder: die Franzosen landeten alsdann an, und besaßen lange Zeit die Mittagsküste dieser Insel: sie hatten hier den Flecken Plaisance und das Fort St. Ludewig gebaut, wo ein in einem achtzehn Meilen tiefen Meerbusen ein Hafen liegt. Sie hatten auch noch einige andere Niederlassungen auf dieser Insel; aber sie traten sie 1713. in dem Utrechter Friedensschlusse den Engländern ab; doch mit Vorbehaltung des Stockfischfangsrechts zu einer gewissen Jahrszeit in eine auf der westlichen Küste beschränkten Gegend.

Die Engländer hatten nie einen beständigen Statthalter daselbst gehabt. Der erste Schiffsherr, der hier anlangte, commandirte nur eine Barke von dreyßig oder vierzig Tonnen, und wurde für den Statthalter zu dieser Jahreszeit, unter dem Titel Hafenherr, angesehn. Wenn drey bis vier Kriegsschiffe anlangten, so commandirte der älteste Hauptmann zu Lande wie zu Wasser. Zu der andern Zeit verwaltete der Commendant des Forts St. Johann das Amt eines Statthalters der englischen Niederlassungen auf der Insel Neufundland, ob er gleich dazu keinen Auftrag hatte. Er entschied alle sich ereignende Streitigkeiten: aber die Mörder schickte er nach England.

Die

Die Engländer treiben auf dieser Insel zweyerley Art Handel: einer, welcher für den vortheilhaftesten gehalten wird, weil er weniger Gefahr hat, ist der Fischhandel. Die Fischer versehen sich dazu mit Vorrath zu Biddiford, Pool, Dünmouth und in andern abendländischen Häfen von England, und reisen nach dem Fischfange sehr zeitig aus: die andere Art Handel, welcher der Herrenhandel heißt, geschieht von den Schiffshauptleuten oder Schiffsherren. Sie begeben sich grade nach Neufundland, um am sandigten Ufer die Wallfische zu kaufen, welche sie hernach nach England, Irrland, Portugal Spanien, Italien u. s. w. verführen. Einige versehn auch die Kolonien der Inseln damit. Außer dem Vortheile, den die Privatleute davon ziehen, soll dieser Fischfang jährlich drey bis vier hundert tausend Pfund Sterling bringen. Die Ladung eines Schiffs, welches keine andere Kosten als die Bestreitung der Lebensmittel und des Fischerzeugs für zwanzig Personen hat, bringt dem Eigenthümer zwey tausend Pfund Sterling reinen Profit, und vermehrt folglich um so viel den Nationalreichthum. Die Spanier haben alles mögliche angewendet, um das Fischrecht bey der Insel Neufundland zu erlangen: allein die Engländer haben sich stets dawider gesetzt.

Die große Sandbank von Neufundland.

Wir müssen wohl hier die Beschreibung der großen Sandbank von Neufundland geben. Sie ist gleichsam ein natürlicher Zubehör der Insel gleiches Namens. Es ist ein unter dem Wasser verborgner Berg. Einige Erdbeschreiber geben ihn hundert und funfzig Meilen Breite von Norden gegen Süden; aber nach den genausten Seecharten fängt sie gegen Süden im ein und vierzigsten Grad nördlicher Breite an, und ihr äußerstes Nordende ist im neun und vierzigsten Grad fünf und zwanzig Minuten. Nach dem Pater Charlevoix gehn ihre beyden Ende spitzig zu. Ihre größte Breite vom Morgen gegen Abend ist ungefehr neunzig französische und englische Seemeilen zwischen den vierzigsten und neun und vierzigsten Grad der Länge. Einige Matrosen ankerten daselbst auf fünf Klaftern tief. Gegen die Mitte ihrer Länge von der Europäischen Seite macht sie eine Art Bucht, welche man den Graben nennt, welches Ursache ist, daß von zwey Schiffen, welche unter der nemlichen Linie und nahe bey einander sind, eines Grund findet das andere nicht.

Vor der großen Bank kömmt mitten durch ihre Länge eine kleinere Bank, welche die Jakobsbank heißt. Einige setzen so gar noch eine dritte hinzu, die die Gestalt eines Kegels haben soll: aber viele Steuerleu-

te machen nur eine aus den dreyen und sagen, sie habe einige Höhlungen deren Tiefe diejenigen täuscht, welche nicht tief genug das Ankerseil gehn lassen, und dreye zu finden gläuben.

Wie auch die Größe und Gestalt dieses Bergs beschaffen seyn mag, so findet man doch darauf eine ungeheure Menge Muscheln und viele Arten Fische von allerhand Größe. Die meisten dienen den Wallfischen zur Nahrung. Sie sind in so großer Menge daselbst, daß man sie mit der Menge Sand vergleicht, der die Bank bedeckt. Seit fast drey hundert Jahren beladet man damit alle Jahre zwey bis drey hundert Schiffe, ohne daß man eine Abnahme daran merket.

Dieser Seestrich hat überdieß viele Unannehmlichkeit für die Schiffarth. Die Sonne zeigt sich fast daselbst niemals, und die Luft ist gemeiniglich mit einem kalten und dicken Nebel bedeckt, und man sieht nicht eher die Bank, als bis man nahe daran ist. Ueber der großen Bank trift man auch viele andere kleine an, welche fast alle fischreich sind.

Um die Insel Neufundland findet man auch einige andere, welche aus dieser Ursache die Neufundländischen Inseln genannt werden. Die beträchtlichste ist Isle Royale oder die Insel des Cap-Breton. Sie liegt

Inseln, welche um die Insel Neufund. land sind.

liegt am Eingange des Meerbusens St. Lorenz, zwanzig Meilen von Südwest der Insel Neufundland, und scheidet sich von Accadia durch einen Kanal, der eine Meile breit und vier bis fünfe lang ist. Sie kann wohl vier und zwanzig Meilen im Umfange haben, und wird in zwey Halbinseln durch den See getheilt, der der Labradorsche heißt, allenthalben schifbar und sehr fischreich ist. Dieser See läßt nur eine Landspitze von acht hundert Fuß breit, welcher gegen Abend liegt.

Diese Insel ist bergigt; doch kommt das Korn in gewissen Gegenden sehr gut fort. Man findet auch Fichtenwälder und andere sehr brauchbare Bäume zur Schiffarth. Das Wildpret und die Wasservögel sind daselbst sehr gemein. Der Stockfischfang an ihren Küsten ist sehr reichlich. Die Franzosen sind lange Zeit in Besitz davon gewesen: aber sie haben ihn durch den Pariser Friedensschluß vom 10ten Februar 1763. abgetreten.

Die vornehmste Stadt der Insel ist Ludwigsburg. Sie hat einen guten Hafen, welcher durch verschiedne Forts vertheidigt wird. Ihre Lage ist gegen Mittag der Insel in dem fünf und vierzigsten Grad funfzig Minuten der Breite und ein und vierzigsten und einigen Minuten der westlichen Länge beym Cap-Breton. Die-

se Stadt ist mittelmäßige und auf neue Art befestigt. Sie ist auf einer Erdzunge erbaut, welche den Hafen von einer Seite mit einer andern Erdzunge gegen über macht. Es ist da nur eine Pfarre und ein Hospital, welches die Nonnen der Barmherzigkeit inne hatten, so lange die Insel den Franzosen zugehörte. Der Statthalter steht unter dem Kanadischen: auch ist ein Rath mit einem Regimentsstabe da. Ueberdieß sind in dieser Insel zwey andere Niederlassungen, eine am Dauphinschen Hafen und die andere am Toulousischen an der westlichen Küste in der Nachbarschaft von Acadien. Das Klima dieser Insel ist eben wie das Quebeksche.

Man findet in dieser Insel und ihrer Gegend Indianer, welche unter dem Schutze von England leben, an Gestalt und Farbe den Peruanern gleichen, und beynahe eben diese Sitten haben: aber wohl gebauter und größer sind. Sie leben von der Jagd, und bringen ihre Wohnungen dahin, wo sie am stärksten ist.

Die St. Johannisinsel liegt im Meerbusen St. Lorenz und gegen Abend von Isle Royale, wovon sie durch einen zehn bis zwölf Meilen breiten Kanal geschieden wird. Sie hat fünf und zwanzig bis dreyssig Meilen vom Morgen gegen Abend und zehne in der Breite. Ihre Figur ist beynahe

Die St. Johannisinsel.

wie ein Creutz. Man findet daselbst große Wiesen und viele Teiche. Sie ist voller Tannen, Buchen und Birken. Die Flut des Meers überschwemmet einen Theil der Insel, und macht eine Menge Teiche. Die Vögel sind hier sehr gemein. Unter andern findet man auch eine wunderbare Menge Kraniche und Gänse. Die Küste gegen den Meerbusen würde zur Fischerey sehr gut seyn, wenn man leicht dazu kommen könnte: aber der Eingang ist zu eben.

Die Insel St. Paul liegt fünf Meilen von Cap-Nord und achtzehn Meilen vom Cap-Rez oder Raz.

Zwanzig Meilen weiter in den Meerbusen findet man die Vögelinseln, wo man in der That so viel Vögel findet, daß eine Schaluppe, welche man nur im Vorbeygehn losmacht, alsbald mit Eyern und Jungen beladen zurückkömmt. Hernach entdeckt man die Rameischen Inseln, welche an der Zahl sieben sind, und alle um Isle Royale sieben bis acht Meilen in der Breite liegen. Alsdann folgt eine, welche viel größer ist, und die Magdalenen-insel heißt. Sie nimmt in ihren Hafen Schiffe von achtzig bis hundert Tonnen ein. Die Insel Brion ist beynahe von eben der Größe; allein diese beyden Inseln sind nur ein Haufen Felsen, die aber doch voller Tannen und Birken sind. Die

Sandinsel ist zwanzig Meilen von Isle Royale, und kann zehn Meilen im Umfange haben: ihre Figur ist ein Bogen. In der Mitte findet man einen Teich von süßen Wasser, welcher fünf Meilen im Umfange hat. Sie ist sehr sandigt und bringt nur wenig Kräuter, und ist nicht bewohnt.

Dritter Artikel.

Die Bermudischen Inseln.

Die Bermudischen oder Sommerschen Inseln liegen an dem Nordmeer gegen Morgen der Küste von Karolina, wovon sie doch mehr als zwey hundert und funfzig Meilen entfernt sind, unterm zwey und dreyßigsten Grad der nördlichen Breite und sieben und vierzigsten der westlichen Länge. Es sind deren so viel, daß die meisten noch keinen Namen haben; aber sie sind auch so klein, daß sie keinen verdienen. Einige Reisende lassen sie auf drey hundert, andere auf vier hundert und andere auf fünf hundert steigen. Sie sind von allem festen Lande sehr entfernt. Es ist gar nicht lange, daß man nur achte davon bebaute. Auf allen aber ist nur eine Anzahl zerstreuter Einwohner, ausgenommen St. George, St. David, und Cooper. Sie haben alle zusammen die Gestalt eines halben Monds, im Umfange sechs bis sieben Meilen.

len. Sie sind alle sehr klein, aber einige weniger, als die andern, nachdem daß sie mehr oder weniger dem Anschlagen der Wellen ausgesetzt sind, die sie stets durchgraben.

Die Insel St. George ist die größte; sie ist von Ostnordost bis Westsüdwest sechszehn Meilen lang, und von einer Ketten von Felsen befestigt, die sie umgeben und sehr weit ins Meer vorstechen. Die Einwohner haben sie vornehmlich von der Ostseite, wo diese Befestigung schwächer ist, noch mit Schanzen, Batterien, Brustwehren und Laufgraben versehn. Die Stücke auf den Schanzen und Batterien sind so gut gestellt, daß sie die Kanäle und die meisten übrigen Wege bestreichen.

Diese Insel hat nur zwey Orte, wodurch die Schiffe nahe kommen können, und diese beyden Oefnungen sind auch so bedeckt, daß sie zu entdecken gar nicht möglich ist. Die Felsen scheinen sich allenthalben zu berühren, ausgenommen diejenigen, welche mit dem Wasser gleich hochstehn; aber desto gefährlicher sind sie auch, da man sie nicht gewahr wird, und ohne einen Steuermann von der Insel selbst wäre es dem kleinsten Schiffe ohnmöglich in einen oder den andern dieser Hafen einzulaufen, und die, welche die Gegend gut kennen, bringen die größten Schiffe sicher dahin.

Bey

Bey der Ebbe entblößen sich fast alle Felsen. Ihre gemeinschaftliche Höhe ist nur fünf Fuß; aber ihr Ufer ist fast allenthalben aus Felsen zusammengesetzt, und man kennt keine Insel, die so gut befestigt seye: sie scheinen allen Schiffen, welche sich ihr nähern, einen unvermeidlichen Untergang zu propezeihen. Die Spanier heißen daher die Bermudischen Inseln los Diabolos, die Teufelsinseln, weil sie allen Nationen schädlich gewesen sind.

Die Stadt St. George liegt am Grunde des Hafens gleiches Namens. Dieser Hafen wird von sieben Schanzen umgeben auf welchen siebzig Kanonen stehn. In der Stadt zählt man tausend Häuser, welche alle sehr schön sind. Das Rathhauß ist ein sehr großes Gebäude, wo die Rathstage und die allgemeinen Versammlungen gehalten werden. Die Stadt St. George hat eine sehr schöne Bibliothek, welche ihr der Doktor Bray schenkte, welchen man in den englischen Kolonien von Amerika mit dem Titel eines Beschützers der Wissenschaften beehrt.

Diese Insel wird überdieß in acht Stämme eingetheilt, und diese sind der Hamiltonsche, Smitsche, Devonshiresche, Pembroorksche, Pagelsche, Warnicksche, Southamptonsche und Sandysche. Der Devon-

vonshiresche und Southamptonsche machen zwey Kirchspiele, den ersten gegen Norden, und den andern gegen Süden. Jede hat eine Kirche und eine öffentliche Bibliothek.

Diese Insel ist voller Pomeranzen- und Maulbeerbäume u. s. w. Die kleinen Inseln haben keine Wohnungen, die sich durch die Namen Kirchspiele unterscheideten: alle Einwohner gehören zu einem der Stämme von der Insel St. George.

Der Boden ist in Ansehung seiner Farbe und seiner Eigenschaften sehr verschieden: der braune, der weißlichte und der rothe. Der braune ist der beste; der weißlichte fängt an auszuarten: der rothe gleicht dem Thone, und taugt nichts. Zwey bis drey Fuß unter der ersten Erdlage findet man eine weiße Substanz, so weich, wie Mörgel, und so löcherticht wie Bimsstein. Diese Löcher enthalten viel Wasser, welches den Wurzeln der Bäume zur Nahrung dient. Oft findet man auch Thonerde darunter. Dieser Mörgel ist viel härter unter der rothen Erde, als unter den andern: enthält sehr wenig Wasser und schiefert sich wie der Schiefer.

Die Insel St. George ist überhaupt sehr fruchtbar, und man kann jedes Jahr darauf zweymal erndten. Man säet im Merz und erndtet vor Ende des Julius: man säet aber auch noch im August, um

im December zu erndten. Der vornehmste Produkt ist Maiz, der die gewöhnliche Nahrung des gemeinen Einwohners ist. Man pflanzt auch daselbst viel Taback, welcher eben nicht besonders ist, aber doch der Kolonie zu ihrem Bedürfniß dient. Die meisten eigentlich amerikanischen und europäischen Pflanzen kommen hier sehr gut und ohne viele Wartung fort. Man findet hier einen Strauch, dessen Kern dem europäischen Epheukerne gleicht: er ist so giftig, daß er den berührten Theilen eine schnelle Aufschwellung mit Begleitung einiger Schmerzen verursacht, die aber wieder von sich selbst vergehen. Seine Wurzel ist ein mächtiges Brechmittel. Es ist der einzige Gift der bermudischen Inseln. Man findet da keine Art giftiger Thiere, und die, welche man dahin bringt, sterben bald.

Das auf dieser Insel befindliche Holz ist sehr schön. Die Zeder kömmt hier besser fort als in jeder andern Gegend von Amerika: sie ist härter und hat einen schönen Kern. Sie widersteht der großen Drockenheit und Feuchtigkeit, wie die beste Eiche, und ist vortreflich zu Schiffen und Landgebäuden zu gebrauchen. Man macht daraus Schaluppen und Brigantinen, welche für die besten in allen englischen Kolonien gehalten werden. Der Palmen- Maulbeer- Oliven- und Lorberbaum sind natürliche

che Gewächse dieser Inseln. Der Palmbaum hat die Gestalt der westindischen; aber seine Frucht ist schwarz und rund. Man hat bemerkt, daß sich auf seinen Blättern immer eine Menge Seidenwürmer befinden. Da überdieß die Maulbeerbäume sehr gemein sind, so könnten sich die Einwohner dieser Insekten einen vortheilhaften Handel machen. Es giebt auch auf den bermudischen Inseln eine Menge schwarzer, rother, gelber Gewürzbäume. Die Beeren davon haben eine blutstillende Kraft, und können zur Heilung aller Arten von Fluß gebraucht werden. Das berühmteste Produkt auf den bermudischen Inseln ist die Pomeranze. Man hält sie für die delicateste Frucht der Welt. Sie ist viel größer, als in jeder andern Gegend. Ihr Geschmack und Geruch ist unvergleichlich. Man findet auf einem Baume, welchen man bermudisches rothes Holz nennt, eine Art runder Beeren, woraus ein Wurm kömmt, welcher sich in eine etwas größere Fliege verwandelt, als die von der Coschenille ist. Man rühmt die daraus bereitete Farbe sehr, und sie ist für verschiedene Arten Krankheiten gut.

Das Klima der bermudischen Inseln ist so rein, daß sich die Kranken von den übrigen englischen Inseln zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit hieher bringen lassen.

lassen. Doch hat man seit dem Anfange dieses Jahrhunderts einige Orkane bemerket, welche eine Veränderung der Luft befürchten lassen; aber man genießt hier eines beständigen Frühlings. Die Bäume bekommen neue Blätter nach dem daß die alten abfallen. Man hört hier einen beständigen Gesang der Vögel, welche hier ihre Nester zu allen Jahrszeiten bauen. Die Stürme aber sind hier sehr häufig und, kommen gemeiniglich im Neumond. Der Nord- und Nordwestwind verändern zuweilen die natürliche sanfte Luft, und das ist der einzige Winter in den bermudischen Inseln. Doch ist der Regen nicht sehr häufig, und der Schnee sehr selten.

Diese Inseln wurden zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von einem spanischen Hauptmann Johann Bermud entdeckt, welcher nach Westindien gieng, und sie nach seinem Namen nennte. Es scheint nicht, daß er sich da aufgehalten habe. Im Jahre 1572. gab sie der König von Spanien, Philipp der zweyte, dem Don Ferdinand Camelo, welcher nie Besitz davon nahm. Wie diese bermudischen Inseln entdeckt worden sind.

Der Hauptmann Lancaster, welcher nach Ostindien gieng, und durch verschiedene Abendtheuer an Hispaniola getrieben wurde, brachte einen seiner Officiere, mit Namen Heinrich May, auf ein französi-

sches Schiff, und schickte ihn nach Europa. Dieses Schiff wurde an die bermudischen Inseln verschlagen, und man untersuchte sie. Die Erzehlung, welche er in England davon machte, veranlaßte die Idee zur Errichtung einer Niederlassung daselbst; allein man ließ sechs Jahre vorbeygehen, ohne eine Unternehmung von dieser Seite zu machen. Da George Sommer und Thomas Gate an die bermudischen Inseln durch einen Schifbruch verschlagen wurden, so brachten zwey Weiber von seiner Gesellschaft jede ein Kind auf die Welt; eine einen Sohn, welcher Bermud genannt wurde, die andere eine Tochter, die den Namen Bermuda erhielt. Sie begaben sich alsdann nach Virginien. Mylord Don Laware, dem es in dieser Provinz an Lebensmitteln gebrach, und der von Sommern erfahren, daß man auf den bermudischen Inseln Turteltauben und andere Vögel in Ueberflusse fände, trug ihm selbst auf dahin zu gehn, und alle diejenigen, welche sie erhalten könnten, zu fangen: aber er war sehr betagt: die Strapatze auf seiner Reise nahm die Kräfte so mit, daß er bey der Ankunft an den bermudischen Inseln starb. Von ihm haben die Engländer diese Inseln die Sommerschen genannt. Sommer empfahl auf seinem Tode seinen Gefährten mit dem Vorrathe, welchen man hier erwartete, nach Virginien

nien zurückzugehn: aber sie beluden ihr Schiff nur, um sich in Stand zu setzen, nach England zu gehn. Da zeigten sie die Vortheile, welche die Virginische Gesellschaft aus einer Niederlassung auf diesen Inseln ziehen könnte. Sie kaufte von ihnen um ein Geringes das Recht des Eigenthums, welches sie sich darüber zueigneten, und ließ es sich durch Jakob den ersten bestätigen. Sie schickte so gleich ein Schiff unterm Commando des Richard Moore ab, um davon Besitz zu nehmen.

Wir werden uns nur hier aufhalten, um dem Leser anzuzeigen, daß auf der ersten Reise, welche Sommer nach den bermudischen Inseln that, zwey seiner Leute, welche den Tod verdient, sich in die Wälder gerettet hatten, um ihm zu entgehn. Sie befanden sich noch auf der Insel St. George, als Sommer von Virginien zurückkam, hatten sich hier von bloßen Erdprodukten ernährt, und sich von Baumstämmen eine Wohnung gemacht. Sie trafen einen von Sommers Gefährten mit Namen Chard an, und beredeten ihn, bey ihnen zu bleiben. Dieser gerieth mit einem Namens Waters von den beyden andern wegen des Rechts des Besitzes in Streit: nach vielem Gezänke beschlossen sie, ihre Sache durch einen Zweykampf auszumachen. Der dritte, welcher Carter hieß, Abendtheuer dreyer Engländer.

haßte

haßte sie beyde: aber da er befürchtete, allein zu bleiben, so erklärte er sich gegen den Ausschläger. Die Nothwendigkeit brachte sie also zur Einigkeit, und ihr Leben ward ziemlich still und ruhig. Längst den Felsen, womit die Insel umgeben ist, fanden sie eine große Masse von Ambra, welchen man noch nie gesehn: er wog achtzig Pfund ungefehr. Diese Entdeckung verursachte ihnen eine außerordentliche Freude. In ihrer ersten Hitze beschlossen sie alles zu versuchen, um ihres Glücks zu genießen, sie beschlossen, eine Barke zu bauen, um Virginien oder die Insel Neufundland zu gewinnen; aber vor Endigung ihrer Arbeit kam ihnen Moor mit seinem Schiffe.

Er hatte sechszig Mann bey sich, die die Gesellschaft zur Gründung einer Colonie bestimmte. Moor erwählte eine bequeme Gegend in der Insel St. George. Zum guten Exempel baute er selbst mit eigenen Händen eine Hütte aus Aesten und Blättern, die so groß war, daß seine ganze Familie darinn wohnen konnte. Er baute alsdann ein Hauß, und bewieß, daß er Baumeister, Ingenier und Zimmermann sey? Seine Gefährten, durch sein Beyspiel angefeuert und seine Einsichten geleitet, machten in kurzer Zeit eine kleine Stadt, welche in der Folge zur blühendsten und schönsten; von dem englischen Amerika geworden.

worden. Alle Häußer sind von Zeder, und die Schanzen von Stein. Man hat in dem Plane des Stifters nichts geändert: er baute eine Kirche und zehn Schanzen.

Er entdeckte auch bald die drey Engländer, welche sich daselbst niedergelassen, bemächtigte sich ihres Ambra und schickte ihn an die Gesellschaft, welche sich solche große Hofnungen von der neuen Niederlassung machte, daß sie sich bemühte, ihm noch Beystand zu schicken.

Die Rattenplage auf den bermundischen Inseln.

Während dessen Statthalterschaft wurden die bermudischen Inseln von Ratten heimgesucht, und man nennt es noch die Rattenplage. Es dauerte ganzer fünf Jahre. Man glaubt, daß dieses Geschmeiß mit Schiffen hergebracht worden sey. Welcher Ursache man es aber auch zuschreiben mag, so vermehrten sie sich doch so sehr, daß die Geschichte der ganzen Welt nichts ähnliches aufweisen kann. Die Erde war mit Ratten und die Bäume mit ihren Nestern bedeckt. Sie fraßen alle Früchte und selbst die Pflanzen, von denen sie getragen wurden. Korn und Zugemüße wurden so gut in Scheunen, als auf dem Felde von ihnen aufgefressen, Vergebens brauchte man Hunde, Katzen, Fallen und Gift. Nachdem sie die Insel St. George verwüstet, schwammen diese Thiere nach den andern bermudischen Inseln und richteten eben

diese Verheerung an. Sie verschwanden auf einmal, ohne daß man die Ursache ihrer Vertilgung besser wußte, als die Ursache ihrer Entstehung. Doch bemerkte man, daß sich in diesen zwey letzten Jahren eine wunderbare Menge Raben versammlet hatten, die vorher noch nie gesehn worden, und nachher auch nie wieder erschienen sind.

Moor hatte zum Nachfolger in der Statthalterschaft der bermudischen Inseln den Hauptmann Tucker, welcher auch in die Fußtapfen seines Vorgängers trat. Aber die Strenge, womit er die Beobachtung der Gesetze einführen wollte, machte einige rebellisch. Fünf Einwohner faßten den Entschluß, sich dem Joche zu entziehn. Tucker liebte den Fischfang; aber er wurde oft durch die Gefahr und das Beyspiel der Barken, welche an den Felsen zerscheiterten, zurückgehalten. Sie schlugen ihm vor, eine von zwey bis drey Tonnen mit einem Verdeck und andern Bequemlichkeiten bey bösen Wetter zu bäuen. Nachdem sie dazu seine Einwilligung erhalten, so mußte er ihnen auch noch die Erlaubniß geben, daß man sie in einem abgelegenen Orte bauen durfte, unter dem Vorwande, es sey daselbst mehr Holz, und man könnte auch mit leichterer Mühe die Barke ins Wasser lassen. Das Werk gieng mit größrer Schnelligkeit von statten,

als

als man vermuthete. Als Tucker davon unterrichtet wurde, so ließ er eines Tags fragen, ob er sich ihrer Barke bedienen könne, um an den Bord eines Schifs gehn zu können, welches er bald nach Europa zu schicken gedächte. Man fand weder Bark noch Arbeitsleute: sie waren die Nacht vorher abgereiset, und hatten zu denen, die Zeugen ihrer Abfahrt waren, gesagt, sie wollten nur ihre Barke probieren, und sehn, ob sich der Statthalter ihrer mit Sicherheit bedienen könne: aber sie ließen ein Billet zurück, woraus man erfuhr, daß sie nach England abgereiset waren. Sie waren so vorsichtig gewesen, und hatten von einem Schiffe, welches nach Europa zu gehn bereit war, einen Seecompaß und einiges Tackelwerk geborgt. Man konnte es ihnen nicht abschlagen, weil sie es wieder zu bringen versprachen. Sie hatten auch mit aller Sorgfalt den meisten Lebensvorrath, den man ihnen während ihrer Arbeit reichte, eingeschift. Ihre Fahrt gieng zwanzig Tage ziemlich glücklich; aber ein Sturm setzte sie in vier und zwanzig Stunden den äußersten Gefahren aus, und trieb sie weit aus ihrem Wege. Die Meeresstille fand sich wieder ein, und sie schiften neun Tage ganz ruhig fort, nach deren Verlauf griff sie ein Seeräuber an, nahm ihnen allen Mundvorrath, so gar die Schiffahrtsinstrumente weg. Sie befanden

 sich

sich alsdann in dem elendesten Zustande, den man sich erdenken kann. Da sie keinen Seecompaß hatten, so seegelten sie auf Gerathewohl. Ihre Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab, und sie erwarteten alle Tage den Tod. Endlich entdeckten sie Land; und landeten in der Küste von Irrland in der Grafschaft Corz an. Der Graf Thomand, der Statthalter daselbst war, empfieng sie sehr schlecht: aber am Ende erhielten sie Gnade.

Der Hauptmann Butler folgte dem Tucker in der Statthalterschaft der bermudischen Inseln; und diese Kolonie ward eine der beträchtlichsten, die die Engländer in Amerika hatten. Der neue Statthalter errichtete auf der Asche des Ritter Sommers, welche man in der Insel gelassen, ein schönes Ehrengedächtniß in der Kirche St. George. Er theilte die bermudischen Inseln in verschiedne Distrikte, verband mit dem Rathe, welcher bis daher das einzige Gericht der Kolonie gewesen, eine Kammer der allgemeinen Versammlung und verschiedne Gerichtshöfe. Er machte auch eine Sammlung von Gesetzen, den englischen gemäß. Mit einem Worte, er befolgte die Grundsätze, welchen die Engländer in ihren Kolonien sich befleißigen. Im Jahre 1623. zählte man in den bermudischen Inseln drey tausend Einwohner,

und

und zehn Schanzen, die mit funfzig Kanonen besetzt waren. Unter der Regierung Karl des zweyten stieg die Anzahl der Einwohner bis auf zehn tausend, alles angesehne Engländer. Ob gleich der Handel hier nicht sehr beträchtlich ist, so hat sich seit dem ihre Zahl doch immer vermehrt, weil die Luft da so rein und gesund ist, wie wir schon gesagt haben, daß eine Menge Engländer aus dem einzigen Beweggrunde der Gesundheit andere Niederlassungen aufgegeben, um in diesen Inseln leben zu können.

Vierter Artikel.

Die Lukayischen Inseln.

Diese Inseln liegen gegen Osten und Südosten vom spanischen Florida, wovon sie nur durch den Bahamaschen Kanal geschieden werden. Gegen Süden haben sie die Insel Cuba und die spanische Insel, und ihren Namen von der größten und entferntesten gegen Norden. Man theilet sie in drey Klassen; die erste enthält diejenigen, welche sich gegen Osten von der Insel Bahama und ihren Kanal erstrecken; die zweyte, die, welche man gemeiniglich die Orgues, die Martyrs, die Cayes oder Cayques nennt, alles eben so viel Klippen, die die Schiffahrt sehr gefährlich ma-

chen; die dritte, die, welche man die Schild-kröteninseln (Tortues) nennt. Um einen Begriff davon zu geben, wollen wir der alphabetischen Ordnung folgen.

Abacoa liegt mitten im Sande und den biminischen Felsen. Sie hat zwölf Meilen in der Länge und zehne in der Breite.

Achecambey nahe an Abacoa, gegen Osten: ihre Größe ist unbekannt.

Amaguayo liegt Yaguna gegen über, und ward von Johann Ponce von Leon besucht.

Amana oder Amaguana ist fast gegen Norden der Caykischen Inseln.

Bahama kann dreyzehn Meilen in der Länge, und achte in der Breite haben. Von ihr hat der Kanal seinen Namen, von dem sie eine Einfahrt nach der Nordseite zu macht. Dieser Kanal kann sechszehn Meilen in der Breite und fünf und vierzig in der Länge bis an das floridasche Gebürge haben.

Bimini liegt zwischen dem Sande und den Felsen, die davon ihren Namen haben. Ihre Länge mag wohl fünf Meilen betragen. Es ist eben die Insel, welche Johann Ponce von Leon so lange Zeit suchte, in der Meynung, die er nach einer fabelhaften Tradition der Indianer hatte, sie enthielte den Jugendbrunnen, das ist eine Quel-

le,

le, dessen Wasser den Alten alle Stärke und Anmuth der Jugend verschafte.

Der Caykischen Inseln sind viele, die einen durch viele Kanäle durchschnittenen Zirkel machen, der gegen Morgen von breiten Sandhügeln umgrenzt wird. Eine davon nimmt sich vornehmlich aus, und übertrift die andern an Größe. Der Ankergrund ist hier sehr gut, auf zehn bis zwölf Klaftern tief. Die östliche dieser Inseln liegt zwanzig Grade, zwanzig Minuten der Linie, und die westlichste zwanzig Grade, vierzig Minuten.

Ciquateo liegt gegen Osten von Lukayoneck gegen den sieben und zwanzigsten Grad. Sie hat nicht weniger als zwanzig Meilen im Umfange.

Conciva ist eine kleine Insel, nicht weit von den Caykischen, in deren Zahl man sie auch setzen könnte. Sie liegt gegen Osten von Amana.

Curateo ist nicht viel größer, als die vorhergehende. Sie ist gegen Süden von Ciquateo. Die Erdbeschreiber stellen sie in den sechs und zwanzigsten Grad. Die Holländer meynen, sie sey zehn Minuten drüber. Man findet auch da viele Brunnen süssen Wassers.

Guanahani ist die erste Insel der neuen Welt, welche von Christoph Colom-

bo entdeckt wurde, und von ihm den Namen St. Salvador erhielt. Sie liegt im fünf und zwanzigsten Grad vierzig Minuten. Sie hat weder Mangel an Wasser noch an Holz, und die Baumwolle wächßt hier im Ueberflusse, wie in vielen andern Lucayschen Inseln. Sie hat einen sehr guten Hafen an der Nordseite an dem Orte, wo sie sich nach Westen dreht. Einige Holländer, die sie sorgfältig untersucht, stellen sie in den vier und zwanzigsten Grad funfzig Minuten, ungefehr sechszehn Meilen Nordosts von Triangulo, und versichern, daß auf derselben nichts weiter als Palmen und andere Bäume wären.

Guanima ist sieben Meilen von Guanahani gegen Nordost. Colombo giebt ihr den Namen Santa Maria de la Conception. Sie kann wohl zwölf Meilen in der Länge zwischen Südwest und Nordost haben. Der Felsen und der Sand womit sie umgeben ist, machen die Zufahrt sehr gefährlich. Sie hat auch süßes Wasser, und ihr Boden ist angenehm und fruchtbar. Die Holländer setzen sie in den fünf und zwanzigsten Grad, vierzig Minuten. Sie ist mit Sand und Felsen umgeben.

Lucayoneck oder Rucayoneck ist die größte und letzte dieser Inseln, welche man gegen Norden findet. Laet setzt sie zwischen den sieben und zwanzigsten und acht und zwan-

zwanzigsten Grad, ohne ihren Umfang anders anzugeben, welcher zu seiner Zeit nicht besser bekannt war.

Macarey ist fast wegen den Klippen, womit sie umzingelt ist, unzugånglich. Eben der Erdbeschreiber versichert, daß Herrera sich geirrt hat, indem er sie in den zwanzigsten Grad gesetzt: doch er bessert seinen Fehler nicht.

Monegua liegt vier und zwanzig Grad dreyßig Minuten, Amaguayo gegen über. Die Hollånder haben bemerkt, daß sie achtzehn Meilen gegen Norden derjenigen Schildkröteninsel liegt, welche mit der spanischen benachbart ist. Santa Marta ist nur eine Meile vom festen Land des spanischen Florida. Man rühmt den Ueberfluß ihres süßen Wassers.

Die Martyrs oder Mårterinseln. Es ist mehr ein Haufen Felsen, als Inseln, welche sich zwischen Ost und West vor der Mittagsspitze von Florida im fünf und zwanzigsten Grad erstrecken. Sie haben ihren Namen von dem Schauspiel, das sie nach dem Meere zu geben, von da aus man sie, nach dem ersten Anblicke, für eben so viel an Pfählen gespießte Menschen halten würde. Die Reisende bemerken, daß der Ausgang stets der Vorbedeutung des Namens entsprochen hat, und daß sie durch eine Menge Schiffbrüche berühmt

worden

worden sind. Die Spanier nennen die, welche gegen Osten am meisten hervorragen, das Märtyrer-Cap, und aus ihrer Lage beurtheilen sie die Fahrt, die ein Schiff nehmen muß. Sie glauben, die gute Einfahrt des bahamaschen Kanals genommen zu haben, wenn sie dieses Cap zur linken Hand gegen Sudwest gelassen haben. Sie werden durch drey weißlichte Sandhausen, die mit Sträuchern bedeckt sind, angezeigt, der mittelste aber übertrift die andern an der Dicke.

Mayaguana liegt im zwey und zwanzigsten Grad fünf und zwanzig Minuten, von der westlichsten caykischen Insel, gegen Nordost entfernt, und geht zwischen Nordost und Ost. Die Holländer, welche sie sorgfältig beobachtet haben, geben ihr acht bis neun Meilen in die Länge.

Mimbres ist eine kleine Insel, oder vielmehr ein wahrer Felsen, der am äußersten Ende der biminischen Klippen liegt, und für diejenigen gefährlich, welche die bahamasche Meerenge paßiren müssen.

Mira-por-vos. Dieser Name, welcher bedeutet: seht euch vor, giebt gar sehr zu erkennen, wie gefährlich dieser Ort ist. Es sind drey Inseln, wie ein Triangel zwischen dem Sand und den Felsen, nicht weit von Yumeto gelegen.

Pola

Pola ist im sechs und dreyßigsten Grade dreyßig Minuten von der Ostküste von Florida.

La Providence, von der wir weitläuftiger reden wollen.

Samana liegt gegen Nordost von Guanahani im vier und zwanzigsten Grade. Sie hat die Form eines Triangels, vier Meilen in der Länge und eine in der Breite.

Sarmoto ist die vierte Insel, welche vom Colombo entdeckt wurde. Er nannte sie Isabelle. Sie ist bis jetzt unbekannt.

Die Schildkröteninseln. (Tortues) Deren sind sieben bis achte, liegen gleichsam in einem Zirkel gegen Westen der äusersten Spitze von Florida, ungefehr im fünf und zwanzigsten Grad. Sie sind in gerader Linie auf die sechs und zwanzig Meilen von dem Hafen von Havana.

Triangulo liegt von Samana ungefehr achtzehn Meilen von Nordost, ein wenig jenseit des vier und zwanzigsten Grads. Es ist eine hohe Insel, die gar keinen sichern Ankergrund hat, und zu der man sehr schwer kommen kann.

Veja ist ein Haufen vieler kleinen Inseln, gegen Norden im acht und zwanzigsten Grad zwischen den Sand und den Felsen gelegen, welche die Spanier los Baixos de Babucra nennen.

Naback liegt im zwey und zwanzigsten Grad dreyßig Minuten Nordwärts und sehr nahe an Maguana.

Namagua liegt im ein und zwanzigsten Grad und einige Minuten. Sie kann wohl zehn Meilen in der Länge haben. Sie ist für die sehr gefährlich, welche von St. Johann von Portorick nach Havana längst den Nordküsten von Cuba durch einen alten heut zu Tage wenig besuchten Kanal fahren.

Numa liegt im zwanzigsten Grad dreyßig Minuten, sehr nahe an Guanima gegen Südwest. Sie kann zwanzig Meilen in der Länge, und achte in der Breite haben.

Numeto liegt gar unterm Sonnenwender gegen Süden von Yuma. Sie hat ungefehr funfzehn Meilen in der Länge.

Aus den von uns angeführten giebt es deren noch eine beträchtliche Anzahl: aber man kennt sie nicht genau. Die Engländer selbst, welche die Wahrheit davon noch leichter, als jede andere Nation erfahren können, seit dem sie sich in der Insel la Providence niedergelassen, haben nur eine unbestimmte Erzehlung davon gemacht, und sagen, ihre Anzahl könnte sich wohl auf vier bis fünf hundert erstrecken. Sie setzen hinzu, die meisten davon wären nur

kleine Felsen, welche sich über das Wasser erhüben, und den Namen Inseln kaum verdienten.

Man versichert, die größten wären sonst von den Indianern bewohnt gewesen, welche die Spanier verheert, oder nach ihren Verlassungen zur Grubenarbeit verführt hätten. Sie blieben lange wüste, und da sie sich nicht auf den gewöhnlichen Schiffahrten befanden, so erregten sie um desto weniger die Neugierde der Reisenden, je weniger man sich ihnen ohne Gefahr nähern konnte. Ein englisches Schiff, welches nach Karolina seegelte, wurde durch den Sturm an eine der vornehmsten Inseln, welche den bahamaschen Kanal umgeben, geworfen. Nach der Erzehlung, welche der Hauptmann des Schiffs davon machte, als er nach England zurückkam, wurden der Kolonie von Karolina alle die Inseln überlassen, welche unter dem Namen der bahamaschen Inseln begriffen sind, vom zwey und zwanzigsten Grad bis sieben und zwanzigsten. Das erste Schiff, welches die Einwohner von Karolina dahin schickten, gieng dahin 1672. ab; aber sie war schon mit Abendtheuern besetzt, welche sich von England und den englischen Kolonien dahin begeben hatten, um daselbst mit mehrerer Freyheit zu leben, als sie unter einer regelmäßigen Regierung

konnten. Der Statthalter, welcher die Compagnie auf diese Insel schickte, wurde von diesen Straßenräubern sehr übel aufgenommen. Sie bemächtigten sich seiner, schiften ihn nach Jamaika ein, und bewohnten die Insel ohne andere Gesetze als des Eigennutzes und Vergnügens fort. In diesem Zustande brachten sie sieben bis acht Jahre zu, nach deren Verlauf ein Officier mit Namen Klarke dahin kam, und sein Ansehn einige Jahre durch behauptete; aber am Ende hatte er noch ein traurigers Schicksal, als seine Vorgänger. Die Spanier, welche ohne Neid die Niederlassungen der Engländer gegen Süden nicht sehen konnten, thaten einen Einfall auf der Insel Providence, verheerten den Vorrath, den sie nicht mit wegbringen konnten, verbrannten die Gebäude, bemächtigten sich des Statthalters, und führten ihn in Ketten weg. Die zerstreuten Einwohner flüchteten in die übrigen englischen Kolonien.

Die Insel blieb bis zur Veränderung wüste, die mit den Engländern sich zutrug, und viele Mißvergnügte sich hieher zu retten nöthigte. Von dieser Anzahl war Thomas Bulkley: aber 1690. schickte die Compagnie einen neuen Statthalter, der die Einwohner sehr mißhandelte. Jones, der nachher hinkam, maaßte sich eine unumschränkte Gewalt an. Er erhub Arme

und Bösewichter zu Würden, die kein anderes Verdienst hatten, als daß sie ihm ergeben wären. Er verband sich sehr genau mit den Seeräubern, welche nach seinen Hafen kamen, theilte allen ihren Gewinnst mit ihnen, ohne zu untersuchen, wem die geraubten Schiffe gehörten, und nahm nicht einmal die aus, welche seiner Nation zukamen. Er bediente sich ihrer Macht, um die, welche sich wider seine Tyranney erhuben, wegzujagen. Er legte den Einwohnern willkührliche Strafen auf, und bey dem geringsten Verdacht ließ er sie ins Gefängniß werfen. Er nannte sich selbst Schatzmeister, Oberrichter und Secretaire der Kolonie. Als man eine allgemeine Versammlung hielt, so ließ er die Seeräuber bis an den Fluß mit allen Kanonen anrücken, die gegen den Ort, wo sie gehalten wurde, gerichtet waren. Er unterbrach die Berathschlagungen, wenn man gegen seine Meynung etwas vorbrachte. Die Unterdrückung, worinn er die Einwohner der Insel hielt, war mit so vieler Ungerechtigkeit und Grausamkeit begleitet, daß man ihn eines Tags aufhub und ihn in genaue Verwahrung brachte: der Rath versammlete sich so gleich, erwählte einen Präsidenten und stellte sein Ansehn in der Insel wieder her. Kein Parthey gänger des Yones unterstund sich Anfangs zu seinem Besten die geringste Bewegung zu machen:

chen: aber als sich das Gerüchte verbreitet hatte, daß man ihm seinen Proceß machen wolle, so kamen die Seeräuber und das andere Gesindel, welches er beschützt hatte, in die Insel mit bewafneter Hand, setzten ihn in Freyheit und in seine alte Macht wieder ein. Die ersten Wirkungen seines Zorns fielen auf den Rath, den er auf das unwürdigste mißhandelte. Bulkley, der alte Sekretair der Kolonie wurde über den bloßen Verdacht, daß er ihn habe anklaen wollen, gefangen gesetzt, und auf tausenderley Art im Gefängnisse beleidigt: und seine Frau so gemißhandelt, daß sie noch denselben Tag starb.

Wenige Zeit hernach kam ein neuer Statthalter von England nach Providence mit hinlänglicher Macht, sein Ansehn zu behaupten. Er hieß Trott: die Reiseerzehlungen rühmen sein Verdienst, und man fand es sonderbar, daß die erste Ausübung seiner Gewalt war, dem Yones Verzeihung zu verwilligen, und ihn ungehindert aus der Insel gehn zu lassen.

Ungeachtet dieser bösen Regierung wurde doch der vornehmste Flecken der Insel größer, und erhielt den Rang einer Stadt mit Namen Nassau. Ihr Hafen wird durch eine Sandbank eingeschlossen, auf welche ein Schiff von fünf hundert Tonnen ohne äußerste Gefahr nicht kommen würde:

de: aber er könnte alle Seemacht von England einnehmen. Trott ließ mitten in der Stadt eine Schanze von acht und zwanzig Kanonen errichten.

Zu Anfange dieses Jahrhunderts plünderte Avery, ein berüchtigter Freybeuter die Insel. Es scheint, als hätten die Einwohner der lucayischen Inseln keinen andern Umgang als mit den Seeräubern, und bereicherten sich nur von den häufigen Schiffbrüchen, die in dem bahamschen Kanale geschehen, und deren Trümmer an ihre Küsten geworfen werden. Die Ueberfahrt nach Karolina ist nur sieben bis acht Tage: aber die Zurückfahrt dauret zehn bis zwölf Tage, weil man dem reissenden Flusse zu widerstehn hat.

Diese Inseln sollen so fruchtbar seyn, daß die Schoten in sechs Wochen reif sind, und das indianische Korn in einem Vierteljahre. Das Zuckerrohr kömmt hier auch sehr gut fort. Man findet auch zuweilen Ambra an den Küsten; und hat daselbst auch Wallfische gefangen. Man glaubt, daß wenn die Einwohner von Providence aufgemuntert würden, man daselbst eine Menge von Seltenheiten finden würde; daß es da verschiedne Arten von Bäumen und Pflanzen gäbe, deren Eigenschaften noch gar nicht bekannt sind. Es finden sich auch hier viele Fische; aber sie sind

fast alle giftig. Wenn man ohne Unterschied davon ißt, so fühlt man bald in den Gelenken Schmerzen, welche zwey bis drey Tage dauern, und mit einem sehr heftigen Zucken aufhören. Bey Fischen von gleichem Geschmack, gleicher Farbe findet sich, daß einige diese gefährliche Eigenschaft haben; andere aber nicht, und die, welche sie nicht haben, machen allen die davon essen, die nemliche Wirkung. Sie sind für die Menschen niemals tödtlich: aber oft für die Hunde und die Katzen. Wer einmal die Wirkung des giftigen Fisches empfunden, kann niemals andere essen, ohne nicht den nemlichen Schmerz zu empfinden: so gar ist der Schmerz lebhafter.

Fünfter Artikel.

Die Antillen.

Die Antillen theilen sich in die großen und kleinen, und die letzten wiederum in die Inseln über den Wind und in die Inseln unter dem Wind. Der Großen sind viere, und man kennt sie unter den Namen Cuba, St. Domingo, Porto-Ricco oder Portorick und Jamaika.

§. 1.

Die Insel Cuba.

Es ist die abendländischste von den großen Antillen. Sie liegt zwischen dem zwan-

zwanzigsten Grad der Breite und dem Sonnenwender des Krebs, und dem sechs und funfzigsten und den sieben und sechszigsten der westlichen Länge. Sie hat ungesehr zwey hundert und funfzig Meilen im Umfange, von Morgen gegen Abend, und vierzig in seiner größten Breite von Mittag gegen Norden. Sie liegt am Eingange des mexikanischen Meerbusens, und wird vom festen Lande durch eine Meerenge von fünf und sechszig Meilen geschieden. Ein anderer Kanal, fast von der nemlichen Größe, scheidet sie von der Halbinsel Florida gegen Norden, und eine andere ungefehr von funfzehn Meilen von Hispaniola oder St. Domingo. Sie hat gegen Süden Jamaika, von der sie auch durch einen Kanal von vierzig Meilen getrennt wird.

Christoph Colombo entdeckte sie den 27 October 1492. auf der ersten Reise, welche er nach Amerika that. Er gab ihr den Namen Juana; hernach erhielt sie den Namen Fernandine, zu Ehren des Königs von Spanien, Ferdinands des fünften: aber beyde Namen haben den alten Namen Cuba nicht verdrengen können, welchen ihre ersten Einwohner ihr gegeben. Colombo fand sie auch sehr bevölkert, und die Einwohner waren von sanften Charakter. Weiber und Männer giengen ganz nackend: sie bauten das Land und nährten

Herrera K. 14.

sich von Maiz. Er kam den 7ten Junius 1494. wieder dahin. Während daß die Spanier den heiligen Sakramenten beywohnten, die man an dem Ufer feyerte, sahen sie einen alten Caziken der Insel ankommen, welcher eine lange Weile die Ceremonie der christlichen Religion mit ansah. Da er den Christoph Colombo an dem Friedensbilde erkannte, welches der Prediger ihn küssen ließ, so trat er zu ihm, überreichte ihm einige Früchte der Insel, setzte sich auf die Erde, mit bis an das Kinn gebognen Knien, und hielt ihm folgende Rede mit einem so gesetzten und zu gleicher Zeit so rechtschafnen Tone, daß Colombo sie sich auf der Stelle durch einige Indianer der andern Inseln auslegen ließ, welche so viel spanisch gelernt hatten, daß sie in dieser Sprache verstanden werden konnten. „Du bist in „dieses Land gekommen, welches du noch „niemals gesehn, mit Waffen, welche Schre„cken unter uns verbreiten. Doch wisse, „wir sind Menschen wie du; wir glauben „ein anderes Leben, und daß es verschiedne „Oerter giebt, wo die Seelen hinkommen; „einem schrecklichen und finstervollen Ort, „wo die Gottlosen erwartet werden, und „einen angenehmen und mit lauter Herr„lichkeit angefüllten Ort, wo die, welche „den Frieden und das Glück der Menschen „lieben, einer ewigen Glückseligkeit genießen „werden. Wenn du glaubst zu sterben,

„wenn

„wenn du auch glaubst, nach deinem Tode „belohnt oder bestraft zu werden, so thue „denen nichts Böses, die dir nichts Böses „thun. Deine Handlungen sind bis jetzt „ohne Tadel: es scheint mir so gar, daß „deine Absichten auf die Dankbarkeit gegen „den Ewigen abzielen.“ Colombo war äußerst erstaunt über eine so vernünftige Rede eines Barbaren, und antwortete: „Ich danke dem Himmel, daß die Unsterb„lichkeit der Seele dir nicht unbekannt ist. „Ich erkläre dir hiermit, daß mich die ka„stilianischen Regenten in dein Land ge„schickt, um zu erfahren, ob es Menschen „giebt, die dem andern übels thun: man „klagt darinn die Caraiben an: allein ich „habe Befehl, sie von ihren unmenschli„chen Gebräuchen zu bessern, und den Frie„den unter allen Einwohnern dieser Inseln „regieren zu lassen.“ Man erklärte dem Caziken diese Antwort, und er vergoß Freudenthränen darüber. Er ließ dem Colombo sagen, daß wenn ihn die Liebe zu seinen Weibern und Kindern nicht abhielte, er mit ihm nach Kastilien gehen und unter Menschen leben würde, die solche große Freunde der Menschlichkeit schienen. Man machte ihm einige Geschenke, welche er mit Verwunderung annahm, und fragte, indem er ein Knie auf die Erde setzte, verschiednemale, ob diese Menschen vom Himmel gekommen wären.

Colombo seegelte alsdann von der Insel Cuba ab.

Die Spanier, welche sich in der Insel St. Domingo niedergelassen, thaten noch viele Reisen nach Cuba, ohne daselbst zu bleiben. Im Jahr 1508. beklagte sich der König von Spanien über die Nachläßigkeit, daß man sich nicht versichert hätte, ob Cuba eine Insel oder ein Theil des festen Lands wäre. Zufolge des Ocampo, hatte einer der ersten Gefährden des Christoph Colombo Befehl, alle Häfen von Cuba zu untersuchen: er hielt sich einige Zeit zu **Puerto de Carenas** auf, welches nachher Havana genennt wurde, kalfaterte daselbst seine Schiffe, setzte seine Reise fort, und kehrte nach Verlauf von acht Monaten nach St. Domingo zurück, wo er die Gewißheit gab, daß Cuba eine Insel sey.

Eroberung der Insel Cuba.

Es vergiengen noch einige Jahre, ehe man daselbst Niederlassungen anzulegen dachte. Don Diego Colombo, ein Bruder des berühmten Christoph, und welcher vom König von Spanien den Titel eines Generalstatthalters von Indien erhalten, befürchtete 1511, daß der Hof diese Insel bevölkern und von seiner Statthalterschaft trennen möchte. Er vertraute es dem Diego Velasquez, der es zu erobern und darinn eine Stadt zu bauen, übernehmen

men mußte. Velasquez war einer der ersten Einwohner von Hispaniola, wo er ein sehr beträchtliches Vermögen besaß: er hatte bald die nöthigen Zubereitungen zur Ausführung seines Auftrags gemacht. Er seegelte mit vier Schiffen fort, und da ohngefehr funfzehn Meilen von Hispaniola nach Cuba sind, so kam er in kurzer Zeit auf der letzten an, und stieg am östlichen Ende gegen die Spitze von Meyci aus.

Dieser Distrikt gehörte einem Caziken mit Namen Hatury, welcher in Hispaniola gebohren war, die er mit einer großen Anzahl seiner Unterthanen verlassen hatte, um der Tyranney der Europäer zu entgehn. Er hatte sich einen Staat in der Insel Cuba angelegt, und regierte da friedlich. Da er stets befürchtete, diese furchtbaren Feinde möchten ihm nachkommen, so hielt er immer Kundschafter, die ihn von allen ihren Bewegungen benachrichtigten. So bald er von ihrem Entwurfe unterrichtet war, so versammlete er alle seine bravsten Unterthanen und Bundesgenossen, sie zur Vertheidigung ihrer Freyheit aufzumuntern, und stellte ihnen zugleich vor, alle ihre Bemühungen würden umsonst seyn, wenn sie nicht die Gnade des Gottes der Europäer erhielten, der sehr mächtig sey, und für welchen diese grausamen Tyrannen alles zu unternehmen fähig wären. Hier

ist

ist er, sagte er, indem er ihnen Gold in einem kleinen Korbe wieß: Das ist der Gott, den sie zu suchen nicht müde werden: sie kommen nur hieher, in der Hofnung, ihn hier zu finden. Ihm zu Ehren feyern wir ein Fest, um seinen Schutz zu erhalten! So gleich fiengen sie alle an zu singen und um den Korb zu tanzen. Dieses Fest dauerte eine ganze Nacht. Nach Endigung desselben versammlete sie Hatury noch einmal, und sagte ihnen, er habe über den Grund ihrer Furcht nachgedacht und sähe für sie keine Sicherheit, so lange der Gott der Spanier in ihrer Insel wäre. Wir würden ihn vergebens verheelen, fuhr er fort, wenn wir ihn verschlängen, sie schnitten uns den Leib auf, und suchten ihn in dem Innersten unsrer Eingeweide. Ich kenne nur einen Ort, wo wir ihn hinbringen können, um uns davon zu befreyen, in die Tiefe des Meers: vielleicht läßt man uns dann ruhig, wenn dieser Gott nicht mehr unter uns ist. Dieser Rath wurde gut befunden, und man warf alles Gold, was auf der Insel war, ins Meer.

Nichts destoweniger befolgten die Spanier ihren Entwurf. Hatury wollte sich ihrer Landung widersetzen: aber bey dem Feuer mit dem kleinen Gewehr nahmen schon alle Indianer die Flucht, und retteten sich in die Wälder. Velasquez ließ

den

den Caziken suchen: man erhaschte ihn, und er begieng die Grausamkeit, und ließ ihn verbrennen, um den übrigen Indianern Furcht einzujagen. Man versichert, daß als er an dem Pfahle angebunden war, ihn ein Franziskaner Mönch bekehren wollte und ihm vieles vom Paradiese und Hölle vorschwatzte. Giebt es in diesen deinen Freudenörtern, antwortete ihm der Cazike, Spanier? Allerdings, sagte der Mißionär, aber nur gute. Der beste taugt nichts, erwiderte Hatury, und ich mag nicht an einen Ort, wo ich nur einen Spanier anzutreffen befürchten kann.

Nach dieser abscheulichen Schandthat kamen alle Caziken nach und nach zum Velasquez, und huldigten ihm; denn der Muth war ihnen allen gefallen. Da alles also ruhig war, so dachte er auf eine Niederlassung daselbst, baute die Stadt San Jago und viele Dörfer. Machte im Kurzen diese Inseln so blühend, daß sich der größte Theil des spanischen Adels von Indien dahin begab: und da er seine Statthalterschaft vergrößern wollte, so sann er auch auf Eroberungen im festen Lande und macht eine Zurüstung, darüber er die Befehlshaberstelle dem Ferdinand Cortez anvertraute, welcher auf folgende Art glücklich war.

Die

Die Spanier theilten die Insel Cuba in sieben Provinzen oder Distrikte. In Ansehung des bürgerlichen Zustands steht sie unter der Audienz St. Domingo. Der Pabst Adrian der sechste errichtete daselbst ein Bischofthum 1522. unter dem Dom von St. Domingo. Havana, die heut zu Tage die Hauptstadt der Insel ist, liegt in dem nördlichen Theile, ein wenig jenseit des Sonnenwenders des Krebses, gegen den vier und sechszigsten Grad der westlichen Länge. Der Hafen ist einer der besten und sichersten, weil ihn Berge umgeben. Seine Einfahrt wird durch zwey Schlösser vertheidigt. Es ist auch da ein Zeughauß zur Erbauung der Schiffe. Die Stadt wird durch ein drittes Schloß vertheidigt. Sie hat eine runde Gestalt, und kann wohl eine Meile im Umfange haben. Man zählt darinn drey hundert spanische Familien, viele Portugiesen, eine große Anzahl Sklaven; im Ganzen mögen es wohl ein vier tausend Seelen seyn. Es sind da drey Kirchspiele, neun Klöster, sechs männliche und drey weibliche. Der Statthalter wohnt hier gewöhniglich.

San Jago war sonst, wie wir gesagt haben, die alte Hauptstadt der Insel Cuba; sie liegt in der Mittagsküste des östlichen Theils im zwanzigsten Grad zwanzig Minuten der nördlichen Breite, und im

sieben

sieben und funfzigsten fünf und dreyßig Minuten der westlichen Länge. Der bischöfliche Sitz, welcher Anfangs hier war, ist nach Havana verlegt worden. Der Hafen der Stadt ist auch sehr gut.

Baracoa ist eine andere Stadt an der mitternächtlichen Küste in dem östlichen Theile gelegen. Man findet viele andere Städte, Dörfer und einige Hafen darinn; allein sie haben nichts merkwürdiges.

Diese Insel ist sehr bergicht, und ihr Boden sehr fruchtbar. Sie ist voller Wälder und kleinen Wildbrets. Das Ebenholz ist daselbst sehr gemein; die Hutungen sehr gut: die Einwohner treiben mit gemästeten Viehe Handel. Man findet auch da einige goldne und kupferne Bergwerke. Es befindet sich hier auch ein Berg, der sehr viel Erdbech hat. Was die Insel berühmt macht, ist der Taback, welchen man in Europa unter dem Namen des havanschen kennt. Um dem Hafen an Prince, welcher für den besten der Insel gehalten wird, findet man auch Erdbechquellen.

§. 2.

Die spanische Insel Hispaniola, oder St. Domingo.

Diese Insel wird für die reichste und wichtigste von den Antillen gehalten. Ob man

man sie gleich schon beynahe seit zwey hundert und funfzig Jahren besucht, so ist man doch wegen ihrer wahren Lage noch nicht einig. Sie mag wohl zwischen den siebzehnten Grad, vierzig Minuten, und den zwanzigsten nördlicher Breite, und zwischen den dreyhundert und dritten, zwanzig Minuten, und dem dreyhundert und zehnten der Länge liegen. Sie hat beynahe hundert und sechszig Meilen in der Länge, von Morgen gegen Abend, und dreyßig in der Breite von Norden gegen Süden. Ihr Umfang beträgt ohngefehr drey hundert und funfzig Meilen. Ihre Lage ist sehr vortheilhaft, mitten unter einer Menge andederer Insel, die einen Archipelagus machen, und sie scheint gleichsam dazuseyn, um den übrigen Gesetze zu geben. Sie hat drey Spitzen, welche sehr weit nach den drey größten dieser Inseln vorgehn. Das Cap Tiburon, welches sie gegen Südwest endiget, ist nur dreyßig Meilen von Jamaika. Zwischen dem Cap de Espade, welches ihre östliche Spitze ist, und Portorick zählt man nur achtzehn, und zwölfe vom Cap St. Nikolas, welches nach Nordwest gegen die Insel Cuba zugeht.

St. Domingo ist mit vielen Inseln umgeben, welche gleichsam Anhengsel sind, und daraus sie sehr große Vortheile ziehen kann. Die beträchtlichsten sind Saona,

Beata, St. Catharina, Altavela, Avache, Gonova und Tortue. Eine Menge Felsen, die sie umgeben, machen die Zufahrt sehr gefährlich. Die Nordseite ist mit Klippen und kleinen sehr niedrigen Inseln umgeben.

Christoph Colombo entdeckte sie den sechsten December 1491. Die Einwohner nannten sie Guisgurja und Hayti. Der erste Name bedeutet in ihrer Sprache ein großes Land, und der zweyte ein bergiges. Er gab ihr den Namen, wie wir schon gesagt haben, Hispaniola, oder die spanische Insel. Sie wird in fünf von einander unabhängige Königreiche, und in einige andere wenige mächtige Herrschaften getheilt, deren Herren den Namen Caziken führen. Das erste dieser fünf Königreiche heißt Magua, welches Reich der Ebar bedeutet. Es begreift dasjenige in sich, was man seit dem Vega = Real genannt hat. Es ist eine Ebne von achtzig Meilen in der Länge, und hat in seiner größten Breite zehn Meilen. Es sollen eine außerordentliche Menge Flüsse darinn seyn, unter welchen sich zwölfe so breite Ströme befinden, als die Iber und Guadalquivir: die übrigen sind nur Flüsse und Bäche, welche von einer Kette Berge kommen, die sie gegen Abend beschränken. Die meisten führen Goldsand bey sich. Dieser Canton gren-

Eintheilung der Insel St. Domingo.

zet an die berühmten Bergwerke von dem erwehnten Cibao. Der König von Magua nennt sich **Guarmoex**, und hat seine Hauptstadt an einem Orte, wo die Spanier die Stadt **Conception de la Vega** gebaut haben.

Das zweyte Königreich heißt **Marien.** Die Reisenden geben vor, es sey so groß und fruchtbar als Portugall. Es begriff diesen ganzen Theil der Nordküste, welcher sich von dem westlichen Theile der Insel, wo das Cap St. Nikolas ist, bis an den Fluß **Ragud** oder **Ragui**, welchen Christoph Colombo **Monte Christo** nannte, erstreckte, und enthielt den ganzen nördlichen Theil von Vega Real, welchen man heut zu Tage die Ebene des Cap Francois nennt. Auf diesem Cap selbst wohnte Guacanagari, König von Marien, und von seinem Namen hat dieser Hafen den Namen **Guarick** bekommen.

Das dritte Reich mit Namen **Maguana** enthielt die Provinz Cibao und fast den ganzen Fluß **Hattibonito** oder **Artibonit**, welcher der größte auf der Insel ist. Der König hieß **Kaonabo**: er war ein Caraibe, und kam nach der Insel als ein Abendtheuerer. Sein Muth und sein Geist machte ihn den Insulanern furchtbar, und er hatte gar nicht viel Mühe, sich einen beträchtlichen Staat unter ihnen zu machen.

machen. Seine gewöhnliche Wohnung war der Flecken Maguana, woher auch das Königreich seinen Namen hatte. Er that den Spaniern viel Leid, die ihn endlich umbrachten, wie wir schon gesagt haben. Sie bauten in der Folge die Stadt St. Juan de la Maguana an dem Orte, wo er seine Residenz hatte; aber sie ist nicht mehr. Die Gegend, wo sie sonst gestanden, nennen jetzt die Franzosen die Heide von San-Ovan.

Das Königreich Xaragua war das vierte. Es hatte seinen Namen von einem sehr großen See, dessen Beschreibung man geben wird. Es war das bevölkerteste und größte der ganzen Insel. Es begreift die ganze westliche Küste und einen guten Theil der mittäglichen. Seine Hauptstadt, welche auch Xaragua hieß, war an dem Orte, wo jetzt der Flecken vom Cal de Zac liegt. Die Einwohner dieses Königreichs übertrafen die andern alle an Leibesgröße, Gestalt, Sanftmuth und Zierlichkeit der Sprache. Man fand daselbst mehrern Adel. Der König nannte sich Borohio, und war ein Bruder der Anacoana, einer Prinzeßinn von verschiedenem Verdienste, und deren schimpfliches Ende die Spanier verunehrt. Wir werden in der Folge davon reden.

Das fünfte Königreich war Higury: es enthielt den ganzen östlichen Theil der Insel mit dem Flusse Yagui, der ihm zur Grenze gegen Norden diente, und den Fluß Ozamo, der ihm gegen Süden dazu diente. Seine Einwohner waren kriegerischer, als die übrigen Völker der Insel, weil sie sich oft gegen die Caraiben vertheidigen mußten, welche beständig Einfälle in ihre Küsten thaten. Ihr Oberherr nannte sich Cayacoa. Er starb kurze Zeit nach der Ankunft der Spanier: seine Wittwe nahm die christliche Religion an, und erhielt den Namen Agnese Cayacoa. Sie überlebte ihren Gemahl nicht lange, und ihre Staaten kamen an den mächtigen Caziken Cotubamama, welcher bis zu seinem Untergange seinen gewöhnlichen Aufenthalt um die Halbinsel Samana hatte.

Gestalt, Sitten, Gebräuche der alten Einwohner der Insel St. Domingo.

Die Einwohner dieser und der übrigen Inseln, waren vom festen Lande gekommen. Sie war sehr bevölkert, als die Spanier hier ankamen. Die Insulaner überhaupt waren von mittler aber sehr verhältnißmäßiger Leibesgestalt. Sie hatten eine braune Gesichtsfarbe, eine röthliche Haut, häßliche Gesichtszüge, sehr ofne Nasenlöcher, lange Haare, und keine Art von Haar auf dem ganzen übrigen Leib, fast keine Stirne, schmutzige Zähne, und etwas Wildes in den Augen. Man er-

kannte

kannte nachher, daß ihnen diese Gestalt nicht natürlich war. Die Farbe dieser Haut kam von dem Roucou, womit sie sich oft rieben, und von den Sonnenstralen denen sie ihre Naktheit aussetzte. Durch Hülfe der Kunst bekam ihr Kopf eine verschiedne Gestalt von andern Menschenköpfen. Kaum waren die Kinder gebohren, so drückten die Mütter das Oberste des Kopfs mit den Händen oder mit zwey kleinen Bretchen zusammen, um ihn nach und nach platt und die Stirne sehr klein zu machen, welches man in diesem Lande für eine Schönheit hielt. Diese Mode fallte die Hirnschale übereinder, und machte sie so hart, daß die Spanier manchmal ihre Degen zerbrachen, wenn sie diese Unglücklichen auf den Kopf schlugen. Man kann leicht begreifen, daß dieses Verfahren ihre Figur veränderte, und ihnen dieses wilde Ansehn gab, welches den Europäern so anstößig war. Die Männer giengen ganz nackend, und trugen nicht einmal Sorge dasjenige zu bedecken, welches die Scham sehn zu lassen gar nicht erlaubet. Die Weiber trugen eine Art Unterrock, welcher nicht unter die Knie gieng. Die Mädchen hatten den ganzen Leib blos. Alle Insulaner waren überhaupt von schwacher Leibesbeschaffenheit, von flegmatischen Temperamente und zur Melancholie geneigt. Sie aßen sehr wenig: ihre Nahrung war Mu-

scheln und Wurzeln. Sie waren von Natur faul, arbeiteten fast niemals, und beunruhigten sich um nichts. Wenn sie einen Theil des Tags mit Tanzen zugebracht hatten, so legten sie sich schlafen. Sonst waren sie einfältig, sanft, menschlich, ohne Anschein von Witz und Gedächtniß und ohne Leidenschaften. Sie wußten nichts, und hatten auch keine Lust, etwas zu lernen. Einige Lieder enthielten ihre ganzen historischen Kenntnisse: aber sie veränderten sich bey dem Tode jedes Fürsten, und niemals war der Inhalt alte Ueberlieferungen.

Ihre Meynung über die Schöpfung der Menschen.

Sie ließen die ersten Menschen aus zwey Höhlen ihrer Insel entspringen: die Sonne, sagten sie, welche zürnte, daß sie zum Vorschein gekommen, hätte die Wächter dieser Höhlen in Steine verwandelt, und die Flüchlinge in Bäume, Frösche und andere Dinge dieser Art, welches jedoch die Bevölkerung der Welt nicht gehindert hätte. Nach einer andern Ueberlieferung soll die Sonne und der Mond auch aus einer Höhle ihrer Insel gekommen seyn, um die Welt zu erleuchten. Man wallfahrte zu dieser Grotte, welche mit Gemälden ausgeziert, und deren Eingang von zwey Dämonen bewacht wurde, welchen man Anfangs eine Art Verehrung bezeugte. Hieraus sieht man, daß sie sich einbildeten, von ihrer Insel habe die Bevölkerung den Anfang

fang genommen. Es war die einzige Nation, welche dieses Vorurtheil für ihr Land hatte.

Die Volkslieder, welche zu ihren Jahrbüchern dienten, wurden beständig mit dem Tanze begleitet. Einer der Spieler ordnete den Gesang und die Schritte: er fieng erst allein an, und die andern alle wiederhohlten es nach ihm, und beobachteten Maaß und Takt. Bald tanzten die Mannspersonen von einer Seite, und die Frauenspersonen von der andern; bald vermischten sich beyde Geschlechter. An öffentlichen Festtagen geschahen diese Lustübungen nach der Trommel, welche aus einem Baumstamme gemacht war. Einer der Vornehmsten der Dorfschaft, oder der Cazike selbst, schlug sie. Der Titel Cazike, welcher im Gebrauche war, als die Spanier in diese Insel kamen, bedeutete Herr oder Fürst. Die Europäer haben ihn in dem nemlichen Sinn für alle Fürsten und Herren ihrer Eroberungen fortgebraucht, ausgenommen bey den Regenten von Mexiko und Peru nicht.

Ihre Vergnügungen.

Die Insulaner hatten eine andere Art von Vergnügungen, welche Batos hieß. Es war eine Art Ballon, der aus gekochten Wurzeln und Kräutern bestand, woraus sie eine Art Pech machten, das gar nicht an den Händen klebte. Es war fe-

ste, aber löcherig, und so leicht, daß man ihn nur fallen lassen durfte, damit er höher spränge, als er gefallen war. Jedes Dorf hatte einen bestimmten Platz zu dieser Uebung. Oft forderten sie sich von einem Dorfe zum andern auf, und der Sieg ward durch einen allgemeinen Tanz gefeyert, nach welchem man nie unterließ, sich in Tabaksrauche zu besaufen; man zog nemlich den Rauch die Nase mit einer Röhre in Gestalt eines Y, deren beyde Aeste man sich in die Nasenlöcher steckte. Damit der Tabak mehr Rauch machte, so feuchtete man ihn sorgfältig an, und breitete ihn über halb angezündene Kohlen. Die Trunkenheit erfolgte bald, jeder blieb auf dem Orte, wo er hingefallen war, ausgenommen der Cazike, den seine Weiber auf sein Bette trugen. Die in diesem Zustande gehabten Träume wurden für eben so viel Warnungen des Himmels angesehn.

Ursprung des Worts Tabak.

Da der Tabak in der Insel St. Domingo von Natur wächst, und die Spanier das Instrument, dessen sich die Indianer dieser Insel zum Rauchen bedienten, Tabaço nennen hörten, so gaben sie der Pflanze selbst den Namen, brachten sie nach Europa, und bezeichneten sie unter dem Namen Tabak, welchen sie nachher stets behalten.

Oviedo

Oviedo versichert, diese Insulaner wären vielen abscheulichen Lastern ergeben gewesen: sie kannten gar keine Grenzen in der Sinnlichkeit. Die Masse ihres Bluts war dermaßen bey ihnen verdorben, daß sie fast alle von der schrecklichen Krankheit angegriffen waren, deren Mittheilung den Bewohnern der alten Welt ein Unrecht zugefügt, welches alle Reichthümern der neuen nicht ersetzen können. Kaum erschienen die Spanier an den Küsten der Insel St. Domingo, so wurden sie davon angesteckt. Die, welche sie nach Europa gebracht, haben das Geheimniß gefunden, ihren Namen der Nachkommenschaft zu entreissen.

Laster, die man den ersten Einwohnern zu St. Domingo vorwirft.

Viele Spanier, welche zu St. Domingo gewesen, giengen bey ihrer Zurückkunft in den Neapolitanischen Krieg, theilten ihre Krankheit den Neapolitanerinnen mit, die sie in das französische Lager brachten, wo sie viel Verwüstung anrichtete. Die Italiener sahen es mit Erstaunen unter sich, und schrieben die Ursache davon den Franzosen zu, weil sie sahen, daß sie ihre Frauen mit mehrer Hitze suchten, oder weil sie sie am meisten haßten, und gaben der Krankheit den Namen Franzosen. Die Franzosen, welche sie von den Neapolitanerinnen bekommen, nennten sie das Neapolitanische Uebel. Die Spanier beobachteten in diesem Streite das Still-

Geschichte von St. Domingo B. I.

schweigen; aber endlich wußte man, wo das Uebel hergekommen war. Doch man hat sie lange in Italien die Franzosen und in Frankreich das Neapolitanische Uebel genannt.

Ehe.

Aber wieder zur Sache! Es war unter den ersten Einwohnern von Domingo gar kein Gesetz, welches ihre Unmäßigkeit im Zaume hielt. Jeder Privatmann konnte so viel Frauen nehmen, als ihm seine Umstände erlaubten: den ersten Grad der Blutsverwandtschaft ehrten sie allein. Unter den Frauen eines Manns genoß nur eine einzige einiger Vorzüge: aber sie hatte keine Macht über ihre Mitfrauen. Einige trieben ihre Liebe zu ihren Männern so weit, daß sie sich lebendig mit ihnen begraben ließen, wenn sie starben. Aber dieses Beyspiel der ehelichen Zärtlichkeit war selten, weil es freywillig war.

Leichenbegängniß.

Die Weiber hatten stets das Leichenbegängniß ihrer Männer zu besorgen: sie wickelten den Leichnam in baumwollne breite Binden, und legten ihn in ein breites Grab mit allem, was der Verstorbne Kostbares gehabt hatte. Man legte darinn den Körper auf eine Art von Bank, und umgab ihn inwendig in der Grube mit Holz, damit die Erde nicht über ihn zusammen fiel. Diese Leichenbegängnisse wurden mit vielem Gesang und andern Ceremonien begleitet,

gleitet, deren genaue Beschreibung man nicht weiß. Ehe man den Körper der Caziken begrub, so nahm man ihn vorher sorgfältig aus, und trocknete ihn am Feuer. Man verfertigte alsdann zu seine Ehre Lieder, und erwehnte darinn alles, was unter seiner Regierung vorgefallen war. Man unterließ niemals, sie an allen öffentlichen Festen während der Regierung seines Nachfolgers zu singen. Das Begräbniß eines Caziken dauerte funfzehn bis zwanzig Tage, und alles was von seinen Möbeln übrig blieb, wurde unter die Anwesenden vertheilt.

Diese Wilden beschäftigten sich dann und wann mit Jagen und Fischen. Zu der ersten dieser Uebungen gebrauchten sie eine Art kleine stumme Hunde. Aber sie begnügten sich oft, daß sie eine ganze Savanne an allen ihren vier Ecken anzündeten, und hatten sie in einem Augenblicke voll von halb gebratnem kleinen Wildbrete. Sie verstanden sich auf Bogen und Pfeile so schlecht, daß sie nach Vögeln gar nicht schießen konnten. Doch sie nahmen ihre Zuflucht zum Fleiße, und dadurch bekamen sie sehr oft eine wunderbare Menge.

Ob sie gleich dem Golde nicht so vielen Werth beylegten als die Europäer, so suchten sie es doch mit großer Sorgfalt auf: aber sie sammleten blos die Körner, glätteten

ten sie und machten Ohrgehenke daraus. Es scheint so gar, sie haben diese Körner für heilig gehalten: sie giengen darnach nicht eher, als wenn sie sich vorher mit Fasten viele Tage lang zubereitet hatten.

Ackerbau. Diese Insulaner kannten so wenig den Ackerbau, daß sie gar kein nützliches Werkzeug dazu hatten. Sie verbrannten das Gras der Savannen, wenn es trocken war, lockerten mit einem Stabe ein wenig die Erde auf, und säeten Maiz darein. Wollten sie Feuer machen, so nahmen sie zwey Stücken Holz, ein löcheriges und leichtes, und ein viel festeres und härterers, stachen das letztere in das erstere, und rieben es mit so vieler Geschwindigkeit, daß das löcherige Holz bald Feuer fieng. Mit dem Feuer machten sie auch ihre Nachen und Ziegel. Sie legten es um einen Baum, wodurch er starb, hieben ihn ab, und trockneten ihn auf der Stelle. Sie höhlten ihn mit Feuer aus, und hieben das Ausgebrannte mit einem Beile aus, das aus einem grünen sehr harten Steine verfertigt war.

Regierung. Diese Insulaner hatten sehr wenige Gesetze: das schärfste war wider den Diebstahl: der Straffällige wurde gespießt, ohne daß jemand für ihn sprechen durfte. Diese Strenge hatte unter sie ein großes Vertrauen in dem gemeinen Leben hervorgebracht.

bracht. Das Recht der Gastfreyheit beobachtete man bey ihnen mit solcher Genauigkeit, daß man in allen Häußern ohne Ausnahme den Beystand der Freundschaft fand. Das Zanken war unter ihnen etwas sehr seltnes. Ereignete sich einige Uneinigkeit unter ihren Caziken, in Ansehung ihrer Rechtsamen, so ward sie allezeit ohne Blutvergießen geschlichtet. Die Regierungsform war despotisch, aber die Oberherren mißbrauchten nicht ihre Gewalt.

In den östlichen Provinzen brauchte man Bogen und Pfeile; aber an andern Orten kannte man nur den Wurfspieß, welcher von sehr harten Holz war, und die Keulen, welche man Makanas nannte. Die Erbfolge in den Fürstenthümern erregte niemals Krieg: die Kinder folgten ihren Vätern, und wenn die Ordnung des Bluts durch die Frauen gewiß war, so kam der Staat eines kinderlosen Caziken auf die Kinder seiner Schwestern. Krieg.

Wollten die Armen ein Hauß bauen, so pflanzten sie Pfähle in der Runde vier bis fünf Fuß von einander, breiteten darüber platte, aber sehr dicke Holzstücken, und legten darauf lange Stangen, welche sich alle an einer Spitze zusammen vereinigten und ein kegelförmiges Dach machten. An diese Stangen banden sie Rohr, welches Ihre Häuser.

ches zu Latten diente, bedeckten alles mit einem sehr lockern Stroh, oder mit Palmenblättern. Um Wände zu machen, füllten sie die Räume zwischen den Pfählen mit in die Erde gesteckten Rohre und mit einer Art von Hanf, der auf den Bäumen wächßt, an den Aesten hängt, und der Verfaulung nicht unterworfen ist. Dadurch wurde das Rohr so fest, daß es dem ungestümsten Winde widerstehen konnte, und so dichte, daß der geringste Wind nicht durchstreichen konnte. Um dem Gebäude noch mehr Festigkeit zu geben, setzte man einen Pfahl in der Mitte, und alle Enden der Stangen wurden darauf angemacht. Die Häuser der Reichen waren aus eben den Materialien zusammengesetzt; aber die Gestalt war verschieden: sie glichen mehr unsern Scheunen. Das Dach wurde von einem langen Querbalken unterstützt, den selbst in der Mitte des Platzes gesetzte Gabeln trugen, wodurch das Hauß in zwey Theile getheilt ward. Diese Art Gebäude waren größer und ausmöblirter, als die andern. Viele hatten Vorhöfe in einer Art von bedeckten Gängen, wo die Besuche angenommen wurden.

Religion der Insulaner.

Die Religion auf der Insel St. Domingo war nur ein Wirwarr von dummen Aberglauben. Sie gaben ihren Gottheiten sehr häßliche Gestalten: die erträglichste

sie war die, welche Thiere vorstellte, als Kröten, Schildkröten, Schlangen. Am öftersten waren es menschliche, schreckliche und ungeheure Gestalten, welche zugleich etwas närrisches und abscheuliches hatten. Sie nennten sie Chemis oder Zemey, machten sie von Kreide, Stein oder gebrannter Erde. Da sie keine Tempel hatten, so pflegten sie sie in allen Ecken ihrer Häußer zu setzen, ihre Möbeln damit zu zieren, und allen Theilen ihres Körpers deren Bild einzudrücken. Es ist gar nicht erstaunend, daß da sie diese häßlichen Figuren stets vor Augen hatten, sie sie nicht oft in ihren Träumen sehen mußten. Daher haben die ersten Geschichtschreiber der neuen Welt versichert, daß der böse Geist sich diesen Insulanern oft zeige und Orakelsprüche gäbe, für welche sie einen blinden Gehorsam zeigten.

Sie eigneten ihren Götzen nicht gleiche Gewalt zu: einige stunden den Jahrszeiten vor, andere der Gesundheit, der Jagd, der Fischerey. Gewisse Schriftsteller versichern, daß die Zemez nur für Untergottheiten und für Diener eines obersten, einzigen unsichtbaren, allmächtigen Wesens gehalten wurden. Diese Barbaren gaben ihm eine Mutter, welche fünf verschiedne Namen hatte: aber man leistete weder diesem Gotte noch seiner Mutter einigen Gottesdienst.

tesdienst. Der Geschichtschreiber von Christoph Colombo versichert, die Zemez würden für Schutzgeister der Menschen angesehn; jeder Insulaner eignete sich einen zu, welchen er über alle andere erhübe; man stelle sie an geheime Orte, wo die Christen nicht hinkommen dürften. Einstmals als sich Europäer in das Hauß eines Caziken geschlichen, wurden sie einen Zemez gewahr, welcher viel Lermen machte, und viele Dinge, die sie nicht verstanden, zu sagen schien. In der Vermuthung, daß es Betrug sey, zerschlugen sie die Statue mit Füssen, und fanden eine lange Röhre, deren eines Ende nach dem Haupte, das andere in einen kleinen mit Blätter bedeckten Winkel gieng, unter welchen sie einen Menschen entdeckten, welcher diesen Gott alles sagen ließ, was er den leichtgläubigen Anbetern hören zu lassen Lust hatte. Der Cazike bat sie, nicht zu offenbaren was sie gesehn hätten, und gestand ihnen, er gebrauche diese List, um seine Unterthanen in Gehorsam zu erhalten. Er fügte hinzu, daß die Caziken drey Steine hätten, die sie sorgfältig bewahrten, weil jeder eine besondere Eigenschaft hätte; einen das Getreide wachsen zu lassen, einen andern, den Frauen eine glückliche Entbindung zu geben, und den dritten, schönes Wetter und Regen zu verschaffen.

Geschichte von St. Domingo B. 1. 6. 72.

Wir

Wir haben nur die Beschreibung von einem einzigen Feste der Insulaner; aber man kann von diesem auf die andern schliessen: der Cazike bestimmte den Tag, an welchem man es feyern sollte, und ließ es durch einen öffentlichen Ausrufer ankündigen. Es fieng mit einer öffentlichen Proceßion an, wo verheyrathete Männer und Frauen, alles was sie kostbares hatten, trugen. Die Mädchen erschienen dabey in ihrer gewöhnlichen Naktheit. Der Cazike, oder einer der vornehmsten Einwohner, gieng mit einem Trommelschläger, der unaufhörlich trommelte, voraus; und die Versammlung verfügte sich nach einen mit Götzen angefüllten Ort. Die Priester waren daselbst mit deren Gottesdienste beschäftigt, und nahmen die Opfer an, welche nur in Kuchen bestunden, die die Weiber ihnen in Körbchen reichten, die mit Blumen geschmückt waren. Nach dieser Ceremonie erwarteten die nemlichen Weiber das Zeichen zum Tanzen und Singen, alles zum Lobe der Zemez: sie fügten noch die Lobeserhebungen der alten Caziken bey, welche sie mit Gebetern für das Heil der Nation beschlossen. Die Priester brachen alsdann die geheiligten Kuchen, und theilten die Stücken unter die Häupter der Familien. Diese Bissen, welche für Verwahrungsmittel wider alle Arten von Zufälle angesehn wurden, erhielten sich das

Festtage.

ganze Jahr. Der Cazike gieng gar nicht an den Ort, wo die Priester waren, er blieb in einiger Entfernung, wo unter beständigen Trommelrühren die ganze Proceßion vor ihm vorbeygieng. Ein jeder lief singend dazu, um sich dem vornehmsten Götzen darzustellen. Er hörte vor ihm auf zu singen, und steckte sich ein Stück Holz in die Kehle, um sich übergeben zu können. Der Geist dieser Ceremonie sollte zu erkennen geben, daß man ein reines und gleichsam auf den Lippen liegendes Herz haben müsse, wenn man sich den Göttern darstellen wolle.

Medicinische Priester.

Die Zemez theilten sich vornehmlich den Priestern mit, welche man Butios nannte, die zu gleicher Zeit das Amt der Aerzte, Wundärzte und Apotheker verwalteten. Es war dabey, wie man sich leicht vorstellen kann, viel Betriegerey. Wenn diese Betrieger öffentlich die Zemez um Rath fragten, so hörte man niemals die Antwort des Gottes, und man urtheilte dann nur nach dem Betragen des Priesters.

Die Butios legten sich sehr auf die Kenntniß der Kräuter: aber ihre Art die Kranken zu behandeln, war sehr sonderbar: nach vielen Ceremonien saugten sie an dem kranken Theile, und indem sie sich stellten, einen Dorn oder dergleichen herauszuziehen, welches sie vorher sorgfältig in

ihren

ihren Mund genommen, erklärten sie, daß dieses der Grund ihrer Krankheit sey, begiengen dabey die Bosheit, und schoben es auf einen, den sie durch diese Verleumdung in die Nothwendigkeit setzten, Zuflucht zu ihrem Schutze zu nehmen.

Seit mehr als zwey hundert Jahren findet man stets auf der Insel Zemezbilder die die Oerter bezeichnen, wo die alten Dörfer gestanden. Eben dieses Urtheil fällt man von den verschiednen Haufen Muscheln, welche sich unter der Erde befinden, weil diese Insulaner viel dieser Fische aßen. Selten gräbt man in die Erde, daß man nicht dabey sonderbare Entdeckungen machte. Man findet irrdene Töpfe, Becken, in welchen sie die Cassave kochen ließen, Beile, kleine Goldblatten, welche sie an ihre Nasen und Ohren hiengen, und alles was sie brauchten. Ihre Meynung über die Unsterblichkeit der Seele weiß man nicht. Die Geschichtschreiber sagen blos, sie statuirten einen Ort, wo die tugendhaften Seelen belohnt würden; aber sie hatten keinen Begriff von der Dauer dieses Zustands, und redeten von keiner Strafe für die Gottlosen. Jeder setzte diese Art des Paradieses an einen unsichtbaren Ort seiner Provinz. Einige setzten es doch nach dem See Biburoa, wo viele der Früchte sind, die wir Domingosche Abricosen

nennen, und überredeten sich, daß dieß die Nahrung der Seelen wäre, daß sie des Nachts sie einsammleten, und sich am Tage an unzugangbare Oerter retteten. Nach dieser Meynung hatten diese Insulaner eine Art Ehrfurcht für diese Frucht, und enthielten sich derselben, damit die Todten nicht daran Mangel litten.

Man glaubt, daß die Höhle, aus welcher sie die ersten Menschen entstehn lassen, noch in dem Distrikte von **Dondon**, sechs bis sieben Meilen von Cap=Francois sey. Sie ist hundert und funfzig Fuß tief, und fast eben so hoch; aber sehr enge: ihr Eingang höher und breiter, als unsere größten Thorwege. Das Tageslicht kömmt nur durch diese Oefnung und durch eine Art eines Glockenthurms, der in dem Gewölbe angebracht ist, hinein. Nach der Meynung der Insulaner soll der Mond und die Sonne sich einen Weg dadurch gemacht und gen Himmel sich erhoben haben. Das Gewölbe ist sehr schön und regelmäßig, daß man es schwerlich für ein bloßes Werk der Natur nehmen kann. Man sieht hier kein Ueberbleibsel einer Statue; aber eine Menge in Felsen gehauener Zemez, und die ganze Höhle ist in unzählige sehr tiefe Blenden eingetheilt. Die ersten Geschichtschreiber erzehlen alle, daß kurz vor der Ankunft des Christoph Colombo den Insulanern eine

Bege=

Begebenheit prophezeihet wurde, welche das Ende ihrer Ruhe und ihrer Freyheit nach sich ziehen würde. Folgendergestalt erzehlte man dem Colombo diese Vorherverkündigung. Als eines Tages der Vater des Caziken Guarinoer, aus Neugierde, die Zemez befragte, was nach seinem Tode auf der Insel vorgehen werde, so war ihre Antwort, es würden bald Menschen ankommen, die am Kinne Haare hätten, und vom Kopf bis auf den Fuß bekleidet wären; diese Fremden würden die Gottheiten der Insel in Stücken hauen und den Gottesdienst aufheben, würden an ihren Lenden lange eiserne Instrumente tragen, mit welchen sie einen Menschen entzwey spalten könnten; kurz, sie würden entvölkert werden. Diese schreckliche Prophezeihung hatte sich ausgebreitet, und in allen Gemüthern die Bestürzung zurückgelassen. Zu dem Ende hatte man einen Trauergesang verfertigt, welcher an gewissen Tagen gesungen wurde. Der Leser kann diese Prophezeihung nehmen, wie ihm gut dünkt.

Unter den Thieren, welche man auf der Insel fand, waren die merkwürdigsten die Utias, die Chemis, die Mohuis, die Coris und die Goschis: Es scheint, daß die größten nicht größer waren, als unsere gewöhnlichen Kaninchen, denen die drey ersten Arten sehr glichen: alle hatten

Thiere auf der Insel St. Domingo.

ein gutes Fleisch; der Utias war nicht dicker als eine Maus, und der Coris wie ein kleines Kaninchen. Es gab ganz weisse Utias; aber bey den meisten waren die Farben vermischt. Der Coris war weiß und schwarz; hatte keinen Schwanz und sein Mund glich einer Maulwurfschnauze: die Goschis waren kleine stumme Hunde, welche den Frauen zum Zeitvertreib dienten, und von ihnen in ihren Armen getragen wurden. Man brauchte sie auch zur Jagd, um die andern Thiere aufzuspüren. Da sie gut zu essen sind, so waren sie für die Spanier eine große Hülfe in ihrer ersten Hungersnoth, die sie ausstehen mußten. Man hatte verschiedene Arten, einige mit einem ganz glatten Felle; andere mit ganz feiner Wolle, und die meisten nur mit einer Art sehr zarten und dünnen wolligten Wesen: ihre Farbe war auch so verschieden, wie bey unsern Hunden, und viel lebhafter. Da alle diese Thiere sich nicht vertheidigen konnten, so verheerten sie die spanischen Hunde und Katzen.

Federvieh und andere Vögel.

Die alten Einwohner von St. Domingo hatten keine Art von Haußfedervieh, und die Vögel sind viel seltner, als in Europa; aber es finden sich hier doch solche schöne, denen die unsrigen gar nicht gleich kommen. Die Schwalben, Krähen, Turteltauben, Holztauben, die Gänse und

wilden

wilden Enten sind hier beynahe die nemlichen. Man sieht hier Enten, deren Gefieder ganz weiß ist, ausgenommen der Kropf, welcher von einer sehr schönen Röthe ist. Die Spanier haben muskirte Enten hervorgebracht, und das ist die einzige Art, welche man hier so wohl wegen ihrer Dicke, als ihrer schönen Federn willen zieht. Sie legen zu verschiednen Zeiten im Jahr, und man bemerkt, daß die jungen Enten, welche von dem Treten der fremden Enten auf die Einheimischen der Inseln kommen, keine Eyer legen. Die Gänse brüten nur einmal im Jahre; aber die übrigen andern Arten von Vögel, welche man in den Wäldern der Insel gefunden oder dahin gebracht, zu allen Zeiten. Man hat viele Mühe, sie aufzuziehn, weil sie einer Krankheit unterworfen sind, welche man **Pians** heißt, und woran viele sterben. Die man auf den Höfen am meisten sieht, sind Pintaden, welche man aus Guinea in diese Insel gebracht; Pfaue, die man am Flusse Neyra gefunden, und Fasanen, welche auch von der Insel ursprünglich sind. Es giebt auch viele einheimische Pintaden; aber man hat sie nie zahm machen können. Die Turteltauben sind zu St. Domingo sehr gemein, außer denen, die man daselbst gefunden, hat man auch eine große Menge derselben dahin gebracht, der Grünspecht hat alle Eigenschaften des Französi-

schen; aber an Schönheit seiner Federn übertrift er ihn, die roth und schwarz auf gelben Grund sind. Die Franzosen haben ihm den Namen Charpentier (Baumhacker) gegeben, weil er viel Geräusch macht, wenn er mit seinem Schnabel in das Holz hackt. Sie sind in solcher großen Menge, daß sie alle Balken aller Gebäude durchlöchern. Man findet auch da eine Art Nachtigallen, welche sehr angenehm singt, aber nicht der unsrigen gleicht. Der Gesang des Hänflings ist sehr angenehm. Doch bemerkt man, daß die Vögel auf der Insel St. Domingo überhaupt nicht dem Ohre so gefallen, als die unserigen, aber ein schönes Gefieder haben.

Die Raubvögel sind hier in großer Menge, und ihre Arten sind sehr verschieden. Es giebt da viele **Vielfraße**, welche viele Schriftsteller sehr unschicklich mit dem Pelikan vermengen. Es ist wahr, er hat etwas von seiner und des Wasserraben Natur. Die Farbe dieses Vogels ist aschgrau. An dem untersten Theil seines Schnabels, welcher sehr lang und breit ist, hängt eine Art Beutel, welcher ihm zum Vorrathsbehältniß dient. Im Französischen hat er davon den Namen Grand gosier, (Großkpf). Er hört nicht auf zu fischen, als bis er ihn angefüllt hat. Er verdaut es alsdann nach seinem Belieben.

Es findet sich auf eben dieser Insel noch ein andrer Raubvogel, welcher **Malfenis** heißt, und dem Falken und Adler gleicht. Es giebt auch noch eine Menge andere, welche man Pecheurs oder Aigrettes nennt: es sind aber wahre Reiger, welche von den unsrigen wenig unterschieden sind.

Diese Insel hat auch viele Papageye; von allen Arten und Farben. Die Flamingos oder Fläminger besuchen die Moräste. Diese Art hat sehr hohe Füsse, und ist so stark, wie ein indianischer Hahn. Das Fleisch ist nicht gut; aber seine Zunge wird für eine Delikatesse gehalten; der Colibry der Insel St. Domingo ist etwas größer, als der Canadasche; seine Federn sind roth, schwarz, grün und weiß, mit goldnen Flecken auf dem Grünen und Rothen. Er hat auf dem Kopfe ein kleines schwarzes Büschel. Seine Kehle ist von einem sehr lebhaften Roth, sein Leib sehr schön weiß, und das Uebrige sehr lebhaft grüne. Er hat einen etwas krummen Schnabel. Das Weiblein hat von allen Farben des Männchen nur die schöne Weisse unter dem Leibe. Das übrige seiner Federn ist hell aschgrau. Der Schnabel und die Pfoten dieses schönen Vogels sind sehr lang. Einige Reisende versichern, daß ihr Gesang sehr harmonisch sey: andere geben vor, daß er kein anderes Getöse ma-

che, als das, welches seine Flügel verursachen, und welches sehr stark ist, weil er einen sehr reißenden Flug hat.

Das Johanniswürmchen, welches die alten Insulaner Lanyo nannten, ist eine Art Käfer, nicht halb so groß, wie ein Sperling. Er hat vier Augen, am Kopfe zwey, und untern Flügeln zwey, woraus ein Feuer kömmt, welches ein großes Licht verbreitet: man kann dabey reisen und wohl gar lesen. Die Insulaner hatten keine andern Fackeln, um sich im Finstern zu leuchten. Sie fiengen diese Thiere in der Nacht mit Brändern, denen sie sich näherten und dann herabfielen; und waren sie einmal auf der Erden, so konnten sie sich nicht wieder erheben. Das, wodurch sie so leuchten, soll eine Feuchtigkeit seyn, welche auf dem Gesichte und den Händen eben die Wirkung hervorbringt, wenn man sich damit reibt. Diese Thiere leuchten nur in der großen Hitze, und man hat viele Mühe, sie über acht Tage zu erhalten. Unsere gewöhnlichen Fliegen, welche auf Europäischen Schiffen dahin gekommen, haben sich so vermehrt, daß man unmöglich einige Tage in dieser Insel das Fleisch bewahren kann.

Die Ratten und Mäuse, welche dieses Land von uns erhalten, richten hier außerordentliche Verwüstung an. Es giebt auch hier

hier viele Scorpione, verschiedne Arten kleiner Eidechsen, Spinnen und Ameisen; Schlangen, davon einige so groß sind, daß sie ganze junge Hühner verschlingen können: aber von allen diesen Thieren sind keine giftig, als gewisse Scorpionen, welche in der Halbinsel Samana entstehn, und eine Spinne mit rothem Hintertheile, die größte und ungeheuerste, die man auf der Welt kennt.

Der Rinoceros Käfer ist ein sehr sonderbares Thier. Er erzeugt eine große Menge gehörnter Würmer in dem Stamme eines neu gehauenen Palmbaums. Die Einwohner suchen sie sorgfältig und halten sie für eine Delicatesse. Es ist nur ein angenehmes und süßes Fett, das in ein wöllenförmiges Häutchen gewickelt ist. Seine Gestalt ist häßlich und verursacht eine Art Abscheu, welchen man kaum besiegen kann: aber wenn man dazu gewöhnt ist, so sucht man sie, und ißt sie mit Begierde. Der Käfer, welcher sie hervorbringt, ist eine Art Fliege, die eine sehr lange Nase hat, in Gestalt eines etwas gewölbten Horns, woher er auch den Namen Rinoceros erhalten. Dieses Horn hat ein doppeltes Bürstchen, eines oben, das andere unten. Aus den Nasenlöchern gehn zwey bewegliche Gewächse, die verschiedne Glieder haben, welche sich mit zaserigen Umbellen endigen.

Den Kopf deckt ein Helm, ganz aus einem Stücke, ein wenig höckerigt, von sehr glänzenden Schwanz, sehr glatt, und von dichter und spröder Beschaffenheit. In seinem Rachen, der senkrecht gespalten, sind zwey mit guten Zähnen bewafnete Kiefer. Sein Oberleib ist knochigt, hat zwey Arme, deren jeder drey Knoten oder drey Gelenke hat. Diese Arme sind gekrümmt, und endigen sich in einen gespaltenen dornigten und haarigen Fuß. Etwas darunter fügen sie sich in eine Höhlung, welche sich in dem obern Theile des Bauchs befindet. Auf jeder Seite hat er einen Fuß, welcher dem eben beschriebnen Arme vollkommen gleicht; dieser geht in ein Bruststück das aus vielen Theilen zusammengesetzt ist, die sich mit dem Uebrigen der Brust vereinigen. Aus dem Unterleibe gehn ebenfalls Pfoten heraus, die von den andern nicht unterschieden sind. Verschiedne übereinander gelegte Häute endigen dieses Insekt unten, das oben vier Flügel hat; zwey davon sind inwendig, und wie Gaze fein gewebt; die andern beyden von aussen, und streifigt, schwarz, eyförmig, trocken und strahlend.

Iguana.

Man findet in dieser Insel eine Art Amphibien, welches die alten Einwohner Ivana oder Iguana nannten. Man sieht sie eben so oft im Wasser, als auf der Höhe der

der Bäume. Sie haben viel von der Eidechse und dem Krokodill; aber was sie nicht mit ihnen gemein haben, ist ihr Fleisch, welches eine delikate Speise ist. Doch soll es denjenigen schädlich seyn, die die Krankheit haben, welche die Europäer in dieser Insel gefunden. Einige zählen sie zu den Schlangen, weil ihre Haut die nemlichen Farben hat. Ihre Gestalt ist schrecklich; aber es giebt kein sanfteres und weniger schädliches Thier, als dieses. Die größten haben drittehalb Spannen in der Länge, und etwas mehr als eine in der Breite. Ihre Pfoten gleichen den Eidechspfoten: ihr Kopf ist dicker und ihr Schwanz zweymal länger als ihr Leib. Ihre Zähne sind spitzig. Sie haben einen langen und breiten Kropf, welcher ihnen über die Brust hengt. Ihre Vorderpfoten sind länger, als ihre hintern, und gleichen den Klauen der Raubvögel, ob sie gleich nichts fassen können. Auf der Länge des Rückens ist eine kammigte Floßfeder, welche wie eine Seege gestaltet ist. Man sieht auch davon viel kleinere, welche vielleicht von besonderer Gattung sind. Dieses Thier ist gänzlich stumm, und macht keine Art von Geschrey. Es ist von außerordentlicher Sanftmuth und Geduld. Man kann es drey Wochen anbinden, ohne ihm zu fressen zu geben, und es wird sich gar nicht bestreben loszumachen. Sein Fraß ist mit Cassave und Gras. Es

schwimmt

schwimmt nur, wenn es klein ist: so bald es seine ganze Leibesgestalt hat, kann es nicht mehr die nöthigen Bewegungen machen, um sich im Wasser zu erhalten. Es legt seine Eyer auf den Sand, längst den Bächen und Flüssen; ihre Anzahl ist gemeiniglich vierzig; doch kömmt sie manchmal bis auf funfzig. Sie sind so groß wie eine Nuß, und ihre Umhüllung ist ein sehr dünnes Häutchen. Man fängt dieses Thier sehr leicht, weil es an sich kommen läßt.

Krokodille der Insel St. Domingo.

Wir haben an einem andern Orte von den Krokodillen und Lamentinen gesprochen, wir glauben hier ein Wort zu Bemerkung ihrer Verschiedenheit sagen zu können. Die von der Insel St. Domingo haben einen bewundernswürdigen Instinkt, um ihrer Beute bis in die Wälder nachzujagen, wo sie den verschiednen Thieren nachstellen, die sie fast beständig erreichen. Die Jäger so gar haben zuweilen das Unglück, von ihnen ertappt zu werden. Sie sind so leicht, vornehmlich auf der Insel Cuba, daß sie die Menschen im Lauf einhohlen. Sie stecken ihren Schwanz in die Erde, und springen dadurch mit unglaublicher Schnelligkeit: aber da es stets in grader Linie geschieht, so kann man ihnen bald aus dem Wege gehn; man darf nur immer schlänglicht laufen. Die Domingoschen verlassen selten die Flüsse, wo sie an

den Wegen und Tränken auflauern. Die Menschen greifen sie gewöhnlich nicht an, als wenn sie ihnen etwas zu Leide thun; aber alle übrige Thiere bekriegen sie: sie packen sie an der Schnautze, um ihnen den Odem zu benehmen; schleppen sie auf den Grund des Wassers, und lassen sie faulen, ehe sie sie essen. Die Krähen des Lands sind sehr gierig nach ihren Eyern. Man soll zu St. Domingo Krokodille finden, welche fünf und zwanzig Fuß lang, und so dick wie ein Ochse sind.

Zufolge vieler Schriftsteller findet man an dem Lamentin die meisten Besonderheiten, welche man dem Meerschweine und der Sirene zuschreibt; aber alle hat er sie doch nicht. Niemals hat der Lamentin gesungen. Er vergießt Thränen und jammert, wenn man ihn auf die Erde wirft; daher hat er auch seinen Namen im Französischen. Seine Gestalt gleicht nicht derjenigen, welche man dem Meerschweine giebt: die einzige Gleichheit, die er mit ihm hat, ist seine ziemliche Freundschaft zu dem menschlichen Geschlecht. Seine zwey Floßfedern unter den Schultern haben beynahe die Gestalt zweyer Hände: sie dienen ihm zum Schwimmen und Forttragen seiner Jungen, und deshalben haben ihn die Spanier **Manati** genannt. Der erste Reisende, der dieses Thier für eine Sirene genommen, Lamentin.

men, ist Christoph Colombo: aber diese Idee hat nach ihm kein Glück gemacht. Das Weibchen des Lamentin wirft und säuget seine Jungen auf die Art der Kühe, woher es auch den Namen Seekuch bekömmt. Ueberdieß gleicht sein Kopf einem Ochsenkopfe; aber es hat eine tiefer liegende Schnautze, ein fleischigers Kinn und kleinere Augen. Seine Farbe ist dunkelbraun. Es finden sich welche von zwanzig Fuß in der Länge und ungefehr zehn Fuß in der Breite, wenigstens gegen die Schultern; aber diese Breite verringert sich nach dem Schwanze zu. Wenn das Fleisch des Lamentin eingesalzen ist, so hat es den Geschmack des Kalbs; aber es ist angenehmer und hält sich länger. Das daraus kommende Fett ist sehr gut und stinket niemals. Seine Haut ist ein vortrefliches Leder. Im Kopfe bekömmt er eine Art Bezoe, welcher man wunderbare Eigenschaften für die Kolik und den Stein zuschreibt. Die große Lamentine findet man nur am Ufer des Meers und der Flüsse, wo sie weiden: da tödtet man sie auch: die kleinen werden in Netzen gefangen. Man erzehlt wunderbare Dinge von ihrer leichten Zahmwerdung. Gomera sagt, ein Cazike der Insel St. Domingo hielt einen Lamentin in einem kleinen See, und machte ihn so zahm, daß wenn er das Thier zu sich rufte, es auch zu ihn kam. Er legte ihm

Gomera B. II. K. 13.

alles

alles was ihm beliebte, auf den Rücken, und der Lamentin trüge sein Gepäcke bis an das andere Ufer geduldig. Ein Spanier rufte ihn eines Tags und verwundete ihn mit einem Flintenschusse. Dieses machte ihn so furchsam, daß er sich nicht mehr dem Ufer näherte, ohne ihn vorher untersucht zu haben, ob der, welcher ihn rufe, ein Indianer wäre, oder nicht, welches er an dem Barte erkannte. Endlich verschwand er bey einem Anlauf des Wassers, das ihn in das Meer mitzog, mit welchem dieser See Gemeinschaft hatte. Herrera versichert, in der Insel St. Domingo einen Lamentin gesehn zu haben, welcher an das Land kam, wenn man ihn rufte, aß, was man ihm reichte, und denen die ihn fütterten, bis in die Häuser folgte. Er spielte da mit den Kindern und schien viel Vergnügen an der Musik zu haben. Er ließ seinen Rücken besteigen, und führte bisweilen zehn Leute auf einmal von einem Ufer der See an das andere.

Nach den Stürmen sind die Ufer dieser Insel mit Muschelwerk bedeckt, das außerordentlichen Glanz und Schönheit hat. Die merkwürdigsten sind: die **Lambis**, die **Burgot**, die **Porcellanmuschel**, die **Purpurmuschel**, die **Meerhörnchen** und die **Meeräpfel**. Man braucht gar nicht weit von den Küsten zu gehn, um

Muschelwerk und Fische.

 eine

eine große Menge vortreflicher Fische zu fischen. Die gemeinsten sind der Rochen, der Meeraal, der Engel, der Mulet, das Meerschwein, die Bonite, der Goldfisch und der Pilot. Die Schnecken und Seekrebse, Muscheln und Krabben sind hier sehr gemein. Man findet auch hier viel Perlen. Der Ambra ist hier selten; aber die Stürme bringen ihn zuweilen her. Man hat hier keine Korallen gesehn, wenn man diesen Namen nicht gewissen Arten von Madreponen oder Meerbüschen geben will.

Art Krebse. Man siehet auch in diesen Seestrichen zwey Arten Krebse; die erste heißt Agama, und wird in Netzen gefangen. Dieser Krebs kann sieben Zoll in der Lange und vier in der Breite haben: seine Schale ist viereckigt, rauh, und auf Art des *Schagrin*, etwas aufgeschwollen, mit vielen Farben bezeichnet, und unten mit gezähnten und haarigen Spitzen geziert. Seine Augen sind ungefehr zwey Zoll von einander, und so groß, wie Erbsen, sehr glänzend schwarz, und liegen in zwo runden Höhlen auf seiner flachen Stirn. Zur Rechten und Linken sieht man zwey breite ausgezackte und mit Haaren bedeckte Platten, über denen sich zwo andere befinden: alle viere lassen sich nach verschiednen Seiten vermittelst zweyer Gelenke bewegen. Mitten aus diesen Platten gehn zwey Hörner

ner und vier Spitzen, deren Obertheil zangenförmig gespalten ist. Der Hals ist darunter in einer länglichtrunden Grube, mit vielen Bärtchen bedeckt.

Die zweyte Art ist der **Pagurus** der Alten. Man findet davon viele auf den steilen Klippen. Sie besuchen auch die Untiefen und die an Madreporen, Meerbüschen und Steinpflanzen fruchtbaren Oerter. Die Schale dieses Krebs ist fast rund; der Grund röthlicht und alles von Außen stachlicht. Seine Schnautze ist mit ein wenig hervorragenden Hörnern bewafnet. Die Augen liegen tief und die Quere, und werden von verschiednen Stacheln beschützt, die ihnen zu Augenliedern dienen. Aus den Nasenlöchern gehen eine Menge biegsame und bewegliche Fäden heraus. Sein Hals ist von den Krabben ihrem nicht unterschieden, denen er auch am Bruststücke gleicht. Seine beyden Arme sind sehr dünne, und das Gebiß, in Vergleichung mit dem übrigen Körper, sehr mittelmäßig. Die vier Füsse, welche er auf jeder Seite unter dem Leibe hat, sind stark, aber jeder hat sein Gelenke mit einem schwärzlichen Dorne an ihrem Ende. Das Fleisch ist zäh, und hat einen wilden Geschmack. Der Pagurus.

Alle Küsten dieser Inseln sind mit Krabben bedeckt. Man hat deren dreyerley Arten, als die Meerkrabben, die Bergkrab- Krabben.

ben und die Flußkrabben. Die ersten findet man an den Meerufern, und sind für die gemeinen Leute eine sehr große Hülfe. Die zweyten sind roth, und halten sich nur an trocknen Orten auf; sie werden mehr geschätzt, als die ersten. Die Flußkrabben werden für die besten für allen andern gehalten.

Der Soldat. Der Soldat ist eine Art Krabbe oder Meerkrebs, und befindet sich an den Küsten. Er ist eine sehr gute Nahrung. Seinen Namen hat er daher, daß er am ganzen Leibe bewafnet ist, ausgenommen am Untertheile, wo er nackend und so empfindlich ist, daß so bald er gebohren, er sich in die erste beste Schale begiebt: man darf aber nur die Schale an das Feuer bringen, wenn man ihn heraus haben will.

Schildkröten. In den großen Kräutern, welche man Sargasses nennt, und wovon die Küsten der Inseln bedeckt sind, findet man eine Menge Meerthiere, unter andern viele Schildkröten. Man hat deren zwey Arten, die freyen Schildkröten (tortues franches) und die Kareten. Die erstern suchen die Grasweiden, und die letztern die steinigten Oerter, die blos mit einem bißchen Moos bedeckt sind: ihre Schale macht einen grossen Handel aus.

Der Pilot. Der Pilot befindet sich gemeiniglich in diesen Gegenden. Er hat seinen Namen

von

von der Treue, mit der er denen von ihm angetrofnen Schiffen folgt. Er schwimmt unaufhörlich vor ihnen her, bis sie in dem Hafen angekommen sind.

Die Galeere ist eine Art kleiner Fische, oder vielmehr ein Insekt. Er ist von einer aufgeblaßnen Haut bedeckt: wenn er sie aus dem Wasser herauswirft, so scheint sie mit allen Farben geziert zu seyn, und dient ihm zu Seegeln. Sie ist mit einem beissenden Leime bedeckt, der die lebhaftesten Schmerzen verursacht, wenn man die Hand darauf legt: man giebt so gar vor, das Uebel vermehre sich, je höher die Sonne am Horizont stiege. Der Meerpapagey, die Fische, welche man Klippenfische (poissons de Roche) nennt, deren Farben eine glänzende Mischung von Gold und Azur machen, der Meerigel, die Meerkröte und eine Art kleiner Meerschweine sind Produkte eben dieser Seegegenden. Die Galeere.

Die verschiednen Bäume, welche man von verschiednen Orten hergebracht, sind auf der Insel St. Domingo sehr gut fortgekommen. Unter diese Bäume zählt man die Pomeranzen- Limonien- Zitronen- Feigen- Granat- Quitten- Kaßien- Oliven- Pfirschen- Pflaumen- und Kirsch-Bäume nebst dem Zuckerrohr und Weinstock. Bäume und Pflanzen.

Der Hobo. Die einheimischen Bäume der Insel sind der Hobo, ein großer und schöner Baum, welcher einen sehr gesunden Schatten giebt. Seine Frucht gleicht den Pflaumen; er ist gelb, hat einen sehr angenehmen Geschmack und Geruch; aber er verderbt die Zähne. Seine Nuß ist sehr groß. Die Knospen und Rinde, in Wasser gekocht, machen sie zum Bartwaschen sehr gut; und es ist für die ermüdeten Reisenden ein sehr gutes Bad. Der Schatten dieses Baums ist so gesund, daß man die Hangematten unter ihm aufhängt, um unter seinen Aesten zu schlafen. Seine Wurzeln geben so viel Wasser, daß diejenigen, welche in der trocknen Zeit ihre Zuflucht zu ihm nehmen, hinlänglich ihren Durst löschen.

Der Caymito. Der Caymito ist ein den amerikanischen Inseln gemeinschaftlicher Baum: er hat fast runde Blätter, die von einer Seite grün und der andern so roth sind, daß sie scheinen im Feuer gewesen zu seyn. Auf dem festen Lande ist seine Frucht rund, und von der Dicke eines Balls; aber auf der Insel St. Domingo länglicht und nicht einen Finger dick. Sein Fleisch ist weiß, markigt und saftig. Man vergleicht den Saft davon mit der Milch, welche zu Käse gerinnt. Er ist gesund und sehr leicht zu verdauen. Das Holz ist hart und zum Bauen

Bauen sehr geschickt; aber ehe man es in Arbeit nimmt, muß es getrocknet haben.

Der Higuero ist von der Höhe eines Maulbeerbaums; er bringt runde und länglichte Kürbisse. Die Insulaner machen sehr schönes Gefäße daraus. Sein Holz, das sehr dick ist, braucht man zu Möbeln. Das Blatt ist lang und schmal; aber viel breiter gegen die Spitze; von der an vermindert sich die Breite nach dem Stiele zu. Die Indianer essen frisch das Fleisch der Frucht. Sie ist schmal und dicke, und wird wie die Blätter von oben nach unten zu schmäler. Der Higuero.

Der Xagua hat die Höhe eines Eschenbaums. Sein Holz ist schwer, hart und von schönem Glanze zwischen grau und dunkelgelb. Er bringt eine Frucht von der Größe eines Mohnkopfes, welchem sie gänzlich gleichen würde, wenn sie eine kleine Krone hätte. Man ißt sie, wenn sie reif ist, und zieht daraus ein sehr helles Wasser, damit man sich die Füsse wäscht, um ihnen die Müdigkeit zu benehmen. Die Insulaner machen auch eine sehr schwarze Farbe daraus. Sie vermischen sie mit der Bixa, eine andere Farbe von sehr feinem Roth, und färben damit alle Theile des Körpers. Das Xaguawasser selbst, wenn man sich nicht so gleich, so bald man sich gewaschen, sorgfältig abgetrocknet, läßt Der Xagua.

auf der Haut schwarze Flecken, die mit aller ersinnlichen Mühe nicht eher als nach zwanzig Tagen herausgebracht werden können.

Die Bixa. Die Bixa ist nur ein Strauch von drey bis vier Fuß in die Höhe, dessen Blätter den Baumwollenbaumsblättern gleichen. Seine Frucht macht eine Schale, die ebenfalls der Schale des Baumwollenbaums gleichet, ausgenommen daß sie auswendig ziemlich starkes Haar gleichsam auf den Adern hat, die auf die innern Theile treffen. Die Abtheilungen erhalten einige rothe Körner, die so zäh als Wachs sind. Die Insulaner machen eine Art von Seifenkugel daraus, womit sie sich malen und schminken, indem sie sie mit etwas Gummi vermengen, das diese Malerey so zart als Zinnober macht.

Der Guacuma. Der Guacuma ist ein sehr hoher Baum. An den Blättern gleicht er dem Maulbeerbaume, und giebt auch selbst eine Art Maulbeere. Die Insulaner bereiten daraus ein Getränk, das sehr fett macht. Das Holz dieses Baums ist sehr leicht.

Der Guama. Der Guama ist ein großer an der Insel St. Domingo gemeiner Baum. Sein Holz ist gut zum Brennen: der davon aufsteigende Rauch hat nichts schädliches. Aus diesem Grunde braucht man ihn sehr stark

in

in den Zuckersiedereyen. Seine Frucht ist eine Art Algarronas, viel breiter und dicker als die Kastilianischen; aber sie haben fast eben den Geschmack.

Der Hicaco gleicht an Blättern und Höhe dem Himbeerstrauche: aber seine Früchte sind kleine Aepfel, davon einige weiß, andere röthlich, und noch andere schwärzlich sind. Sie haben eine mittelmäßige Güte. Ihr Kern ist so groß und ihr Fleisch so dünne, daß man sie mit den Zähnen abnagen muß; doch sollen sie für den Durchfall sehr gut seyn. Sie haben den angenehmsten Geschmack, wenn man diesen Baum sorgfältig wartet. Dieser Baum wächst von selbst an den Seeküsten. Der Hicaco.

Der Naruma der Insel St. Domingo ist eine Art vom wilden Feigenbaum; dessen Blätter eingeschnitten und größer, als die wilden Feigenblätter sind, denen sie doch aber einigermaßen gleichen. Er giebt eine süße Frucht, in der Länge eines Fingers, die einem großen Wurme gleicht. Die gewöhnliche Höhe dieses Baums ist wie ein mittelmäßiger Nußbaum. Doch findet man auch viel höhere. Das Holz ist leicht, locker und spröde. Die Knospe am Ende der Aeste hat eine sehr starke kaustische Kraft. Man zerreibt sie, um sie auf Wunden zu legen. Sie frißt das böse Fleisch, zer- Der Naruma.

theilt die Schwulst, und heilt nach und nach vollkommen.

Der Macagua.

Der Macagua ist ein großer Baum, dessen Frucht der Gestalt nach, den kleinen Oliven gleicht, und dem Geschmacke nach den Kirschen. Sein Holz ist gut; die Blätter grün, frisch, und den Nußblättern gleich.

Der Acuba.

Der Acuba ist ein sehr hoher Baum, und seine Frucht sehr gut. Es ist eine Art Feigen, die wie Muskatenbirnen schmecken; aber sie geben so viel klebrige Milch, daß wenn man sie essen will, man sie ins Wasser legen, u. zwischen den Fingern reiben muß, damit sie nicht an Lippen kleben bleiben. Die Milch gleicht derjenigen, welche die grünen Feigen an dem Orte, wo man sie abbricht, geben; wenn man die Frucht nur ein wenig reibt, bleibt sie im Wasser. Auf der Insel ist kein härteres Holz als das Acubaholz.

Die Guiabara.

Der **Guiabara**, welchen die Spanier **Uvero** genannt, weil seine Frucht eine Art von Trauben ist, deren Farbe Rosen oder Maulbeeren gleicht, und einen sehr guten Geschmack hat. Das Holz dieses Baums macht vortrefliche Kohlen. Seine Aeste sind ausgebreitet, rund und dichte; sein Stamm sehr stark, und das Holz unter der Rinde roth. Seine Blätter sind eine Spanne lang und haben eine verhältnißmäßige Breite: sie sind sehr grün und von einer außer-

außerordentlichen Dicke. Da die Spanier zu Anfange ihrer Ankunft weder Dinte noch Pappier hatten, so bedienten sie sich dieser Blätter zum schreiben. Sie machten sehr deutliche Buchstaben mit einer Nadel darauf. Jede Beere der Frucht hat ihren Kern, der nach der Größe der Beere mehr oder weniger groß ist, gemeiniglich aber wie eine Flintenkugel oder Haselnuß.

Der Copey hat Blätter wie der Guiabara, aber sie sind größer, dicker und zum schreiben noch besser. Der Baum ist höher und das Holz vortreflich. Die ersten Spanier machten aus seinen Blättern Spielcharten, auf welche sie alle übliche Figuren mit einer Nadel gruben: die Beschreibung seiner Frucht giebt man uns nicht. Der Copey.

Der Gaguey ist ein anderer Baum, dessen Frucht nicht größer ist, als eine Haselnuß, aber inwendig der castilianischen Feige gleicht, und von sehr guten Geschmacke. Das Holz, ob gleich nicht von besten, ist doch den Insulanern sehr nützlich. Aus seiner Rinde machten sie Seile. Die ersten Spanier folgten ihrem Exempel, und machten sehr gute Schu daraus, als man ihnen aus Europa keine brachte. Der Gaguey.

Der Cibucan ist einer der schönsten Bäume auf der Insel St. Domingo. Er hat Blätter wie die Weide. Seine Frucht gleicht Der Cibucan.

gleicht den weissen Haselnüssen; aber voller kleiner, fast unmerklichen Körner. Dieser Baum ist sehr schön, und beständig frisch.

Der Guanabana. Der Guanabana ist ein großer Baum, seine Frucht führt gleichen Namen, und gleicht an Größe unsern mittelmäßigen Melonen. Sie ist grün und mit Schuppen wie die Tannzapfen bekleidet. Die Kühlung die sie giebt, macht sie in Sommer desto angenehmer, weil sie nichts gefährliches hat. Ihre Haut ist so dünne als an einer Birne, und ihr sehr weißes Fleisch sieht wie Rohm, oder wie Blanc-manger aus. Sie zerschmelzt im Munde. Die Kerne, die sie enthält, sind so groß, wie in Kürbissen, und die Farbe ist halbbraun. Außer ihrer Höhe und Schönheit haben diese Bäume sehr grüne und frische Blätter, fast wie an den Zitronenbäumen. Das Holz ist ziemlich gut, aber nicht stark.

Der Anon. Der Anon hat viele Gleichheit mit dem Guanabana, aber seine Frucht ist nicht so groß; doch ist sie angenehmer. Er ist gelb, und der andere grün.

Der Guayabo. Der Guayabo ist ein wilder Baum auf den andern Inseln und dem festen Lande, aber man baut ihn mit großer Sorgfalt auf der Insel St. Domingo. Er kann wohl die Höhe eines Orangenbaums haben; seine Aeste sind ausgebreitet, und seine

ne Blätter gleichen den Lorberblättern, aber sie sind dicker, und haben erhabne Adern. Er trägt Aepfel von verschiedner Art: einige sind rund, andere länglicht; anfangs grün, im Reifen aber gelblicht. Ihr Fleisch ist weiß, oder zinnoberfarbig. Wenn sie reif sind, kommen die Würmer sehr leicht herein, daher man sie noch grün abnehmen muß. Sie sind mit kleinen Blättern gekrönt, und in vier Theile getheilt, die voller harten Körner sind, welche man mit hinunterschluckt, weil sie leicht zu verdauen sind. Man empfiehlt sie auch für den Durchlauf. Die Guayaboblüthe gleicht der Orangenblüthe, nur ist sie nicht so dicke: einige riechen wie Gaßmin. Das Holz dieses Baums ist zur Tischlerarbeit vortreflich.

Der **Mamey** der Insel St. Domingo ist hochästig, rund, grün und frisch. Seine Blätter sind ein wenig größer, als die Nußblätter; seine Frucht wird für die beste auf der ganzen Insel gehalten, und ist zwey Fäuste groß; ihre Haut ist wie an unsren Birnen, und fällt ins Falbe. Man findet manchmal zwey Körner darinn. Das Holz dieses Baums ist sehr hart: doch hält man es zu Gebäuden nicht für gut. Der Mamey.

Auf der Insel St. Domingo wuchs auch wilder Wein, dessen Trauben sehr gut waren; Wilder Wein.

waren; aber man hat ihn, seit dem man Kastilischen hier angelegt, verabsäumt.

Disteln. Oviedo redet von drey Arten Disteln, welche man auf dieser Insel findet. Der Bitahaya, dessen Pflanze sehr stachlicht ist. Statt Aeste hat er eine Art viereckiger und langer Aerme. Jede Seite des Vierecks macht eine Vertiefung, aus der in gewissen Entfernungen drey bis vier scharfe giftige und anderthalb Zoll lange Stacheln gehn. Zwischen diesen Aermen wächßt eine karmesinrothe Frucht, die eine sehr dicke Haut auf Art der Schuppen hat. Sie ist weich, rund, und färbt den Wein wie Blut.

Die Tuna. Eine andere Distel, Tuna, hat noch eine seltsamere Gestalt. Ihre Blätter sind rund und stark, und einen Finger dick, an Rändern und in der Mitte stachlicht. Die ganze Pflanze reicht bis an das Knie. Ihre Frucht ist lang, auswendig grüne, und inwendig zinnoberfarbig, von so guten und so gesunden Geschmacke, daß sie sehr gesucht wird.

Es giebt noch eine dritte Art, welche man unter dem Namen Cierge kennt. Man bringt sie häufig nach Europa. Oviedo sagt im achten Buche des fünf und zwanzigsten Kapitels, daß, als er zum erstenmale davon aß, ganz reines

Blut

Blut von ihm gieng, und er glaubte, es sey ihm eine Ader gesprugen, und sein Tod sehr nahe.

Der Baum, welchen man Quentas del Xavon oder Seifenpaternoster nennt, trägt eine Frucht, die, wenn sie in warmem Wasser liegt, einen Schaum macht, womit man das Leinenzeug waschen kann. Der Mangle, Terebinth, Tamarin und Cederbaum sind von besonderer Schönheit auf der Insel St. Domingo.

Quentas del Xavon.

Der Caoban ist dieser Insel besonders eigen und zugleich einer der schönsten Bäume. Sein Holz ist sehr gut. Man macht Balken von allerley Länge und Stärke daraus, deren Farbe ins Rothe fällt.

Der Caoban.

Auf der westlichen Küste dieser Insel zwischen den Felsen und Gebürgen der Tiburonspitze findet man eine Menge solcher Aepfelbäume, daraus die Caraiben den Gift machen, worein sie ihre Pfeile tauchen. Die Höhe dieser Bäume ist ungefehr funfzehn Fuß und sie sind sehr büschlicht. Ihre Blätter gleichen den Birnblättern, ihre Früchte sind kleine Aepfel, welche bald rund, bald länglicht, vom schönen Roth und so angenehmen Geruche sind, daß man sie schwerlich ansehen kann, ohne in die Versuchung zu gerathen,

Giftige Aepfel.

von

von ihnen zu essen: aber ihr Saft ist ein Gift, der sowol Menschen als Thiere vergiftet. So gar diejenigen, welche im Schatten dieser Bäume schlafen, sollen mit grossem Kopfweh, geschwollnen Augen, Augenliedern und Lippen aufwachen. Wenn der Thau, welcher auf den Blättern liegt, das Gesicht berührt, so verbrennt er die Haut: kömmt er gar in die Augen, so verbrennt er sie, und man verliert das Gesicht. Das angezündete Holz giebt einen unerträglichen Gestank, welcher große Kopfschmerzen verursacht.

Der Ungeheuerbaum.

Oviedo macht eine Beschreibung von einem andern Baume, welcher sich auf dieser Insel befindet, und giebt ihm keinen andern Namen als **Ungeheuerbaum**. Dieser Name, sagt er, kömmt ihm wegen seiner besondern Gestalt und seiner Wirkungen zu. Er entscheidet so gar nicht, ob er ein Baum oder eine Pflanze ist. Seine Blätter sind breit, von Ansehn unangenehm, und sehr stachlicht, auch werden sie in der Folge zu Aesten. Die Farbe seines Stamms ist grau; die Blätter sehr blaßgrün, und die Aeste sehr stachlicht. Man findet dergleichen Bäume sehr häufig zwischen St. Domingo und Yaguana: ihre Höhe ist zehn bis zwölf Fuß. Die bloße Auflegung seiner Rinde und Blätter heilt alle Beinbrüche. Wenn das Pflaster

ster operirt, so klebt es so sehr an dem Fleische, daß es sehr schwer abzuziehen: aber nach der Heilung fällt es von selbst ab. Die Frucht dieses Baums ist grob, so groß wie eine Olive, und von schönen Karmisinroth, mit sehr feinen Stacheln bedeckt, welche man kaum sehen kann: doch stechen sie in die Finger, wenn man sie angreift. Die Indianerinnen machen einen Teig daraus, welchen sie in kleine viereckigte Stückchen von der Größe eines Fingernagels, schneiden und in Baumwolle gewickelt, auf den Markt bringen. Sie bemalen sich damit, und Oviedo versichert, man könnte sich dieses Teichs auch zu Gemälden bedienen. Er fand ihn so gut und dauerhaft, ob er ihn gleich nur in reines Wasser ohne Gummi getaucht, daß er nach sechs Jahren eben so schön als den ersten Tag war.

Der Livenes ist die Frucht einer Pflanze, welche die Insulaner bauten und die Spanier ahmten ihnen nach. Die Pflanze wirft ihre Aeste auf die Erde und breitet sie da aus. Man schneidet sie ab, wenn man sie wieder verpflanzen will. Ihre Frucht befindet sich an den Rüthchen, die von den Aesten herabhangen, ist weiß, und von der Größe der großen Datteln. Ihr Geschmack ist sehr angenehm. Eben dieser Schriftsteller findet sie so gut, daß er glaubt, man könne sie mit gar keiner an- (Der Livenes.)

dern vergleichen. Die Insulaner verkaufen sie auf dem Markte ganz gekocht.

Der Cabuya und Henequen. Der Cabuya und Henequen sind zwey Arten Kräuter, deren Blätter den Artischocken (Cardes) gleichen, ob sie gleich breiter, dicker und sehr grüne sind. Man macht daraus Fäden und ziemlich starke Seile, indem man die Pflanzen, mit Steinen beschwert, in Bäche legt und sie dann an der Sonne trocknen läßt. Und Fäden daraus zu ziehen, zerreibt man sie mit einem Steine. Seitdem die Spanier von dieser Insel Meister sind, belegen sie die Insulaner mit Ketten; aber diese haben ein Mittel gefunden, mit den Seilen von diesen Pflanzen sie zu zersägen und sich aus der Gefangenschaft zu befreyen. Sie legen oft feinen Sand auf den Faden. Sie haben so gar die Ankerseile in zwey bekommen.

§. 3.

Europäische Nationen, welche die Insel St. Domingo bewohnen, wie sie sich derselben bemächtigt, und was für Veränderungen darauf vorgefallen.

Wir haben in dem neunzehnten Bande dieses Werks gesehen, wie Christoph Colombo die Insel St. Domingo entdeckte,

deckte, welcher er Anfangs den Namen Hispaniola gab, wie er zu Ende des Jahrs 1492 eine Schanze daselbst anlegte. Er errichtete auch da eine Kolonie und kehrte nach Spanien zurück. Als er wieder nach Amerika kam, fand er sie zerstört, baute eine andere Stadt an einem andern Orte, nannte sie Isabelle, so wie die Königinn von Spanien hieß, und gab die Aufsicht über die neue Kolonie seinem Bruder, dem Bartholomäus Colombo, dieser baute auf der Insel eine neue Stadt, welcher er den Namen St. Domingo gab zur Ehre ihres Vaters, der Dominico hieß. Sie lag gegen den Morgen des Flusses Ozama, welcher in dem mittäglichen Theile der Insel liegt. An dem Orte, wo man St. Domingo baute, war ein sehr guter Hafen, der Schiffe von mehr als drey hundert Tonnen einnehmen konnte; der Boden schien vortreflich. Diese Stadt wurde 1502 von einem Orkane zerstört. Man erbaute sie wieder an dem andern Ufer des Flusses, weil schon da einige spanische Wohnungen waren; aber diese letzte Lage ist ihr nicht so vortheilhaft, als die erste. Da St. Domingo gegen Morgen des Flusses liegt, so ist sie den Ausdünstungen der Sonne sehr ausgesetzt: von der andern Seite hat sie eine vortrefliche süsse Wasserquelle nicht, der sie in ihrer ersten Lage genoß. Doch versichert man, daß diese Stadt

vor einiger Zeit eine der schönsten von der Welt war. Sie liegt auf einem vollkommnen ebnen Boden, längst des Flusses von Norden gegen Süden, und das Ufer ist mit schönen Gärten besetzt. Das Meer begränzt die Aussicht gegen Mittag; der Fluß und seine Ufer gegen Morgen. Das Feld von den beyden andern Seiten ist außerordentlich schön. Das Innere der Stadt entspricht der Schönheit von aussen. Die Strassen sind breit und hell, und die Häuser genau nach der Schnure angelegt: die meisten von einer Art Marmor gebaut, welche man in der Nachbarschaft gefunden; die übrigen von einer außerordentlich bindenden Erde, welche an der Luft trocknet und fast so sehr als Ziegelsteine dauert. Der Grund der Mauern macht einen Damm, welcher die Wuth des Meeres aufhält. Die Schiffe gehn längst der Stadt, und das Ankern ist da allenthalben gut, selbst für Kriegsschiffe, wenn sie nur herankommen könnten. Aber der Eingang des Flusses ist von einer Sandbank durchschnitten, welche gewöhnlich für eilf Fuß Wasser und bey großer Fluth höchstens funfzehn hat. Die Aussenrhede ist sehr sicher, ausgenommen von Monat Junius bis ersten Oktober, da auf dieser Küste außerordentlich heftige Orkane herrschen. Die Festung ist ziemlich gut. In den ersten Zeiten ihrer Stiftung baute man hier

für

für den Statthalter einen Pallast von äusserster Pracht. Man stiftete hier ein Kloster für die Väter des heiligen Franciskus und ein Hospital unter dem Titel St. Nikolaus. Nach einigen Jahren ließen sich die Mönche von dem Franciskaner- und Barmherzigkeit-Orden hier nieder. Der Schatzmeister Passamonte stiftete hier ein Hospital unter dem Namen St. Michel. Man baute hier auch einen schönen Dom und viele schöne Kirchen. Niemals wurde eine Stadt so plötzlich glänzend. Viele Privatleute bauten hier ganze Strassen.

Nach und nach verbreiteten sich die Spanier auf der Insel und errichteten verschiedene Niederlassungen. Dem Christoph Colombo zog sein Ruhm Neider zu, wie wir schon gesagt haben, und der Hof von Spanien ernannte viele Statthalter für Amerika, aus deren Zahl Franciskus Bovadilla war, welcher fast alle Insulaner in die härteste Sklaverey stürzte: er ließ so gar eine große Anzahl von ihnen umkommen, und man lieset nicht ohne Entsetzen die barbarischen Behandlungen, die diese Unglücklichen ausstehen mußten. Der König und die Königinn von Spanien erhielten davon Nachricht, und bekamen davor einen so großen Widerwillen, daß sie eiligst den Bovadilla zurückruften und den Nikolaus von Ovando an dessen Statt

 schick-

schickten. Dieser letzte Statthalter stellte die Ordnung und Ruhe in dieser Insel wieder her: gab den Wilden die Freyheit: aber diese Unglücklichen genossen dieser Ruhe nicht lange. Es scheint, sagt ein Geschichtschreiber, daß die Würde eines Statthalters zu St. Domingo ansteckend war, und die Sanftmüthigsten von Natur in Tyrannen verwandelte. Ovando beschloß, um diese unglücklichen Insulaner in Gehorsam zu erhalten, eine ihrer größten Provinzen zu entvölkern, und zur Ausführung seines Entwurfs brauchte er Untreu und Grausamkeit.

Ausgeübte Grausamkeit gegen die Indianer.

Der Kazike von Xaragua war ohne Kinder gestorben, und seine Schwester Anacoana folgte ihm. Alle Geschichtschreiber erheben einmüthiglich das Verdienst dieser Prinzeßinn. Die Natur hatte sie mit aller Anmuth ausgeziert, womit sie die schönsten europäischen Frauen beschenkt. Ihr Charakter war sanftmüthig. Sie besaß Politesse und Galanterie, worüber die Spanier erstaunten. Da die Prinzeßinn an ihnen mehr Annehmlichkeit fand, als an den Insulanern: so hegte sie eine so große Liebe für sie, daß sie ihnen in allem, was sie vergnügen konnte, zuvorkam. Sie machten sichs auch einige Zeit zur Pflicht, ihr ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen: aber als sie ihre Macht befestigt und ihre Kräfte verstär-

verstärket hatten, so schrieben sie das, was die Freundschaft bey ihr that, der Furcht und der Schuldigkeit zu, und bezeugten der Prinzeßinn eine so große Undankbarkeit, daß ihre Liebe für sie sich in Haß verwandelte, und sie einige Feindseligkeiten gegen sie begieng.

Sie überredeten sich, daß sie im Sinne hätte, sie alle auszurotten, und vermochten den Statthalter, seine Sicherheit gegen sie zu nehmen. Zufolge dieses Raths stellte sich Ovando an die Spitze von dreyhundert Mann Fußvolk und sechszig Reitern, und ließ bekannt machen, daß seine Absicht wäre, den Tribut der Prinzeßinn von Xaragua selbst zu holen, und ihr für alle ihre den Spaniern geleistete Dienste zu danken.

Anacoana glaubte, ihr Projekt sey nicht entdeckt, und nahm diese Nachricht mit dem größten Schein der Freude auf; sie beschäftigte sich mit nichts als der Sorge für die würdige Aufnahme des Statthalters. Sie versammlete alle ihre Vasallen, um ihren Hof zu vergrößern, und den Spaniern einen hohen Begriff von ihrer Macht zu geben. Sie gieng dem Statthalter mit dem ganzen Adel ihres Reichs und einer ungeheuren Menge Volks entgegen: alles ertönte von ihren Gesängen. Als sie sich einander begegneten, bezeugten

sie einander die größte Freundschaft. Ovando wurde in den Pallast der Königinn geführt, wo er in einem sehr großen Saale mit allen seinen Leuten auf das reichlichste bewirthet, und die Gasterey mit Tanzen und Spielen beschlossen ward. So gieng es viele Tage hintereinander mit eben so vieler Abwechselung als Pracht, und die Spanier konnten nicht ohne Bewunderung den guten Geschmack sehn, der an diesem barbarischen Hofe herrschte.

Als Ovando ihr völliges Vertrauen zu ihm bemerkte, so schlug er der Königinn ein Fest auf spanische Manier für den kommenden Sonntag vor, und gab ihr zu verstehen, sie müßte nur dabey ihren Adel um sich haben, um daselbst mit größerer Pracht zu erscheinen. Dieser Rath schmeichelte ihren Ehrgeitz, und sie befolgte ihn. Die Spanier hatten zum Empfang der Königinn einen sehr großen Saal erbaut, wo der ganze indianische Hof beysammen war. Das Dach wurde von einer großen Anzahl Pfeiler getragen. Um diesen Saal war ein großer Platz, welcher zum Schauplatz bey dem Feste dienen sollte. Die spanische Infanterie nahm alle Zugänge zu diesem Platze ohne Verstellung ein; die Reiterey, welche der Statthalter selbst anführte, besetzte den Saal. Sodann zogen alle Reiter ihren Säbel; worüber sich die Köni-

Herrera B. 6. K. 3.

Königinn und ihr Gefolge entsetzten. Ohne ihnen Zeit sich zu erkennen zu lassen, legte Ovando die Hand an das Kreuz von Alcantara, welches das bestimmte Zeichen war. So gleich fiel die Infanterie über das Volk her, welches den Schauplatz eingenommen; die Reiter stiegen ab, drangen mit aller Wuth in den Saal, und banden alle anwesende Großen der Indianer an die Säulen. Oviedo versichert, aus Furcht hätten sie das ihnen angeschuldigte Verbrechen der Verrätherey gestanden. Man legte in den Saal Feuer, und diese Unglücklichen waren in einem Augenblick in Asche verwandelt. Ohne Abscheu kann man eine so grausame infame Handlung der Christen nicht anhören. Die Königinn, zu schimpflichern Begegnungen bestimmt, wurde in Ketten gelegt. Der Statthalter ließ sie nach St. Domingo bringen, wo ihr der Proceß in spanischer Form gemacht wurde. Nachdem sie sich einer Verschwörung wider die Spanier für schuldig erklärt, so wurde sie zum Strange verband, und auch wirklich gehangen. Die Geschichtschreiber versichern, daß die Spanier bey der Xaraguaschen Niedermetzelung eine unglaubliche Anzahl Indianer männlichen und weiblichen Geschlechts umgebracht haben. Die Grausamkeit von ihnen gieng so weit, daß man es kaum glaubet, wenn man es lieset. Es fanden sich

unter ihnen etliche Reiter, welche vom Mitleiden gerührt, dem Eisen und Feuer die armen kleinen Kinder entreissen wollten, und sie auf den Rücken ihrer Pferde nahmen. Andere aber stießen hinter diese Reiter ihre Degen ihnen in den Leib, oder hieben ihnen die Füsse ab, warfen sie zur Erde, und ließen sie in diesem Zustande sterben. Die, welche der Grausamkeit der Spanier entgiengen, warfen sich in Nachen, die sie von ohngefehr am Ufer des Meeres fanden, und fuhren nach der Insel **Guanabo**, welches die Franzosen **Gonava** genannt, die acht Meilen von St. Domingo ist; aber die Spanier verfolgten sie auch bis dahin, tödteten eine Menge derselben, und schenkten den übrigen nur das Leben, um sie die härteste Sklaverey fühlen zu lassen.

Ein Verwandter der unglücklichen Anacoana, mit Namen **Guarocuya**, zog sich in die Barrucoschen Gebürge, die höchsten und unzugänglichsten der Insel: sie erstrecken sich in dem Innern des Lands von Xaragua bis an die Südküste, und wurden von äußerst barbarischen Wilden bewohnt. Ovando schickte Truppen gegen sie, ließ ihre Anführer aufheben, und verdammte sie zum Tode. Alle unglücklichen Indianer nahmen die Flucht, und zerstreuten sich, und in einem halben Jahre war die Insel unterwürfig gemacht.

Ihre katholische Majestäten hörten mit großen Unwillen, wie entsetzlich Ovando den unglücklichen Indianern begegnet sey: sie trugen dem Don Alvarez von Portugal, damaligen Präsident des königlichen Justizraths zu St. Domingo auf, diese Sache zu untersuchen, sie nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu richten, und die Schuldigen zu bestrafen. Sie wollten allen Grausamkeiten, welche man wider ihre Absichten begieng, ein Ende machen. Don Alvarez soll von Ovando gesagt haben: Yo le haro tomar un residencia qual nunca fue tomada; das heißt: er soll mir von seinen Handelungen eine Rechenschaft geben, die noch kein Beyspiel hat. Der Tod der Königinn Isabelle entriß den Ovando der gerechten Strafe, die auf ihn wartete.

Nach dieser grausamen Verrichtung wendete er alle seine Sorgfalt auf die Kolonie, und baute Städte an den Oertern, welche ihm die angenehmsten schienen; er errichtete die Stadt Santa Maria de la Vera-Pax in der Provinz Xaragua, nahe an einem bekannten See, zwey Meilen vom Meere. In der Folge brachte man sie näher an besagten See unter dem Namen Santa Maria del Puerto: aber der Name Yaguana, welchen die Insulaner diesem Orte gaben, blieb lange in Gebrauche, und

die

die Franzosen haben den Namen Leogane daraus gemacht.

Acht Meilen von der Hauptstadt gegen Norden baute man San Juan de la Maguena. Der Commendant von Galice fieng eine Wohnung nahe am Azuaschen Hafen an, und zwar auf dem Grund eines Dorfs von Wilden. In der Folge macht man eine Stadt daraus, welche Azua de Compostella genannt wurde. Die Städte des Hafens Raquino oder Brasilien von Salvatiera de la Savana erhuben sich auch. Roderig von Messia baute drey beynahe zu gleicher Zeit; eine zu Puerto Real; die andere sechszehn Meilen von St. Domingo gegen Norden unter dem Namen d'el Cotuy, und die dritte auf der nehmlichen Küste von Norden in einer Gegend, welche die Eingebohrnen des Lands Guahaba nennen. Sie nahm in der Folge den Namen Lavez de Guahaba von dem Namen der alten Kumturey des Ovando an. Also waren von 1504 an auf dieser Insel funfzehn Städte oder Flecken, alle mit Kastilianern bevölkert, außerdem zwey Festungen in der Provinz Higney, an deren Stadt man noch zwey Städte zu Anfange des folgenden Jahres baute. Isabelle und viele Festungen, welche zur Sicherheit der Bergwerke von Cibao und St. Christoph errich-

errichtet waren, wurden gänzlich verlassen. Der Statthalter bekam vom Hofe vorm Ende seiner Regierung Wappen für alle diese Plätze und für die Inseln überhaupt. Das Wappen der Insel war ein rothes Schild mit silbernen Banden mit zwey goldnen Drachenköpfen, und am Rande Kastilien und Leon.

Die Insulaner der übrigen Distrikte von St. Domingo waren der Grausamkeiten müde, welche die Spanier ohne Aufhören wider sie begiengen, überließen sich der Verzweiflung, und schwuren diesen Tyrannen einen unversöhnlichen Haß: sie bewafneten sich alle und griffen sie mit ofenbarer Macht an; aber ihre Waffen waren zu schwach, um den europäischen zu widerstehn, und wurden daher immer geschlagen. Einer ihrer Kaziken, mit Namen **Cotubama**, vertheidigte seine Freyheit mit einem Muthe, welcher dem Heldenmuthe gleich kömmt: er widerstand lange Zeit: aber endlich wurde er gefangen genommen und zu St. Domingo gehangen. Seine Unterthanen, welchen er seinen Muth eingeflößt, widerstunden auch noch, und als sie sich auf das Aeußerste gebracht sahen, stießen sie sich selbst die Pfeile in den Leib, und andere stürzten sich auf den Spitzen der Felsen herab. Die, welche dem Tode entgiengen, kamen in die härteste Sklaverey, und zum Lohne ihrer Arbeit

gab

gab man ihnen nicht einmal hinlänglichen Unterhalt. Die Weiber, die Kinder, die Edlen, welche diesen Mühseligkeiten unterlagen, hatten nicht einmal den Trost sich bedauert zu sehn. Barthelemi de las Casas wirft dem Ovando vor, daß er für die Bekehrung dieser Unglücklichen nicht mehr Eifer bezeugt, als wenn es Thiere ohne Vernunft gewesen wären. Er dachte nur auf Reichthümer, hielt so eine genaue Policey unter den Spaniern, daß man alle Jahre vier Goldschmelzen auf der Insel machte, und jedes Schmelzen brachte hundert und zehn und hundert und zwanzig tausend Mark. Das Gerüchte verbreitete sich bald nach Spanien, und that da so eine große Wirkung, daß nicht genug Schiffe da waren, um alle hinüberzufahren, welche diese Schätze zu theilen giengen. Die meisten Minister und Großen suchten und erhielten Bedienungen in der Insel St. Domingo. Sie setzten daselbst Agenten an, die für das Interesse ihrer Herren und für das ihrige arbeiteten. Aber die Arbeiten und Mühseligkeiten der Indianer vermehrten sich so sehr, daß eine unglaubliche Menge darüber starb.

Da man auf diese Insel nur eine kleine Anzahl spanischer Frauen gebracht, so hatten sich die meisten Einwohner an Landesmädchen gemacht; aber sie nahmen sie

nicht

nicht als Frauen; denn die meisten waren so gar in Spanien verheyrathet. Ovando jagt also diejenigen von der Insel, welche verheyrathet waren, und ihre Frauen nicht nachkommen lassen wollten, und zwang die übrigen unter gleicher Strafe, ihre Liebsten zu heyrathen, oder ihnen zu entsagen. Fast alle ergriffen die erste Parthey, und man kann sagen, daß drey Viertel Spanier, welche diese Kolonie heut zu Tage ausmachen, aus diesen Ehen entstanden sind.

Die Anzahl der Indianer hat sich so wunderbar vermindert, daß man nicht einmal zu den Arbeiten, wozu man sie brauchte, ihrer genug fand. Ovando beschloß also, die Einwohner der Lucayischen Insel hinüberkommen zu lassen. Er brachte sein Projekt dem Hofe sehr glaubhaft vor, unter dem Vorwande, er wolle diesen Unglücklichen das Licht der Religion mittheilen, weil man ihnen keine hinlängliche Anzahl von Mißionaren schicken könne. So bald man die Einwilligung des Hofs hatte, rüsteten viele Privatleute auf ihre Kosten Schiffe aus, um Rekruten auf den Lucayischen Inseln zu machen, und gebrauchten alle Arten von Betrügerey, damit sie die Insulaner nur mitbekamen. Einige sagten ihnen, sie kämen aus einer angenehmen Gegend, wo die Seelen ihrer verstor-

Man entvölkert die Lucayischen Inseln.

verstorbenen Eltern und Freunde wären, die sie zur Theilnehmung an ihrer Glückseligkeit einlüden. Durch diese Griffe wurden mehr als vierzig tausend verführt: aber als sie erkannten, daß sie angeführt waren, so starb eine große Anzahl vor Kummer darüber, und die übrigen versuchten alles, um sich der Grausamkeit ihrer Tyrannen zu entziehen. Ein spanisches Schiff traf deren viele über funfzig Meilen im Meere auf einem Baumstamm, an welchem sie Flaschen mit süssen Wasser gebunden hatten. Sie waren schon sehr nahe an ihre Insel gekommen; aber man zwang sie in das Schiff zu steigen, und führte sie wieder in die Sklaverey. Man brauchte alsdann bald Gewalt, die Einwohner der Lucayischen Insel nach St. Domingo zu bringen, und in wenigen Jahren waren die Lucayischen Inseln gänzlich wüste.

Im Jahre 1508 wurde Ovando nach Spanien zurückgerufen, und Don Diego Colombo, ältester Sohn des berühmten Christoph, zum Generalstatthalter von Amerika ernannt: viele Schriftsteller geben vor, er habe den Charakter als Vicekönig mit erhalten. Er langte zu St. Domingo den zehnten Julius 1509 an, brachte eine Menge Adel, viele Officiere und eine beträchtliche Anzahl Frauenzimmer mit, welche das Gefolge der Vicekóniginn aus-

mach-

machten, und in der Folge die angesehensten Männer der Kolonie bekamen.

Der König Ferdinand erhielt 1511 vom Pabst Julius dem zweyten eine Bulle, kraft welcher er St. Domingo, la Conception und St. Johann Portorick zu stimmhabenden Bischofthümern von Sevilien erhob. Die Erstlinge und der Zehende von allen Landgütern, ausgenommen Metalle, Perlen und kostbare Steine, die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit, kurz alle die Rechte, deren die Kastilischen Bischöfe genießen, wurden diesen drey neuen Bischofsstühlen beygelegt. Der König wollte, daß diese drey den Zehenden mit der Geistlichkeit, den Hospitälern und Fabriken theilten: er behielt sich nur die Ernennung zu Benefizen und Würden vor.

Man errichtet Bischofsthümer zu St. Domingo.

Die Religion und Menschlichkeit vereinigten sich endlich zum besten der Indianer wider die Spanier. Die Dominikaner, welche sich in dieser Insel niedergelassen, sahen nun mit Abscheu auf ihre unwürdigen Behandlungen der Menschen: sie bewafneten sich mit allem apostolischen Eifer, um dieser ärgerlichen Grausamkeit Einhalt zu thun. Die Geschichte hat uns den Namen desjenigen aufbehalten, welcher zuerst die Sache der Menschlichkeit führte. Er hieß **Antonius Montesino**, und

Die Dominikaner wollen den Grausamkeiten, welche zu St. Domingo ausgeübt worden, Einhalt thun.

und hatte sich einen großen Ruhm in der Beredtsamkeit und Heiligkeit erworben. Er trat an einem Feyertage auf die Kanzel zu St. Domingo, und predigte mit Nachdruck vor dem Vicekönig und allen Vornehmen der Kolonie wider die Ungerechtigkeit und Barbarey mit welcher er die Indianer behandeln sah. Der Eifer dieses Mönchs gieng bis zur Ereiferung. Da sich die Spanier von der empfindlichsten Seite angegriffen sahen, so murreten sie. Die königlichen Officianten drungen in den Vicekönig, dem Unbesonnenen einen starken Verweiß zu geben, daß er die Ehrfurcht gegen diejenigen aus den Augen gesetzt, welche der Hof mit seinem Vertrauen würdigte. Der Vicekönig schickte sie Anfangs nach dem Kloster, um sich daselbst bey dem Superior deshalb zu beschweren; aber der Pater Cordoua, denn so hieß der Superior, antwortete ihnen, der Pater Montesino hätte seine Pflicht gethan, und was er gesagt, müßten alle die, welche GOtt und den König ehrten, billigen. Die königlichen Bedienten erklärten ihm, daß wenn der Prediger auf der Kanzel nicht widerrufe, die Dominikaner von der Insel gejagt werden sollten. Man erhitzte sich von beyden Seiten; doch endlich kam man zu einem Vergleich und wurde eines, der Pater Montesino müsse mit mehrer Vorsicht predigen, und denen, die sich für belei-

beleidigt hielten, einige Genugthuung geben. Den Sonntag darauf war ein Zusammenlauf von Menschen in der Kirche, und man erwartete mit Ungeduld seinen Widerruf. Er erschien, und sagte unter andern: „hat mein Eifer mich in der „gerechtesten Sache von der Welt meine „Ausdrücke nicht genug abmessen lassen, „so bitte ich die, welche sich dadurch für „beleidigt glauben, um Vergebung; ich „weiß, was ich denen schuldig bin, die die „Gewalt des Fürsten in Händen haben; „aber man irrt sich, wenn man mir zum „Verbrechen machen will, daß ich wider „die Barbarey aufgetreten bin?„ — Er sagte hierüber noch stärkere Dinge, als das erstemal. Nach einer höchst pathetischen Auseinandersetzung der Mißbräuche fragte er: „Was für ein Recht haben denn Leute, „die aus Spanien gekommen sind, weil „sie dort kein Brod hatten, auf Kosten „von Menschen die eben so frey gebohren „sind, als sie, sich zu bereichern? Warum schalteten sie mit den unglücklichen Indianern, wie mit einem Eigenthume? Wer „gab ihnen das Recht der Tyranney über „sie? Wenn es nicht Zeit wäre, einer Begierde Grenzen zu setzen, welche der Quell „von so vielen Verbrechen war, und wenn „man ihr noch wollte funfzehn bis zwanzig „Indianer aufopfern, die kaum von einer

Herrera B. 8. K. 12.

„Million, die man auf der Insel gefunden „hatte, übrig geblieben sind?“

Die Officianten, über diese Rede noch mehr aufgebracht, als über seine erste, faßten den Entschluß, es an den König zu berichten, und übertrugen es dem Alfonsus von Espinar, einem Franciskaner, einem tugendhaften aber kurzsichtigen Manne. Da die Dominikaner sahen, daß sich der Orden des heiligen Franciskus wider sie erklärte, und von vielen Mächtigen unterstützt wurde; so ließen sie den Pater Montesino abreisen um seine Sache bey Hofe zu verfechten. Er fand ihn eingenommen wider sich. Aber sein Eifer überwand alle ihm in Weg gelegte Hindernisse. Mit Hülfe seiner Beredtsamkeit machte er dem Regenten begreiflich, daß man ihm die Wahrheit verkleidet. Doch konnte er weiter nichts erhalten, als einen Befehl zur Versammlung eines außerordentlichen Raths. In diesem Rathe stellte er vor, daß man kein Recht hätte, nach der Freyheit einer Nation zu trachten, über die man keine rechtmäßige Gewalt besäße und die kein Unrecht gethan. Man antwortete ihm, die Indianer müßten als Kinder betrachtet werden, welche im funfzigsten Jahre weniger Verstand hätten, als die Europäer im zehnten; folglich sich weder selbst leiten,

noch

noch die einfachsten Wahrheiten einsehen könnten; empfänden das natürliche Elend ihres Zustands so wenig, daß ungeachtet der angewandten Sorgfalt sie zu kleiden, sie doch ihre Kleider zerrissen, so bald sie aus den Augen ihrer Herren wären, und auf die Gebürge sich begäben, wo sie alle Arten von Unzucht trieben; der Müßiggang schien ihr höchstes Guth zu seyn, und die Nothwendigkeit zu arbeiten könne sie blos in Gehorsam erhalten; sie wären endlich gar nicht fähig, einen Gebrauch von der Freyheit zu machen, und mit den Fehlern und der Unfähigkeit der Kinder verbänden sie die Laster der verdorbendsten Menschen.

Montesino konnte nicht bergen, daß diese Anklagen übertrieben wären, und redete mit so viel Nachdruck, daß der König verlangte, man solle der Billigkeit seiner Sache etwas zugestehn. Man entschied dahin, die Indianer sollten für freye Leute angesehn werden, aber die Aemter so bleiben, wie sie wären. Man verbot ausdrücklich, die Insulaner keine Lasten tragen zu lassen, noch sich zu ihrer Besserung des Stocks und der Peitsche zu bedienen. Man befahl zugleich Untersucher zu ernennen, welche die Beschützer dieser Unglücklichen wären, und ohne deren Einwilligung man keinen ins Gefängniß bringen solle. Man verordnete auch, daß sie außer den Sonn-

und Festtagen einen Ruhetag in der Woche haben, und die schwangern Frauen von aller Arbeit befreyt seyn sollten. Diese Anordnungen waren gemacht, aber fast ohne alle Wirkung, wie man gleich sehen wird.

Da der König von Spanien für die Indianer genug gethan zu haben glaubte, so befahl er dem Pater von Cordoua, der dem Montesino nach Spanien mitgefolgt war, daß die Geistlichen seines Ordens sich der Invektiven gegen die königlichen Bedienten in Zukunft enthielten, und sich begnügeten, wie sie schon vorher gethan, die Indianer durch die Reinigkeit der Sitten zu erbauen, ohne sich in das Regierungsgeschäfte zu mischen.

Die Menschlichkeit fand also keine Stütze mehr am spanischen Hofe, und die Grausamkeit gegen die Indianer wuchs; es schien sogar, man wolle sie deshalb bestrafen, daß sich großmüthige Menschen gefunden, die ihre Vertheidigung über sich genommen, und man konnte ohne Entsetzen nicht das Gemälde der Barbarey sehen, welche die Spanier gegen sie ausübten. Sie spannten sie zur Arbeit zusammen, wie Lastthiere, und wenn man sie über ihre Kräfte beladen hatte, so trieb man sie mit Schlägen fort. Fielen sie unter ihrer Last, so verdoppelte man die Schläge, und hörte nicht eher

auf,

auf, als bis sie wieder aufgestanden waren. Man schied die Weiber von ihren Männern, die meisten Mannspersonen wurden in die Bergwerke eingeschlossen, woraus sie niemals kamen, und die Weibsleute wurden zum Feldbau gebraucht. Bey allen diesen mühseligen Arbeiten nährte man sie nur mit Kräutern und Wurzeln. Es starben ihrer eine große Menge von Schlägen und Strapazen. Die Mütter, deren Milch aus Mangel der Nahrung vertrocknet oder verdorben war, fielen vor Schwachheit und Verzweiflung todt über den klopfenden Leichnam ihres Kindes. Einige flüchteten in die Gebürge, um sich der Tyranney zu entziehn: man setzte daher Bedienten, unter dem Titel Alguasils del Campo, die diesen Ueberläufern nachjagen mußten. Diese Ausüber der Tyranney begaben sich mit einer Kuppel Hunde ins Feld, welche einen großen Theil dieser Unglücklichen zerrissen. Um einem so grausamen Tode vorzukommen, nahmen eine Menge anderer Maniokſaft, welcher ein sehr heftiger Gift ist, oder erhiengen sich an Bäume, nachdem sie diesen grausamen Dienst ihren Frauen und Kindern erwiesen.

Die Mißionaren mußten alle diese Abscheulichkeiten mit ansehen, und konnten nichts dabey thun, als darüber seufzen: allein der unerschrockene Las Casas trotzete allen Las Casas übernimmt

die Erleichterung der Indianer.

allen Betrachtungen des Interesses zum Besten der Menschheit. Man malt ihn als einen lebhaften, kühnen und unternehmenden Mann von Standhaftigkeit, tiefer Gelehrsamkeit und heroischer Tugend. Nichts konnte ihn von seiner Meynung abbringen, wenn es ihm die Ehre GOttes zu betreffen schien. Er hatte mit Vergnügen die Dominikaner wider die Grausamkeit der Spanier, in Betracht der Indianer, sich empören gesehn: aber die Ruhe und eine Art von Gleichgültigkeit, in welche er sie hernach verfallen sah, verdrossen ihn. Er machte die nehmliche Sache wieder anhängig, und der Eifer, welcher ihm den Titel eines Beschützers der Indianer brachte, verlosch nur mit seinem Tode. In der Ueberzeugung, daß der König von dem nichts wisse, was in Westindien vorgehe, faßte er den Entschluß nach Spanien zurückzugehn und ein Gemälde davon zu machen.

Er langte bey Hofe zu Ende des Jahrs 1515 an; überreichte dem Monarchen Empfehlungsschreiben des Erzbischofs von Seville, erklärte ihm ohne Bemäntelung, er sey nur von St. Domingo gekommen, um Seine Majestät zu benachrichtigen, daß man in Indien ein Derselben Gewissen und Krone zuwiderlaufendes Betragen angenommen, und fügte hinzu, er würde sich

deut=

deutlicher erklären, wenn Seine Majestät ihm Gehör zu ertheilen geruhen wollten. Der König erstaunte über diese Herzhaftigkeit, und befahl ihm einen Auffsatz zu machen, welchen er gewiß lesen wolle. Nach dieser kurzen Unterredung besuchte er den Pater Matienco, einen Dominikaner und Beichtvater des Königs, und sagte ihm mit der nehmlichen Herzhaftigkeit, er wisse wohl, die Bedienten der Insel St. Domingo hätten den Hof wider ihn eingenommen; die Minister der irdischen Angelegenheiten erklärten sich für sie, weil sie Aemter in Indien hätten, und er könne sich nur auf ihn und die Gerechtigkeit seiner Sache gründen. Er erzehlte ihm alsdann alle Grausamkeiten, welche man gegen diese unglücklichen Insulaner ausübte, und ermahnte ihn im Namen des Himmels sich der Religion, der Gerechtigkeit und Unschuld anzunehmen.

Matienco gab dem Könige Nachricht von der Unterredung, die er mit dem Las Casas gehabt, und der König ließ dem letztern ein besonderes Gehör versprechen. Auf Anrathen des Matienco unterließ Las Casas nicht, den Bischof von Burgos zu besuchen: es war eben der, welcher den Colombos so entgegen gewesen, und noch Minister von Indien war: er gab ihm zu verstehn, daß alle seine Erklärungen dem

Könige mitgetheilt würden. Er wurde deshalb sehr übel empfangen: aber er ließ sich nicht abschrecken, in der Hofnung, die Empfehlungen des Matienco und des Erzbischofs von Seville würden seiner Unterhandlung einen glücklichen Ausgang machen.

Das den 23 Februar 1516 erfolgte Ableben Ferdinands vereitelte seine Entwürfe, aber hemmte nicht seinen Eifer. Er gieng zu dem Cardinal Ximenes, welchen man in der Abwesenheit Karl des fünften zum Regenten des Königreichs erklärt; und fand ihn sehr willfährig. Nach vielen Unterredungen wollte ihn der Cardinal in einer Versammlung von Doktoren hören, und ließ eine neue Verordnung aufsetzen, Kraft welcher er das Interesse der Indianer und Spanier in den Kolonien gleichmäßig zu beobachten befahl. Darinn stund auch, daß die Indianer in dem Glauben unterrichtet und nützlich beschäftigt werden sollten; aber ohne Strenge, um den ihnen von der Krone aufgelegten Tribut richtig abtragen zu können. Zu dem Ende befahl man sie von den Spaniern zu trennen; sie in Dörfer zu vertheilen, über jedes derselben einen Mißionar zu setzen, der alles mögliche Ansehn hätte, um seine Person und sein Amt in Ehrfurcht zu erhalten; jeder Familie ein Erbstück anzuweisen, das sie zu ihren Nutzen bauen könnte, und den

Tribut nach der Natur des Bodens und seiner vortheilhaften Lage auszuschreiben.

Es stieß sich aber nur daran, Leute zu finden, die ein so schönes Projekt ausführen könnten. Der Cardinal meynte, man könne es nur von einem regelmäßigen Stande erwarten. Da die Dominikaner und Franciskaner-Mönche über die Hauptsache nicht einig gewesen, so glaubte er, diese beyden Orden ausschliessen zu müssen, und erklärte sich für den Orden des heiligen Hieronymus. Er wendete sich an den Superior desselben, welcher ihm zwölfe ernannte, aus welchen er drey erwählte, die durch ihre Wissenschaft und Gottesfurcht gleich ehrwürdig waren. Der Regent schickte sie nach der Insel mit einer fast uneingeschränkten Gewalt. Sie hatten Befehl, bey ihrer Ankunft die Indianer des Bischofs von Burgos, die Indianer des Commendanten von Conchillos und alle Diener und Herren des Hofs abzudanken, welche von dem verstorbenen König Aemter erhalten hatten. Zu gleicher Zeit gab man ihnen auf, alle vornehmen Kaziken zu versammlen, und ihnen anzudeuten, daß sie der Rath des katholischen Königs, für ein freyes, christliches und der Krone unterworfenes Volk hielte; er habe nach der Insel Minister geschickt, die ihre Beschwerden hören sollten; sie möchten also kein Beden-

ken

ken tragen, ihr erlittenes Unrecht anzuzeigen, damit man es abwenden und die Urheber desselben bestrafen könne; Seiner Majestät gienge ihr Interesse so sehr zu Herzen, als ihnen selbst, und er würde nichts sparen, um ihnen Beweise davon zu geben. Ueberdieß hatten sie auch Order, durch Mönche alle Wohnungen der Insel untersuchen zu lassen, um zu erfahren, auf welche Art man bisher die Indianer behandelt; sich genau nach dem Zustande der Bergwerke zu erkundigen, zu sehen, ob es rathsam sey, die Eingebohrnen des Lands zu vereinigen und Flecken daraus zu machen, und im Falle, daß man zu diesem Entschlusse griffe, jeden dieser Flecken mit drey hundert Indianern anzufüllen, mit einer Kirche und einem Hospitale zu versehn; die von den Bergwerken zu sehr entfernten Indianer das Feld bauen zu lassen; den Kaziken, die über die Flecken gesetzt wären, viermal mehr Land zu geben, als den andern Indianern, und es so zu veranstalten, daß jeder ihrer Unterthanen gehalten sey, ihnen alle Jahre funfzehn Tagearbeiten zu thun.

Verordnung, welche der Cardinal Ximenes zum besten der Indianer macht.

Die drey Commissarien bekamen auch den Auftrag, königliche Visitatoren zu ernennen, davon jeder über eine gewisse Anzahl Dörfer die Aufsicht haben sollte; fest zu setzen, daß in einem Dorfe nichts von

Wichtigkeit, ohne Bewilligung des Missionars, Kaziken und Visitators vorgenommen werde; daß jeder Kazike seine Unterthanen zwar zur Geissel verdammen könne; aber wenn es Verbrechen von einer größern Strafe beträfe, sollte die Erkenntniß in dem vom König errichteten Gerichte geschehen; ferner man sollte verhindern, daß die Indianer keine Art von Waffen trügen, nicht ganz nackend giengen, mehr als eine Frau hätten, und diejenige, die sie einmal geheyrathet, verließen. Ehebrecher sollten gegeisselt werden; der Unterhalt der Visitatoren sollte theils auf die Kammergüther, theils auf die unter ihnen stehende Dörfer gelegt, und der Mißionaren ihrer von dem Decem, den Messen und Opfern bestritten werden, doch mit ausdrücklichem Verbote, nichts für geistliche Verrichtungen zu nehmen, und mit dem Gebot, einen Katechisten zu halten, welcher die Kinder lesen und die kastilianische Sprache lehren sollte.

Da die Indianer nicht mehr unter der Kastilianer Aufsicht stunden, so konnten sie in den Bergwerken für sich arbeiten, und man empfohl den Commissaren, sie dazu anzuhalten, ihnen die Stunden des Anfangs und Endes der Arbeit festzusetzen, dazu keine Leute unter zwanzig Jahr zu nehmen, und wenn sie über funzig wären, das

Drit-

Drittel vom Dorfe nur in die Bergwerke gehn zu lassen; nicht zuzugeben, daß sie darinn länger als zwey Monate hintereinander blieben, und keine Weiber dazu ohne Einwilligung ihrer Männer zu gebrauchen. Man verordnete ferner, daß die Bergleute das, was sie gefödert hätten, bis zur Schmelzzeit sich verwahrten, um es an einen gemeinschaftlichen Ort unter der Aufsicht des Visitators und Kaziken zu bringen: daß man aus dem daraus fallenden Gewinn drey Theile mache, den ersten für den König, die andern beyde für den Kaziken, den Bergmann und das Dorf, nach vorhergegangenen Abzuge der Schmelzkosten; daß auf der ganzen Insel zwölf Kastilianische Bergleute seyn sollten, deren Schuldigkeit wäre, die Bergwerke zu entdecken, den Indianern zu zeigen, und deren Besoldungen halb von dem Schatze und halb von den Indianern bestritten werden müßten; daß die Spanier, welche Karaibische Sklaven hätten, sie in den Bergwerken brauchen könnten; aber mit der Bedingung, daß dafür dem Könige für einen verheyratheten der zehnte, und für einen unverheyratheten der siebende Theil bezahlet würde. Der König machte sich anheischig, die Caravellen herzugeben, um dergleichen Sklaven anzubringen; aber bey Lebensstrafe keine andere als Kanibalen.

Das

Das Geschrey und Vorstellen derjenigen, welche auf der Insel St. Domingo Aemter hatten, war unnütze, und der Cardinal befahl die Vollstreckung seiner Verordnungen. Man weiß nicht, welcher mehr Lob verdient, ob der Las Casas, welcher allen Gefahren der rachsüchtigen Großen trotzte, um die Menschlichkeit in Westindien wieder in seine Rechte einzusetzen, und der Tyranney unschuldige Opfer zu entreissen; oder der Cardinalregent, welcher ihn hörte, und seinen Rath befolgte. Man kann diese Verordnung als eine Probe von der Politik des berühmten Ximenes ansehn.

Der Vicekönig ward über diese neue Regierungsform gar nicht befragt, entweder weil er beym Regenten verklatscht war, oder weil man ihm nicht das Herzleid anthun wollte, an einer Verordnung mit zu arbeiten, die mehr, als jemals seine Macht einschränkte. Er hatte noch den Verdruß zu sehen, daß man den drey Commissarien einen weltlichen Adjunkt, unter dem Titel eines Administrators, zugab. Dieser erhielt völlige Gewalt über die Truppen, die unmittelbare Verwaltung der Finanzen und Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit, weil alle diese Aemter Mönchen nicht zukamen. Die königlichen Auditoren wurden abgeschaft, weil sie ihre Gewalt gemißbraucht.

Las

Las Casas, welchen man in Indien für nothwendig hielt, wurde mit dem Titel eines Beschützers der Indianer beehrt, und erhielt eine Besoldung von hundert Pesos. Zu gleicher Zeit wurde ihm aufgegeben, die Commissarien zu begleiten, denen er mit seinem Kredite bey den Einwohnern des Lands beystehn, und sie von ihren Sitten und Gebräuchen unterrichten sollte. Auch kamen damals vierzehn Mönche aus dem Franciskanerorden zu Madrid an, welche verschiedne Klöster aus der Pikardie geschickt hatten. Sie erboten sich, ihr Leben der Bekehrung der Indianer zu widmen. Man zählte unter ihnen einen Bruder des Königs von Schottland, der sowohl durch seine Geburt als durch seine Frömmigkeit ehrwürdig war. Ihr Anführer hieß Pater Remi, und hatte schon das Evangelium in Indien gepredigt. Der Cardinal, welcher von dem nehmlichen Orden war, lobte ihren Eifer, und verschafte ihnen alle nöthige Bequemlichkeiten zu ihrer Ueberfahrt.

Die Hieronymiten, die drey Commissarien kamen zu St. Domingo den 2ten December 1516 an. Sie zeigten den Staatsbedienten ihre Bestallungen, machten ihr Ansehn geltend, und nahmen von dem Pallast der königlichen Audienz Besitz. Das Gerüchte verbreitete sich gar bald,

daß sie gekommen wären, den Indianern die Freyheit wieder zu verschaffen; das Gemurre und Klagen fieng wieder an: aber sie stillten es durch einen herzhaften Streich, der alle Spanier in Erstaunen setzte: sie bestraften einen Beamten, welcher, wie es geschienen, einen Aufruhr erregen wollen; nahmen ihm seine Ehrenstellen, und verurtheilten ihn zu einer Strafe von zehn Pesos Gold. Sie fiengen ihre Verbesserung damit an, daß sie alle Indianer für frey erklärten, deren Herren abwesend waren, und vertheilten sie in ihre verschiedne Departementer. Doch ließen sie sie alle in einer Art von Sklaverey, weil sie befürchteten, daß wenn sie sich selbst überlassen wären, sie nicht das Licht des Glaubens annehmen würden. Man sagte so gar, ihre natürliche Dummheit machte sie unfähig, das Geringste davon zu begreifen, und überredete sich, daß das einzige Mittel, sie als Menschen leben zu lassen, wäre, sie unterm Joche zu halten. Die Hieronymiten machten ihnen daher nur alle Erleichterung, welche diese Unglücklichen in der Knechtschaft haben konnten. Sie stellten alle alte Verordnungen wieder in ihre Kraft her, machten neue, und gebrauchten alle Vorsicht zur ungehinderten Ausübung derselben: aber Las Casas verlangte mit Standhaftigkeit die Abschaffung der Departementer.

Seine Vorstellungen waren Anfangs sehr mäßig; aber als er sah, daß sie ohne Wirkung blieben, so überließ er sich der Ungestümheit seines Charakters und gieng bis zu Drohen und Schelten. Er stützte sich mit seiner Würde, als Protektor der Indianer, welche, wie er sagte, dem königlichen Befehle zuwider, in einer grausamen Unterdrückung lebten. Diese Aufführung, welche der standhaften Sanftmuth der Hieronymiten grade entgegen war, zog ihm so vielen Haß zu, daß er sich zur Rettung seines Lebens in das Dominikanerkloster retten mußte. Er schrieb nach Hofe wider die Commissarien, welche ihrer Seits auch schrieben, und da diese mit mehrer Gnade gehört wurden, so erhielten sie Befehl, ihn nach Spanien zurückzuschicken: allein er war ihren Befehlen zuvorgekommen, und hatte sich auf das erste beste Schiff eingeschift, welches nach Europa seegelte.

Als er ankam, begab er sich nach Aranguez, um seine Klagen dem Cardinal Ximenes vorzubringen: aber er konnte ihn nicht sprechen, weil dieser Minister sehr gefährlich krank war. Las Casas erfuhr, daß der Konig Karl bald nach Seville kommen solle, und begab sich daher auch dahin. Der Pater Manzanedo, einer der drey Commissarien von St. Domingo folgte

folgte ihm nach: seine beyden Kollegen hatten ihn nach Spanien geschickt, um die Anklagen des Protektors der Indianer zu beantworten. Alle, welche den Staatsrath ausmachten, empfiengen Anfangs diesen Mönch gnädiger, als seinen Gegner; aber nichts konnte des Letztern Standhaftigkeit niederschlagen.

Karl kam nach Spanien, und der Cardinal Ximenes starb. Alle Großen stellten dem Könige vor, daß dieser Minister ihnen vielen Nachtheil zugefügt, indem er ihnen die Aemter genommen, die sie auf der Insel St. Domingo gehabt: die Niederländischen Herren, welche in großen Ansehn bey Seiner Majestät standen, verlangten Antheil an den Vortheilen der neuen Welt. Der junge Monarch, ohne die Folgen vorauszusehn, stund gar nicht an, ihnen ihre Bitte zu bewilligen. Diese Nachricht verursachte dem Las Casas den lebhaftesten Kummer, welcher dem Monarchen die stärksten Vorstellungen über ihre Freyheiten machte. Als er sah, daß man ihn nicht hörte, so schlug er ein Mittel vor, welches er zur Erleichterung der Indianer für zuverläßig hielt. Man sollte nehmlich Neger und Arbeiter an die Oerter schicken, wo die Spanier ihre Wohnungen errichtet. Dieser Entwurf ward von vielen Niederländischen Herren gebilligt, wurde im

Indianischen Rathe vorgetragen, und der König unterschrieb eine Verordnung, daß vier tausend Neger nach den großen Antillen übergeschift werden sollten. Das Privilegium ward darüber einem Niederländischen Herrn bewilligt, welches er für eine Summe von drey und zwanzig tausend Dukaten verkaufte. Sie schlugen ihre Neger so hoch an, daß aller davon erwarteter Vortheil verschwand.

Am Ende rufte man die Commißion der Hieronymiten zurück, und ertheilte dem Roderig von Figueroa völlige Gewalt, nach einer den Umständen angemessenen Art zu handeln, doch mit dem Befehle, die verständigsten spanischen Officiere, welche in Indien wären, zu Rathe zu ziehn. Las Casas machte soviel Vorstellungen, daß er endlich die Freyheit für alle Indianer erhielt.

Besondere Krankheit, woran so viele Indianer sterben.

Unter der Zeit, daß dieses in Europa behandelt wurde, überfiel die in St. Domingo wohnenden Indianer eine Krankheit, woran eine so große Menge starben, daß es schien, als wenn diese Insel noch nie bevölkert gewesen wäre. Sie fühlten ein Feuer, welches sie verzehrte, und zu ihrer Linderung stürzten sie sich in die Flüsse: aber das Mittel, wodurch sie ihre Krankheit zu stillen suchten, war grade das, was ihnen den Tod verursachte. Die Spanier

nier bekamen diese Krankheit nicht; daher die Geschichtschreiber auf die Meynung geriethen, sie müßte in diesem Lande natürlich seyn.

Auf diese Geissel erfolgte eine andere, deren Wirkungen beyde Nationen fühlten. Man sah auf einmal in den Inseln St. Domingo und Portoriko eine so ungeheure Menge Ameisen entstehn, daß der ganze Erdboden damit bedeckt wurde. Die Portorikoschen hatten Stacheln, deren Stiche einen lebhaften Schmerz verursachten. Sie kamen allenthalben hin, und wollte man ein wenig ausruhen, so mußte man auf die Betten große Becken mit Wasser setzen. In der Insel St. Domingo legten sie sich an die Bäume, welche sie Anfangs an der Wurzel angriffen, und sie so trocken und schwarz machten, als wenn sie gebrannt worden wären. Vergebens ersäufte man sie, einen Augenblick darauf erschienen neue. Man brauchte wider sie mit nicht besserm Glücke das Feuer, und nachdem man oft ganze Haufen ihrer Eyer verbrannt hatte, welche man in der Erde vier Spannen hoch fand, so sah man doch den Morgen darauf aus den nehmlichen Oertern neue Legionen dieser Insekten herauskommen. Als man endlich alle menschliche Hülfsmittel erschöpft hatte, so wendete man sich an den Himmel mit Ce-

Außerordentlicher Schaden, den die Ameisen verursachen.

remonien und närrischen Gelübden, welchen man das Ende dieses Elends beymaß.

Alle Pflanzen, welche durch diese Thiere angegriffen worden, verdarben gänzlich: aber die, welche darauf folgten, kamen eher als gewöhnlich, und brachten fast eben so bald Früchte. Kaum war die Insel von dieser Plage befreyet, so hatte sie viel von der Gefräßigkeit einer großen Anzahl aus den Wohnungen entlaufner Hunde auszustehn. Vornehmlich machten sie sich an die wilden Schweine, welche sich seit der Niederlassung der Spanier wunderbar stark vermehrt hatten. Der Kälber schonten sie auch nicht, und frassen sie auf, so wie sie auf der Weide gebohren wurden.

Kühne That des Las Casas und einiger andern Theologen.

Las Casas sah, daß man für die Indianer nicht die Achtung hätte, wie er sie verlangt, und ergriff daher einen Entschluß, den ihm mehr der Eifer als die Klugheit eingab. Er gieng zu allen denen, welche den Titel als königliche Prediger und Gottesgelehrten hatten, und vermochte davon achte, sich mit ihm in den Rath zu begeben, um daselbst zu erklären, daß die Herren, woraus der Rath bestand, bey GOtt alles das Böse zu verantworten hätten, was in Indien verübet würde, weil sie nach so vielen Vorstellungen das in ihrer Gewalt stehende Mittel nicht anwenden wollten. Der Pater Michael von Salamanka, ein

Dominikaner, welchen sie zu ihren Redner erwählt, legte ihm ohne Schonung alles das vor Augen, was ihm der Beschützer von Indien eingegeben hatte. Man hatte die Geduld ihn anzuhören; aber als er zu Ende war, sah ihn der Bischof von Burgos mit einem strengen Auge an, fragte ihn, was ihn so kühn mache, und seit wenn die Prediger sich in die Regierung mischten? La Fuente, ein anderer Doktor antwortete, ihnen läge das Beste der Gemeine GOttes auf, für welches sie ihr Leben aufzuopfern bereit wären; es wäre gar nichts wunderbares, daß Doktores der Theologie, welche eine allgemeine Kirchenversammlung um Rath fragen könnten, den Ministern der Könige guten Rath ertheilten; aus Pflicht und Schuldigkeit müßten sie erklären, daß, wenn sie die in Indien eingerißne Mißbräuche nicht abschaften, sie auf die Kanzel treten, und öffentlich diejenigen angreifen würden, welche die Gesetze GOttes mit Füssen träten und den königlichen Dienst vernachläßigten; sie glaubten hierdurch ihre wesentlichste Pflicht zu erfüllen, welche wäre, das Evangelium nicht allein zu predigen, sondern auch auszuüben. Dom Gariz de Padilla, welcher sehr unterrichtet war, sagte, der Rath habe bisher alles gethan, was er gesollt, der Beweiß davon befände sich in den Akten selbst, welche man ihnen mittheilen wolle, ob ihr

Stolz gleich diese Herablassung nicht verdiente. La Fuente erwiederte, man müßte ihnen doch diese Akten zeigen, und sie würden sie loben, wenn sie Lob verdienten: aber wäre die Gerechtigkeit dabey beleidigt, so würde er das Anathema wider die Urheber sprechen, es wäre das Aeußerste, wozu ihn Ihre Herrlichkeiten, glaubte er, nicht reitzen würden.

Den folgenden Tag lud man sie vor den Rath, um die Verlesung der für die Indianer gemachten Verordnungen anzuhören. Der Präsident nahm ihre Einwürfe mit vieler Gelassenheit auf: man versprach ihnen so gar, sie zu prüfen, und auf ihre Meynung Rücksicht zu nehmen. Da aber Las Casas sah, daß man nur Aufschub suchte, um seinen Eifer und seine Standhaftigkeit zu ermüden, so machte er neue Versuche bey den Niederländischen Großen. Diese fremden Herren, die gar nicht böse waren, die spanischen Minister auf einem Fehler zu ertappen, damit sie Gelegenheit bekämen, sich nothwendiger zu machen, riethen ihm, den ganzen Indianischen Rath und besonders den Bischof von Burgos zu verwerfen. Diesen Gedanken folgte er, und erhielt durch ihren Kredit eine außerordentliche Versammlung.

Diese Art von Sieg, welchen Las Casas über den Rath erhielt, machte viel Lermen

men in Spanien: es kam dem Königl zu Ohren, der die Ursache davon wissen wollte. Er ließ den Las Casas und dem Juan de Quevedo, Bischof von St. Maria der ältern in Darien, welcher mit dem erstern verschiedner Meynung war, vor sich kommen, und dem Vicekönig melden, daß er sich mit einem Franciskaner Mönch auch dabey einfände, welcher seit kurzen von St. Domingo angekommen war, und welcher das Interesse der Religion und Menschlichkeit in der neuen Welt noch weniger als Las Casas verabsäumte.

Als alle die, welche zu dieser Versammlung eingeladen, angekommen waren, so erschien der König in einem großen Saale des Pallasts auf dem Throne mit allen königlichen Pomp. Nachdem jedermann Platz genommen, redete der Kanzler zu dem Bischof von Darien also: Ehrwürdiger Bischof, Seine Majestät befehlen Ihnen zu reden? Der Bischof stand so gleich auf, und sagte, die Erklärungen, welche er zu geben hätte, könnten nur Seiner Majestät und dem Rathe mitgetheilt werden, er bäte also diejenigen, die es nicht hören sollten, sich entfernen zu lassen. Der Kanzler sagte ihm, daß alle, welche von Großen gegenwärtig wären, dazu ausdrücklich gerufen worden, und er könnte hierbey keine andere Parthie ergreifen, als gehor-

 chen.

chen. Er sagte, seit fünf Jahren, daß er in Amerika wäre, hätte man zum Dienst GOttes und des Fürsten nichts gethan; das Land verschlimmere sich, anstatt sich zu verbessern; der erste daselbst gewesene Statthalter wäre ein Bösewicht gewesen, und der zweyte ein noch größerer, und alles gienge so schlecht zu, daß er sich verbunden gefühlt, nach Spanien zu gehn und dem Könige Bericht davon abzustatten. Doch da er hier seine Meynung über das gegen die Indianer zu führende Betragen äußern sollte, so setzte er hinzu, daß alle die, welche er gesehn, so wohl in dem Lande, wo er gewohnt, als auch in den andern Orten, wo er durchgereiset, ihm zur Sklaverey gebohren zu seyn schienen; und daß seine Meynung sey, sie nicht sich selbst zu überlassen, sondern sie truppweise zu vertheilen, und sie in die Zucht der tugendhaftesten Spanier zu geben, sonst würde man nie Menschen, geschweige Christen aus ihnen machen.

Als der Bischof aufgehört hatte zu reden, wurde Las Casas befehligt, seine Gedanken zu sagen. Er erklärte, das natürliche Mitleid habe ihn bewogen nach Spanien zu gehn, um Seine Majestät von den Ausschweifungen, welche in Indien begangen würden, zu benachrichtigen: „Dem Feinde aller Tugend, setzte er hinzu,

„fehlt

„fehlt es nie an Dienern, welche vor dem „Fortgange meines Eifers zittern; aber „einmal bey Seite gesetzt, was das Ge„wissen betrift, so ist doch das Interesse „Eurer Majestät hier von so großer Wich„tigkeit, daß die Reichthümer aller Staa„ten von Europa zusammen nicht mit dem „geringsten Theile des Reichthums der „neuen Welt verglichen werden können. „Ich glaube daher, Eurer Majestät einen „wichtigen Dienst zu leisten, wenn ich De„nenselben diese Nachricht ertheile; aber ei„nen noch größern leiste ich GOtt, der von „allen meinem Thun und Lassen den ersten „Antheil hat, und ich nehme ihn hiermit zum „Zeugen, daß ich auf alle weltliche Beloh„nung hiermit Verzicht thue. Glauben „mir Eure Majestät, die Eingebohrnen der „neuen Welt sind fähig, den Glauben an„zunehmen, gute Fertigkeiten sich zu erwer„ben und alle Tugenden auszuüben; aber „mit Vernunft und guten Beyspielen muß „man sie dazu anhalten, und nicht mit „Gewalt; denn sie sind von Natur frey; „haben ihre angebohrne Herren und Kö„nige, die sie nach ihren Weisen regieren. „Unsere heilige Religion, Allergnädigster „König, macht keinen Unterschied der Per„son: theilt sich allen Religionen mit, nimmt „sie alle ohne Unterschied auf; raubt keiner „ihre Freyheit und ihre Könige: bringt „kein Volk in die Sklaverey unter dem

„Vor=

„Vorwande, daß es von Natur dazu „verdammt sey. Ich erdreuste mich zu „behaupten, daß es für Eure Majestät, „bey Anfange Dero Regierung, von äus„serster Wichtigkeit ist, auf Abhelfung al„ler in Indien fortdaurenden Mißbräuche „zu denken.“

Der Franciskaner Mißionar erhielt auch Befehl zu reden; und that es folgendermassen: „Da ich mich einige Zeit in „der Insel St. Domingo aufgehalten, so „bekam ich den Auftrag die Indianer zu „zählen. Es waren damals eine wunder„bare Menge Menschen. Nach einiger „Zeit bekam ich den nehmlichen Befehl „wieder, und ich fand ihre Anzahl sehr „vermindert. Wenn das Blut Abels, das „ist, wenn das unrecht vergoßne Blut ei„nes Menschen, um Rache geschrien und „Erhörung des Himmels erhalten hat: „wird GOtt zu dem Geschreye dieses Mee„res von Blut taub seyn, das man zu ver„giessen nicht aufhört? Ich beschwöre Eu„re Majestät bey dem Blute unsers Herrn, „und den Wunden des großen Heiligen, „dessen Kleid ich trage, unversäumt dem „Uebel abzuhelfen, das gewißlich den Zorn „und die härteste Strafe des Größten al„ler Könige nach sich ziehen muß.“

Man befahl auch dem Vicekönig, Dom Diego Colombo seine Meynung zu sagen. Er

Er sprach, das Elend, welches man vorgestellt, wäre nur zu offenbar, und die Diener der Religion, welche so oft dagegen aufgetreten, wären Zeugen davon. Da er gesehn, daß man so wenig auf ihre Vorstellungen Rücksicht genommen, so hätte er es für seine Pflicht gehalten, sie vor den Thron zu bringen. Er fügte hinzu, Indien sey nur eine große Wüste, und da er keine andern Mittel hätte, als die Niederlassung, die er daselbst erhalten, so sähe er keinen Ort mehr auf der Welt, wohin er sich retten könne; seine Reise nach Spanien habe auch keinen andern Beweggrund gehabt, und von allen Sachen, die Seine Majestät zu beendigen hätten, wäre für des Königs Ruhm und Gewissen die amerikanische die wichtigste. Die verschiednen Angelegenheiten, welche Karln den fünften beschäftigten, verhinderten ihn, die Amerikanischen in diesem Augenblicke zu beendigen, und Las Casas sah mit Schmerzen, daß seine Vorstellungen fruchtlos blieben.

Die Insel St. Domingo verliert viel von ihrem Glanze.

Nachdem die Spanier verschiedne Theile vom festen Lande in Amerika erobert, und daselbst Niederlassungen angelegt, so verabsäumten sie die, welche sie in der Insel St. Domingo hatten, die nach und nach einen großen Theil ihres Glanzes verlohr. Ueberdieß waren die vornehmsten

Städ-

Städte durch ein Erdbeben eingeäschert worden. Die Engländer plünderten die Hauptstadt 1586. Fünf Jahre darnach ruinirten Korsaren eben dieser Nation die Stadt Yaguana. Vor dem Ende des nehmlichen Jahrhunderts wurden die Städte Salvatiera, la Savona, Yaguino, San Juan de la Maguana, Bonao, Buenaventura, Lavez de Guahaba, Puerto Real von ihren Einwohnern verlassen. Der Handel nahm auf einmal ab, durch das Verbot, keine Fremde auf dieser Insel aufzunehmen. Kurz, man zählte zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts nur vierzehn tausend Einwohner und ungefehr zwölf hundert entlaufne Neger, welche sich auf einem unsteigbaren Berge verschanzt hatten, und daraus ihren Herren Furcht und Zittern einjagten.

So war der Zustand der ältesten Niederlassung der Spanier in Amerika, als 1625 zwey Schiffe, ein französisches unter der Anführung eines normännischen Edelmanns, mit Namen Denambuk, und ein englisches unter dem Commando des Ritter Thomas Weruer, an einem Tage in der Insel St. Christoph anlandeten, welche von Karaiben bewohnt wurde. Die Franzosen und Engländer begriffen den ganzen Vortheil, den sie daraus ziehen konnten, und ohne sich in Streit einzulassen,

sen, wer zuerst angekommen, wurden sie einig, diese Insel unter sich zu theilen, und jeder eine Kolonie daselbst zu errichten. In diesem guten Vernehmen blieben sie nicht allein in ihren Kriegen wider die Karaiben, sondern auch bey der Theilung ihrer Eroberungen.

Die Spanier sahen mit Verdruß die Niederlassungen der beyden Nationen in einem Lande, wo sie sich alle Rechte zueigneten. Sie griffen sie mit einer mächtigen Flotte an, zwangen sie, diese Insel zu verlassen, und nach anderen ihre Zuflucht zu nehmen. So bald die Spanier aber sich zurückgezogen, kehrten die beyden Kolonien wieder in ihre alte Wohnungen.

Anfang der Niederlassung der Franzosen auf der Insel St. Domingo.

Einige Abendtheuerer von einer und der andern Nation hatten sich auf ihrer Flucht der Insel St. Domingo genähert. Da sie die Nordseite von den Spaniern fast gänzlich verlassen fanden, so entschlossen sie sich, daselbst niederzulassen, und fanden Ochsen und Schweine in Ueberflusse. Die zu Brasilien sich niedergelassenen Holländer versprachen ihnen, alle übrigen Nothdürftigkeiten zu verschaffen, und dafür zur Zahlung Häute anzunehmen, die sie durch ihre Jagden erhalten würden; sie setzten sich also daselbst fest.

Die meisten dieser neuen Kolonisten waren Normänner: man gab ihnen den

Namen

Namen Boucaniers, weil sie sich vereinigten, das Fleisch der von ihnen getödteten Ochsen nach Art der Wilden zu räuchern, (boucaner). Dieses Wort, welches man indianischen Ursprungs hält, bedeutet kochen oder vielmehr am Rauche trocknen; und die Oerter, wo das geschiehet, heissen Boucanen. Man hat die Bedeutung davon sehr ausgedehnt. Beynahe um diese Zeit kam es auf, die spanische Insel oder Hispaniola, St. Domingo zu nennen, womit sonst nur die Hauptstadt der Insel benamet wurde. Wir haben sie stets unter diesem Namen angezeigt, weil sie unter diesem in Frankreich allein bekannt ist.

Es war eine große Unbequemlichkeit für die neue Kolonie, nur aus den Händen der Holländer eine Menge sehr nothwendiger Dinge erhalten zu können: aber sie befreyte sich gar bald von dieser Last. Da die meisten Boucaniers sehr wenig Geschmack für die Jagd der wilden Thiere hatten, so legten sie sich auf die Seeräuberey, und alles, was sie erbeuten konnten, schien ihnen gute Priese. Eine Bande Engländer, worunter einige Franzosen, hatte sich der Schildkröteninsel bemächtigt. Sie vereinigten sich aus Interesse, und noch das nehmliche Jahr fiengen sie an, sich unterm Namen Friboatiers

be=

berühmt zu machen, welches Wort von dem englischen Frée-booten kömmt, das einen Seeräuber, Seekaper, und überhaupt einen Menschen bedeutet, der um des Plündern willens krieget.

Der gewöhnlichste Sammelplatz dieser Kaper ist die Schildkroteninsel, wo sie einen bequemen Hafen und mehrere Sicherheit vor den Unternehmungen der Spanier finden. An der ganzen Nordküste kann man nicht anlanden, und die Südküste hat nur einen Hafen, dessen sich die Seeräuber bemächtigt haben. Das Ankern ist gut auf dem Grunde feinen Sands, und die Einfahrt kann sehr leicht mit einigen Kanonen auf einem Felsen, der sie bestreicht, gedeckt werden. Das benachbarte Land ist sehr gut, und man findet mit unter unglaublich fruchtbares. Die übrige Insel ist voller Holz, welches zwischen Felsen wächßt, und doch von ziemlicher Höhe ist. Diese Insel hat nicht weniger denn acht Meilen in der Länge zwischen Ost und Westen, und etwa zwey in der Breite von Norden gegen Süden. Der Kanal, welcher sie von St. Domingo trennt, ist von der nehmlichen Breite. Sie liegt zwanzig Grade zehn Minuten von der Nordbreite. Die Luft ist hier sehr gut, ob gleich keine Flüsse darinn liegen, und die Quellen so gar sehr selten sind. Das Was-

Beschreibung der Schildkröteninsel.

ser der stärksten springt einen Arm dick: allein die andern sind so schwach, daß die Einwohner keine andere Wasser hatten, als das Regenwasser. Diese Insel ist für jetzt wüste; aber zu der Kaperzeiten zählte man an die sechs wohl bevölkerte Kantone. Alle auf den Antillen bekannte Früchte wachsen in der Schildkröteninsel: der hier gebaute Taback ist vortreflich und das Zuckerrohr wächßt hier erstaunend dick. Man hatte von St. Domingo hieher Schweine und Flügelwerk gebracht, welches sich hier sehr vermehrt hat. Die Küsten sind sehr Fischreich.

Als man zu St. Christoph erfuhr, was auf der Küste zu St. Domingo vorgieng, so zogen viele Einwohner dieser beyden Kolonien nach der Schildkröteninsel, in der Hofnung, sich so wohl durch die Leichtigkeit des Handels mit den Fremden, als auch durch die Seeräubereyen schneller zu bereichern. Einige legten sich auf den Ackerbau und pflanzten Taback. Doch trug zu dieser kleinen Niederlassung nichts mehr bey als die französischen Schiffe, vornehmlich die Diepposchen, welche hieher zu kommen anfiengen. Sie brachten Leute mit, welche sie auf drey Jahr angeworben hatten, und von welchen man eben den Dienst haben konnte, den man von den Neger oder indianischen Sklaven erhält. Dadurch

durch hatte diese neue Kolonie vier Arten Einwohner bekommen; die Boucaniers, deren Geschäfte die Jagd ist; die Kaper, welche das Meer durchkreutzen, die Kolonisten, welche das Land baueten, und die Gemietheten, davon die Meisten die Kolonisten und Boucaniers nicht verließen. Und aus diesem Zusammenflusse entstanden die, welche man Abendtheuerer nannte. Sie lebten mit einander in großer Einigkeit, und ihre Regierung war eine Art Demokratie. Jede freye Person hatte eine despotische Macht in ihrem Hause. Jeder Hauptmann war auf seinem Bord, so lange er commandirte, nicht weniger uneingeschränkt; aber das Commando konnte ihm durch die Berathschlagungen aller freyen Personen der Kolonie entzogen werden, wenn er am Lande war.

Diese Niederlassung beunruhigte die Spanier mehr, als die zu St. Christoph. Da sie wußten, daß die größte Stärke der Abendtheuerer in der Schildkröteninsel bestand, so beschlossen sie, diese ihnen wegzunehmen, in der Hofnung, daß dann alle übrige Niederlassungen von selbst vergehen würden. Der General der Gallionen bekam Order, sie anzugreifen, und alle Einwohner niederzumachen. Er that es zu einer Zeit, da alle Seekaper auf dem Meere waren, und die meisten Boucaniers auf der Jagd

 in

in der Insel St. Domingo. Die übrigen machten wenig Widerstand, und die ihn wagten, mußten über die Klinge springen. Einige ergaben sich in Gutem und wurden gefangen. Viele hatten Zeit sich auf die Gebürge und in die Wälder zu retten, wo die Spanier sie nicht des Aufsuchens würdigten: diese Unternehmung war noch nicht genug, um den Spaniern die Schildkröteninsel zu versichern, man mußte auch hinlängliche Besatzung hineinlegen, um die abwesenden Abendtheuerer davon abzuhalten; der General glaubte sehr fälschlich ihnen so viel Schrecken eingeflößt zu haben, daß sie von der Wiederherstellung ihrer Wohnungen abstehen würden. Alle seine Aufmerksamkeit gieng nur darauf, daß er die Insel St. Domingo von den daselbst zusammen gekommenen Boucaniers räumen könnte. Er errichtete wider sie einen Trupp von fünf hundert Lanzenträgern, welche nur zu funfzig mit einander marschirten, daher auch diese Militz den Namen Funfziger bekam. Sie that den Boucaniers eben nicht viel Abbruch, welche stets auf ihrer Hut waren, und sich täglich vermehrten.

Sie wählten sich ein Haupt, und diese Wahl fiel auf einen Engländer mit Namen Willis, einen Mann von Kopf und Entschließung. Die Franzosen sahen, daß

er

er viele Soldaten seiner Nation an sich zog, und befürchteten, durch die Ungleichheit der Anzahl, ihre Rechte zu verlieren; sie wollten also ein Haupt aus ihrer Nation wählen; allein da die englische Parthie viel stärker war, so verhinderte sie Willis daran. Die Kolonie wäre für Frankreich, ohne den standhaften Muth eines Franzosen dahin gewesen, dessen Namen man leider! nicht mehr weiß. Dieser Abendtheuer begab sich heimlich nach St. Christoph zu Schiffe, und als er daselbst angekommen, (nehmlich 1640) berichtete er dem Commendanten von Poincy, General-Gouverneur der Insel unterm Winde von der Obermacht, welche die Engländer über die Franzosen auf der Schildkröteninsel hätten. Der Gouverneur sah die Wichtigkeit ein, so gleich dagegen Anstalten zu machen. Er beschloß, einen seiner Officiere, dessen Muth und Klugheit geprüft war, dem Willis entgegen zu setzen. Le Vasseur schien ihm geschickt, seine Absicht zu erfüllen: er war ein Protestant, und die Gunst, die ihm Poincy beständig erwiesen, wurde für eine den Katholiken angethane Beleidigung gehalten. Man glaubt, seine Absicht war, indem er diesen Officier nach der Schildkröteninsel schickte, ihn auf eine gute Art los zu werden. Er gab ihm die Statthalterschaft über besagte Insel, und zur Ausmunterung seines Eifers ver-

stattete er durch einen geheimen Artikel ihm und seinem ganzen französischen Protestantischen Gefolge die Gewissensfreyheit.

Es waren deren neun und dreyßig, die mit dem Le Vasseur abreiseten. Da er auch ohne erst mit den Boucaniers sich mündlich unterredet zu haben, abreisen wollte, so machte er in einem kleinen Hafen der Insel St. Domingo Halte, und blieb drey Monate da, um Nachricht einzuziehen. Funfzig Boucaniers, alles Protestanten, verbanden sich mit ihm.

Ob gleich seine Macht geringer war, als der Engländer ihre, so entschloß er doch, die Unternehmung zu wagen, in der Hofnung, die auf der Insel befindlichen Franzosen würden sich zu ihm schlagen. Er kam in die Rheede zu Ende des Augusts, landete ohne Hinderniß, marschirte in Schlachtordnung, und ließ den Willis auffordern, mit dem Bedeuten, die Insel mit allen Engländern in vier und zwanzig Stunden zu räumen. Eine so kühne und mit der Empörung aller auf der Insel befindlichen Franzosen unterstützte Forderung betäubte den Willis dermassen, daß er gar nicht überlegte, ob Le Vasseur im Stande sey, auch seinen Stolz zu behaupten. Er schifte sich auf die nehmlichen Schiffe ein, auf denen die Franzosen gekommen waren. Le Vasseur ward durch

dieses

dieses Mittel Herr von der ganzen Insel, und eines Forts, welches die Engländer angelegt, und mit einigen Kanonen besetzt hatten. Die Engländer, welches erstaunend ist, vergassen die Schildkröteninsel: aber die Spanier wollten mit aller Gewalt weder auf dieser Insel, noch in der Nachbarschaft von St. Domingo keine fremde Niederlassung leiden. Sie ließen 1643 ein Geschwader von sechs Schiffen von St. Domingo abgehn, auf welchen fünf bis sechs hundert Mann waren. Da sie glaubten, die Franzosen wären ohne Schanze und Kanonen, so giengen sie gleichsam zu einem gewissen Siege: aber Le Vasseur verstand die Kriegsbaukunst vollkommen, und hatte sich vor allen Anfällen sicher gestellt. Fünf bis sechs hundert Schritte erhob sich ein Berg, welcher sich oben sehr breit endigt, worauf in der Mitte ein von allen Seiten steiler dreyßig Fuß hoher Felsen ist. Neun bis zehn Schritte von diesen Felsen befindet sich der einzige beträchtliche Brunnen, welcher auf der Insel ist. Auf dem Berge hatte Le Vasseur regelmäßige Terrassen, die an vier hundert Mann einnehmen konnten: er selbst hatte sich auf die Höhe des Felsen gemacht, und da seine Magazine angelegt. Um hinaufzukommen, hatte er bis auf den halben Weg einige Stuffen hauen lassen. Den übrigen Weg her-

auf machte man auf einer eisernen Leiter, die man wegnehmen konnte. Zu noch mehrer Vorsicht hatte er eine Röhre in Gestalt einer Feueresse angelegt, vermittelst welcher man sich mit einem Stricke ungesehn herunterlassen konnte. Diese so wenig zugängliche Wohnung wurde noch durch eine Batterie Kanonen vertheidigt: auf der Terrasse war noch eine andere zur Vertheidigung des Eingangs in den Hafen.

Da die Spanier die Einrichtungen der Franzosen nicht kannten, so thaten sie eine Landung; aber ihr Verlust war so beträchtlich, daß sie sich eiligst zurückziehen mußten. Dem Le Vasseur zog sein Betragen so großes Lob zu, daß Poincy darüber eifersüchtig wurde, und ihn abzusetzen beschloß. Zu diesem Ende schickte er nach der Schildkröteninsel den Limolliers, unter dem Vorwande, dem Le Vasseur zu dem glücklichen Ausgang seiner Waffen Glück zu wünschen; in der That aber sich der Regierung der Insel zu bemächtigen: aber Le Vasseur, der es merkte, wußte dem Netze zu entgehn, und blieb ganz ruhig in dem Besitz der Insel: aber er wollte sich zu gleich eine zu sehr unumschrenkte Macht anmaßen, und machte sich dadurch bey allen in der Kolonie verhaßt. Er legte ungeheure Auflagen auf alle eingehende und ausgehende Waaren, und bestrafte die

die geringsten Fehler mit größter Härte. Dieser Tyrann ließ so gar ein eisernes Kefigt machen, in welche er diejenigen einsperren ließ, die ihn zu mißfallen das Unglück hatten; der Mensch konnte weder darinn liegen noch stehen: er nannte es seine Hölle. In dem Thurme des Schlosses war man nicht besser daran, und den nannte er sein **Fegfeuer**. Die Kaper fanden eine Statůe der heiligen Jungfrau in einem spanischen Schiffe, welches sie geplůndert hatten, und brachten es dem Le Vasseur. Der Generalstatthalter erfuhr es, und ließ ihn darum ersuchen, als um eine Sache, die den Katholiken zuträglicher wäre, als den Protestanten. Le Vasseur ließ eine hölzerne machen, die er ihm eiligst zuschickte, mit dem Vermelden, die Katholiken wären zu geistisch, als daß sie sich in den Gegenständen ihres Gottesdiensts an die Materie kehrten; er für sein Theil fände die silberne Statue so wohl gearbeitet, daß er sich nicht entschließen könnte, sie ihm zu schicken. Poincy empfand den Umfang dieser Grobheit; aber er war damals mit einer ihm anliegendern Sache beschäftigt. Der Hof hatte gegen das Ende des vorhergehenden Jahrs einen Generallieutenant der Inseln ernannt, und seine Ankunft hatte Spaltungen unter den Franzosen verursacht. Le Vasseur hatte diese Gelegenheit ergriffen, und sich einer un-

unumschränkten Macht angemaßt. Er hatte allen, welche bey ihm waren, zu verstehn gegeben, daß die Schildkröteninsel ein sicherer Aufenthalt für alle Franzosen werden könnte, die daselbst eine gänzliche Gewissensfreyheit genießen würden, und ließ sich zum Regenten ausrufen.

Seine ehrgeizigen Absichten giengen viel weiter; aber er hatte das Schicksal fast aller Ehrgeizigen, und starb auf eine traurige Art. Er hatte sein ganzes Vertrauen zweyen Leuten geschenkt, welche seine Glücksgesellen gewesen, und die er so gar für seine Neffen gehalten. Er hatte sie gleichsam an Kindesstatt angenommen, indem er sie für seine Erben erklärt: sie hießen **Thiebault** und **Martin**. Diese Bösewichter beschworen sich wider ihren Wohlthäter. Sie sollen diesen schrecklichen Haß wider ihn nur darum blos und allein gefaßt haben, weil Le Vasseur die Maitresse des Thiebault entführte: man setzt hinzu, sie hoften, ihm in der Oberherrschaft zu folgen. Als eines Tages Le Vasseur aus dem Fort gieng, um ein Magazin zu besichtigen, welches er am Ufer des Meeres hatte, schoß Thiebault mit dem Gewehre nach ihm, wovon er sehr leicht verwundet wurde. Le Vasseur wollte seinen Degen nehmen, den sein Neger trug, und auf den Mörder damit zugehn;

gehn; aber Martin, welcher ihn begleitete, überfiel ihn mitten um Leib; und indem sie sich mit einander schlugen, näherte sich Thiebault mit einem Dolche. Bey diesem Anblicke blieb Le Vasseur gleichsam unbeweglich, betrachtete den Mörder und sagte zu ihm: Du, mein Sohn, tödtest mich also? Thiebault gab ihm keine Antwort, sondern stieß ihm den Dolch in das Herz.

Um seinetwillen aber geschah nicht die geringste Bewegung auf der Insel. Die beyden Bösewichter bemächtigten sich ohne Widerstand aller Gewalt, und setzten sich in den Besitz seines Vermögens, als wenn sie die Erbschaft ihres Vaters überkommen hätten. Doch auch sie entgiengen ihrer wohlverdienten Strafe nicht. Poincy, welcher die Schildkröteninsel unter seine Statthalterschaft wieder bringen wollte, trug dem Ritter von Fontenay auf, eine Eskader auszurüsten, und sich an die Spitze einer beträchtlichen Anzahl Menschen zu stellen, um den Le Vasseur, von dessen Schicksal er nichts wußte, zu seiner Schuldigkeit zurück zu bringen.

Fontenay machte seine Anstalten mit vieler Schnelligkeit und nöthigen Vorsicht, um einen so muthigen und fähigen Mann, wie Le Vasseur, zu überwinden. Weil er ihn

ihn überfallen wollte, so machte er kund, daß die vorhabende Zurüstung zu St. Christoph wider die Spanier gehe. Er kreuzte auch wirklich um die Küste von Karthago, machte einige Unternehmungen, und begab sich dann nach Ecu, einen kleinen Hafen in St. Domingo, wo Farval, der Neffe des Poincy, zu ihm stieß. Da vernahm er erst die auf der Schildkröteninsel entstandene Empörung. Er gieng also plötzlich bis an den Eingang der Rhede, weil er wohl wußte, wie sehr das Zögern nachtheilig sey; aber das Kanonenfeuer aus dem Fort nöthigte ihn bald zum Rückzuge. Er seegelte also nach Cayenne zu, mit dem Entschlusse, daselbst eine Landung zu wagen; aber er empfieng eine Deputation der Einwohner der Schildkröteninsel, und der Krieg ward geendigt. Da Thiebault und Martin bemerkt hatten, daß die Kolonie gar nicht aufgelegt sey, eine Belagerung für sie auszuhalten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem Vergleiche, da sie noch eine günstige Behandlung erwarten konnten. Sie thaten den Vorschlag, das Fort zu übergeben mit der Bedingung aber, daß er ihnen eine feyerliche Amnestie und ruhige Besitzung ihrer Güter verwillige. Ihre Forderung ward ihnen zugestanden; sie übergaben das Fort, und alle Katholiken,

welche

welche Le Vasseur aus der Schildkröteninsel gejagt, kamen zurück. Fontenay gab sich den Titel als Statthalter von dieser Insel im Namen des Königs und der Insel St. Domingo.

Er stellte daselbst die römische Religion wieder her, dachte dann auf Befestigungen, ließ zwey Bastionen von ausgehauenen Steinen bauen, welche alle Batterien umgaben, und von einer Seite durch einen Berg unterstützt wurden, den man für unsteigbar hielt. Die Insel bevölkerte sich alsdann besser, als sie jemals gewesen, und da sie nicht groß genug war, so schickte man daraus eine Kolonie nach St. Domingo. Diese Kolonie zog die Westküste der Nordküste vor; die Boucaniers konnten hier ihr leichter zu Hülfe kommen, weil sie von den spanischen Besitzungen entfernter ist. Diese Niederlassung verursachte bey den Einwohnern dieser Inseln so viele Besorgung, als wenn sie die Franzosen schon vor den Thoren der Hauptstadt gesehen hätten. Man bewafnete Schaluppen, mit welchen man diesen Seeräubern nachsetzte, und sie aus ihren Posten trieb, ehe sie Zeit hatten, sich daselbst zu stellen. Man fieng mit Anzündung einiger Wohnungen an; aber ein Haufen Seeräuber und Boucaniers fielen

über

über die Spanier her, und brachten sie zum Weichen.

Der zu St. Domingo die Spanier commandirte, sah ein, er müsse die Schildkröteninsel erobern, um sich der Nachbarschaft der Franzosen abwehren zu können. Er machte eine Zurüstung, die alle Macht, welche auf dieser Insel seyn konnte, zu schlagen vermochte, und da er Klugheit mit Macht verbinden zu wissen glaubte, so that er seine Unternehmung zu einer Zeit, da die Kaper zur See waren. Der Ritter von Fontenay, welcher mit weniger Mannschaft im Fort geblieben, that einen muthigen Widerstand; allein er hatte keinen andern Nutzen davon, als daß er eine rühmliche Kapitulation erhielt. Thiebault und Martin, die zwey Mörder des Le Vasseur blieben dabey; wenigstens hat man nachher von ihnen nichts mehr gehört.

Der Ritter von Fontenay gieng nach Frankreich, und da diese Abendtheuerer keinen Anführer mehr hatten, so wagten sie auch keinen Angriff mehr auf die Schildkröteninsel: sie stießen zu den Engländern, und halfen ihnen Jamaika einnehmen. Aber 1659 jagte Jeremias Deschamps, Herr von Mossa und Rousset, Edelmann aus Perigord, die Spanier

aus

aus der Schildkröteninsel, und setzte da die Franzosen wieder an; besaß sie vier Jahre im Namen des Königs, unter dem Titel einer Eroberung, und mit dem Range eines Generallieutenants und Gouverneurs. Er verkaufte sie 1664 der Westindischen Compagnie, welche den Ogeron de la Bonere als Statthalter dahin schickte. Da die französische Kolonie, welche auf der Küste von der Insel St. Domingo war, immer dem Schicksale der Schildkröteninsel gefolgt war, so nahm sie unter dieser Statthalterschaft eine ganz andere Gestalt an. Ogeron wußte durch seine Sanftmuth die Boucaniers und Kapers, die immer ein unstätiges Leben geführt, zu fixiren, und errichtete aus ihnen Truppen, die den Unternehmungen der Spanier widerstehen konnten. Die Schildkröteninsel bevölkerte sich auch so sehr, als die Niederlassungen der Franzosen auf der Insel St. Domingo. Dieser weise Statthalter starb 1675: aber seine Nachfolger, sein Neffe, folgte seinen Grundsätzen. Im Jahre 1680 zählte man in diesen Niederlassungen acht tausend Streitbare.

Man wurde 1684 gewahr, daß die Nachlassung der Subordination einige Unordnungen verursache, und man beschloß die Verwaltung der Gerechtigkeit zu reguliren. Man errichtete königliche

Sitze

Sitze in den vier vornehmsten Niederlassungen der Insel St. Domingo, welche Leoganes und die kleine Goave an der Westküste; der Hafen de la Paix und das Kap Francois an der Nordküste waren.

Der Handel der Kolonie bestand eine lange Zeit mit weiter nichts, als mit Tabak, und die Strenge der Generalpächter hätte fast mehr, als einmal die Einwohner ruinirt; aber die Indigofabrike stellte ihre Sachen wieder her, und setzte sie in Stand, die Zuckersiedereyen zu versehn. Die Sorgen der hernach kommenden Statthalter giengen alle auf die Insel St. Domingo, so daß die Schildkröteninsel sich nach und nach entvölkerte, und wüste wurde. Da sich die Engländer der Insel St. Christoph bemächtigt, so giengen alle Franzosen, welche sich daselbst niedergelassen, nach St. Domingo, wo man ihnen Land anzubauen gab. Sie brachten da mit hin die Politesse und Rechtschaffenheit, welche daselbst fast unbekannt waren, weil die Kolonie stets die Rauheit und Unabhängigkeit der Boucaniers und Kaper, ihrer ersten Stifter, beybehalten hatte.

Diese Kolonie befestigte sich alle Tage, und fand sich endlich im Stande, den Spaniern zu widerstehn, und sich in seinen Besitzungen zu behaupten. Die Ruhe hatte sich 1714 durch den Utrechter Frieden

wieder

wieder eingefunden, die Insel ward bevölkert und bekam festen Grund. Man errichtete daselbst eine Generalstatthalterschaft unter dem Titel, Statthalterschaft der Inseln unterm Winde, mit drey besondern Statthaltern unter seinem Befehl, nehmlich dem St. Louisschen für die Südküste, den Leoganeschen, für die westlichen Distrikte, und den St. Croixschen für die ganze Nordseite.

Spanische Kolonie, welche sich in der Insel St. Domingo niedergelassen.

Wir wollen den Artikel von St. Domingo mit einer Beschreibung der beyden Kolonien, nehmlich der spanischen und französischen beschließen, und mit Beschreibung der spanischen anfangen. San Jago ist nur ein Flecken, ohne Befestigung, ohne Schanzen von drey hundert und fünf und vierzig Strohhütten, und von dreyßig schlecht gebauten Häusern, mit fünf elenden Kirchen. Sie liegt auf einer steilen Höhe, an dessen Fuße der Fluß Yaque geht, und sie von der Süd- und Westseite umgiebt. Gegen Norden und Osten findet man eine große Ebne die ein großes Gehölze umgränzt. Die Gebürge des Bergs Christi sind zwey Meilen gegen Norden; Puerto di Plata sieben Meilen gegen Nordnordost; die Gebürge de la Porte gegen fünf Meilen, und le Begue gegen sieben Ostsüdost.

Die Luft von San-Jago wird für die beste auf der ganzen Insel gehalten: doch würde man aufs höchste nur drey hundert streitbare Männer finden, am meisten Mulatten, oder weisse Neger oder Mestitzen. Der Commendant wird vom spanischen Hofe ernannt. Man säet Korn in dem Gebiete dieser Stadt, und man sammlet alle Jahre für hundert tausend Thaler Tabak, welche nach St. Domingo gebracht werden. Man hält auch eine Menge Vieh daselbst. Der Fluß Yaque führt in seinem Sande sehr reine Goldkörner. Das ganze Land ist voller Gold- Silber- und Kupferbergwerke.

Auf dem Wege von San-Jago nach Begue, zwey Meilen gegen Nordwest dieses Dorfs sieht man die Trümmer einer alten Stadt de la Siega, zwischen welchen sich fast noch ganz das Kloster der Väter des heiligen Franciskus mit zwey Fontainen und einigen Resten einer Befestigung befindet. Diese Stadt ward durch ein Erdbeben verheeret, und einige ihrer Einwohner bauten, zwey Meilen von den alten Mauern, einen Flecken, welchen die Franzosen Begue von dem alten Namen Vega, der Bega ausgesprochen wird, nannten. Er liegt an dem Abschusse der Berge de la Porte an dem rechten Ufer des kleinen Flusses Camon. Die Spanier halten hier

zwey

zwey Compagnien Soldaten, die aus zwey hundert und zehn Mann mit ihren Officieren bestehn. Man zählt hier mehr als funfzig geflüchtete Franzosen.

Cotuy ist ein Dorf gegen Osten von Begue auf der obersten Höhe von den Bergen de la Porte. Es besteht nur aus funfzig Kabanen oder Hütten: doch streckt sich dessen Gerichtsbarkeit ungefehr fünf und zwanzig Meilen. Zwey Alkaden regieren hier mit zwey Hauptleuten von Landtruppen. Jede Compagnie ist sieben Mann stark. Der vornehmste Handel dieses Dorfs besteht in eingesalzenen Fleische, Inselt und Häuten. In den Gebürgen fangen sie eine Menge Pferde, die sie nach den französischen Niederlassungen verkaufen.

Monte-Plata ist ein Flecken, wo man ungefehr dreyßig Familien zählt. Bey diesem Flecken findet man das Dorf **Boya**, wo die Spanier eine Compagnie Soldaten haben.

St. Domingo, von dem wir eben vorhero geredet haben. Die Regierung dieser Stadt ist der königlichen Audienz anvertraut, welche aus einem Präsidenten, vier Auditoren, einem General-Procurator und Referendarius und zwey Secretairen besteht; die Inseln Cuba, Portorick

und die ganze Küste des festen Lands, von der Dreyfaltigkeitsinsel bis an den Fluß Slacha, stehn in bürgerlichen Sachen unter ihr. Die Gewalt des Präsidenten ist bis an die Insel St. Domingo begränzt. Der Stadtrath besteht aus vier Regidoren, einem Policey-Lieutenant, und den gewöhnlichen Alcaden.

Was den Militärstand anbelangt, so giebt es einen General, welcher einen Zeugmeister, einen Major, acht Adjutanten, vier Compagnien regelmäßiger Truppen, jede von funfzig Mann, und eine Artilleriecompagnie von vierzig Kanoniers unter sich hat. Die Zitadelle hat ihren besondern Commendanten. Die Stadtmiliz besteht aus sechs Mulatten oder Indianer mit einer sehr kleinen Anzahl Weissen. Es sind zwey Bürger-Compagnien in dem Flecken der Illeguas, welcher gleichsam die Vorstadt von der Hauptstadt ist. Das Dorf San Lorenzo, welches mit französischen Negern, das heißt, mit aus der französischen Kolonie entlaufenen Sklaven bevölkert ist, liegt an den Ufern des Ozama, eine kleine Meile über San Domingo, und unterhält eine Compagnie von hundert und funfzig Mann. Alle diese Truppen betragen in der Stadt und in den herumliegenden Gegenden zusammen funfzehn hundert Mann.

Das St. Domingosche Bischofthum ward im sechszehnten Jahrhundert zu einem Erzbißthum erhoben: der Erzbischof ist Primas von ganz Spanisch-Indien. Die übrige Klerisey besteht aus einem Archidiaconus, vierzehn Kanonicis und einer großen Anzahl anderer Priester, welche an der Hauptkirche und den Pfarren der Insel stehn. Die Dominikaner, Franciskaner und die Pater des St. Marienordens haben sehr schöne Häuser und vortrefliche Kirchen zu St. Domingo. Ueberdieß auch zwey Nonnenklöster.

In der Stadt ist nur eine Pfarre: aber man zählet deren noch zehne in der übrigen Kolonie.

Alla Gratia oder das Dorf Higury besteht aus sechszig Häusern, und liegt zwischen dem Kap von Eugano und der Spitze von Espada, vier Meilen vom Meer. Hierhin wallfahrten aus allen Theilen der Kolonie die Spanier; es ist daselbst ein schönes Kloster. Der ganze Umfang dieses Distrikts ist drey und zwanzig Meilen in der Länge und sechs in der Breite.

Zibo oder Seibo ist ein Flecken und besteht aus hundert und achtzig Häusern. Er hat nur einen Distrikt von sechszehn Meilen in der Länge, und achte in der Breite.

 te.

te. Er liegt fünf und zwanzig Meilen Ostnordost von St. Domingo, und hat zwey Compagnien, jede von hundert und funfzig Mann.

Bayaguana liegt zehn Meilen Nordost von St. Domingo: es ist ein Dorf, aus funfzig Häusern bestehend. Es liegt am Fusse der Berge de la Porte. Hat eine Compagnie Soldaten von sechszig Mann.

Bany ist ein Canton, welcher 12 Meilen von St. Domingo ist. Er erstreckt sich ungefehr zehn Meilen in der Länge des Meers, breit aber ist er nur zwey bis drey Meilen. Es giebt daselbst weder ein Flecken noch ein Dorf; doch wird er von einer Compagnie von hundert und vierzig Mann gedeckt.

Goava ist ein Flecken der hundert und zwanzig Häuser hat. Es stehn darinn zwey Compagnien, jede von hundert und fünf und zwanzig Mann. Er liegt mitten in der Insel. Sein Gebiete ist das größte in der ganzen Insel. Seine Länge beträgt wenigstens fünf und dreyßig Meilen und seine Breite achtzehn.

Banica ist ein kleines Dorf, sieben Meilen von Goheva in dem Gerichtssprengel, von welchen es eingeschlossen wird.

Azua

Azua ist ein Flecken, anderthalb Meilen vom Meer. Er besteht aus drey hundert elenden hölzernen Hütten, die mit Palmbaumblättern bedeckt sind, und wird von drey Compagnien, jede zu hundert und vierzig Mann, beschützt. Der Hafen Azua ist anderthalb Meilen gegen Süden des Fleckens.

So ist das Gemälde, welches die Reisenden uns von der spanischen Colonie zu St. Domingo machen, in welcher man ungefehr achtzehn tausend vier hundert Personen zählt, worunter ungefehr drey tausend sieben hundert und fünfe Waffen tragen. Alle Wohnungen, ausgenommen die Hauptstadt, stellen nur Strohhütten vor, unter denen man kaum vor Sturm und Wetter sicher ist. Man findet auch noch in der Hauptstadt Häuser, welche ihren alten Glanz mit Unwillen empfinden; aber wenn sie vor Altheit oder durch Zufall einfallen, so läßt man sie nicht wieder bauen. Die Ausmöblirung entspricht den schlechten Wohnungen. Auch versichert man, daß die meisten dieser Oerter weder Manufakturen noch Handel haben. Die Einwohner ernähren sich von ihren zahlreichen Heerden. Sie sollen überhaupt außerordentlich faul seyn: sie thun den ganzen Tag nichts, und legen

auch ihren Sklaven keine sehr große Arbeit auf. Sie verbringen ihre Zeit mit Spielen, oder lassen sich in ihren Hangebetten wiegen. Wenn sie des Spielens und Schlafens müde sind, so gehn sie nicht eher aus ihren Betten, als bis sie der Hunger treibt. Um Wasser aus dem Flusse oder Brunnen zu holen, setzen sie sich zu Pferde, und haben zu diesem Ende stets ein Pferd gezäumt. Die meisten verachten das Gold, auf dem sie gehen; verlachen die Franzosen, welche sich so viel Mühe geben, Reichthümer zu häufen, die sie zu genießen nicht Zeit haben werden. Diese ruhige Lebensart bringt sie zu einem hohen Alter. Die Bearbeitung ihrer Seele beschäftigt sie eben so wenig, als die Sorge für ihren Lebensunterhalt: sie wissen nichts, kennen kaum den Namen von Spanien, mit welchem sie fast gar keinen Handel treiben. Da sie ihr Blut mit Wilden, hernach mit Negern vermischt haben, so sind sie auch von allerley Farben; ihr Charakter ist theils spanisch, theils afrikanisch, theils amerikanisch, das heißt, sie haben alle Fehler dieser Nationen.

Beschreibung der französischen Kolonie.

Wir fangen die Beschreibung der französischen Kolonie in der Insel St. Domingo mit dem Theile an, wo der Handel immer am blühendsten gewesen. Dieß

ist die Gegend von Cap Francois. Es liegt in einer großen und fruchtbaren Ebne am westlichen Ende von Vega Real. Man ist wegen der Größe dieser Ebne nicht einig: einige schrenken sie in fünf Pfarren ein, welche *Limonade*, *le Quartier Morin*, *la Petite Anse*, *l'Acul* und *le Morne rouge* sind. Sie hat ungefehr zwanzig Meilen in der Länge und viere in der Breite. Sie stößt gegen Norden an das Meer, gegen Süden an eine Kette Berge, die fast allenthalben 4 Meilen und an manchen Orten acht Meilen tief sind. Man findet in diesen Gebürgen die schönsten Thäler von der Welt: sie werden durch eine unendliche Menge Bäche, die sie angenehm und fruchtbar machen, durchschnitten.

Die Stadt des Cap Francois ist fast mitten in der Küste, welche diese Ebne umgränzt. Es ist der am meisten besuchte Hafen auf der Insel. Er ist für die aus Frankreich kommenden Schiffe sehr sicher und bequem, steht nur dem Wind von Nordost offen, welcher aber selbst doch nicht viel Schaden thun kann, weil die Einfahrt mit Recifs besäet ist, welche die ungestümen Wellen brechen, und alle Vorsicht der Steuerleute erfordern.

Labat sagt, die Stadt bestehe aus sehr elenden Häusern, und wären nur in die

Erde gepflanzte und zusammengefügte Pfähle. Es sey ein schöner Platz darinnen, der aber mit keinen bessern Häusern, als die übrigen, besetzt sey. Sieben bis acht Straßen gehn auf diesen Platz, und bestehn ungefehr aus drey hundert Häusern. Die Pfarrkirche ist wie die übrigen Häuser gebaut; aber mit Essente gedeckt. Heut zu Tage sind die Häuser von Mauerwerk, aber nur ein Stock hoch. Die Pfarrkirche ist groß und sehr gut von Steinen erbaut. Es giebt da Urselinerinnen, und einen Spittel, dem die barmherzigen Mönche vorstehn. Diese Stadt liegt im neunzehnten Grad vierzig Minuten der Breite, und im drey und funfzigsten vierzig Minuten der westlichen Länge.

Der Hafen Bayaha ist neun oder zehn Meilen von Osten des Cap Francois. Er ist der größte in der ganzen Insel. Er hat acht Meilen im Umfange und der Eingang ist nicht breiter als ein Pistolenschuß. Vor ihr liegt eine kleine Insel, unter welcher die Schiffe ankern können. Man hat den Hafen befestigt und daran eine Stadt erbaut.

Der Hafen Margol war zur Zeit der Seekaper berühmt. Nun ist er eine bloße Rheede, wo man zwölf bis vierzehn Klaftern

tern zwischen dem großen Lande und einer eine Meile großen Insel ankert. Es ist auch da ein kleiner Flecken.

Der Hafen Paix ist ein an der Nordküste gelegener Flecken, der Schildkröteninsel gegen über. Er wurde 1660 errichtet. Es war die erste Niederlassung der Franzosen in der Insel St. Domingo. Er hat ein sehr wohl angelegtes Fort. Einige Meilen davon findet man das Cap St. Nikolas, welches in einer Gegend voller Silberbergwerke liegt.

Estero ist ein sehr angenehm gelegener Flecken. Die nach der Schnure gezogenen Strassen sind sieben bis acht Klaftern breit, mit vielen Reihen Zitronen-Bäumen besetzt, und wie grüne Zäune gepflanzt, welche drey bis vier Fuß dick sind, sechs bis sieben Fuß hoch, und oben und an Seiten wie die hanbuchnen Zäune beschnitten. Die Wohnungen hatten schöne schnurgrade Zugänge von Eichen und Ulmen. Der Boden ist flach und eben; die Erde fett, gut und tief. Der Flecken war dieses schönen Landes würdig. Die meisten Häuser waren mit Planken verpallisadirt und mit Essente gedeckt; sie hatten zwey Stockwerke, welche reiche Kaufleute und Handwerksleute bewohnten: überdieß waren auch viele Magazine daselbst.

daselbst. Die Straßen waren sehr breit und lang. Es war die Residenz des Statthalters und des Raths, und der Aufenthalt der reichsten Einwohner. Die Pfarrkirche war von einer anständigen Nettigkeit. Das Hauß des Statthalters groß, bequem, und mit einer schönen Allee. Dieser Flecken ward in der Folge nach Leogane verlegt.

Philipp der 3te König von Spanien erhob das Land von dem Flusse Artibonite bis an die Ebne Jaquin von der Süderseite, für seine natürliche Tochter zum Fürstenthume, und man hat es lange Zeit **das Fürstenthum Leogane** genannt. Das Land, welches man eigentlich **Leoganesche Ebne** nennt, hat zwölf bis dreyzehn Meilen in der Länge von Osten gegen Westen, und drey bis viere in der Breite von Norden gegen Süden. Es fängt sich bey den Gebürgen von Großgoave, und endigt sich an den Gebürgen von Cul-de-hac. Es wird von vielen Flüssen durchströmt. Der Boden ist gut, daß er in Ueberfluß Zuckerohr, Kakao, Maniok, Indigo, Rucu, Tabak, Hirse, Pataten, Igname, und alle andere Sorten von Früchten und Zugemüßen bringt. Vor Zeiten gab es eine so große Menge Kakaobäume, daß der Preiß des Kakao

kao sehr herunterfiel; aber sie verdarben alle 1719, und jetzt sieht man kaum einen Kakaobaum. Man findet in diesem Lande, außer sehr blühenden Wohnungen, ziemlich beträchtliche Städte.

Leogane liegt an der Küste; ist die beste Niederlassung, die die Franzosen auf der Insel haben, und eigentlich die Hauptstadt ihrer Niederlassungen; aber die Gegend darum ist morästig, wodurch die Luft sehr ungesund wird. Sie hat keinen Hafen, und die Rheede ist nicht gut. Doch ist sie die Wohnung des Generalstatthalters, des Intendanten und obersten Raths. Der Name Leogane kömmt von dem Worte Laguana; denn so hießen die Einwohner des Landes diese Gegend. Die Franzosen haben es in Leogane verstellt.

Großgoave ist vier Meilen unter dem Winde von Leogane. Es ist daselbst ein sehr guter Hafen; aber eine ungesunde Luft. Man hat da ein Fort gebaut, wo sich der General der französichen Kolonie aufhält, und es ist auch ein Flecken daselbst.

Kleingoave hat nichts merkwürdiges.

Es giebt viele kleine Inseln auf der Küste des französischen Antheils an der Insel

St. Domingo, welche dazu gehören: die vornehmste davon ist die Schildkröteninsel, von der wir schon geredet haben.

Die Insel Avache ist sehr wenig beträchtlich, hat aber sehr gute Weide: es giebt darauf einige Strohhütten: die Einwohner hüten das Hornvieh, welches man hieher zur Weide bringt.

Die Insel St. Louis ist nur durch einen Kanal von sieben bis acht hundert Schritt in der Breite getrennt. Sie hat vier bis fünf hundert in der Länge und hundert und sechszig in der Breite. Die westindische Compagnie wollte daselbst ein Fort bauen lassen; aber sie gab hernach ihr Projekt auf.

Spanischer Handel auf der Insel St. Domingo.

Der Handel der Spanier auf der Insel St. Domingo war sehr vortheilhaft, ehe die Franzosen das Geheimniß gefunden, alle Vortheile davon an sich zu ziehn, indem sie eine große Menge Waaren in ihre Wohnungen trugen. Doch ist keiner Nation erlaubt, zu den Spaniern zu gehn, und mit ihnen zu handeln: sie confisciren alle Schiffe, welche an ihren Küsten ankern, so gar wenn sie in einiger Entfernung bleiben, woferne Waaren von ihren Fabriken oder spanisches Silber darauf

auf befindlich ist. Aber dieses Gesetz hat eine Menge Abänderungen. Will man in einen ihrer Hafen einlaufen und daselbst Handel treiben, so stellt man sich, Wasser, Holz und andere Lebensmittel nöthig zu haben. Man darf nur dem Statthalter eine Bittschrift mit einem Geschenke überreichen. Man betrachtet die Formalitäten sehr pünktlich. Alle Waaren werden nach einen Magazin gebracht, und die Thüre, wodurch man sie hineinbringt, wird verriegelt; aber es ist noch eine andere Thüre, durch welche man sie bey Nacht wieder herausbringen kann, und man legt an die Stelle Küsten mit Indigo, Cochenille, Vanille und gemünztes und ungemünztes Silber. Die beste Waare, welche man in die Länder, welche mit den Bergwerken in Verkehr stehn, bringen kann, ist das Quecksilber. Man giebt ein Pfund Silber für ein Pfund Quecksilber, welches erstaunenden Profit giebt. Tuch, Spitzen, Hüte, seidne Strümpfe werden an die Spanier zu St. Domingo sehr gut verkauft.

Charakter der Franzosen auf der Insel St. Domingo.

Die Einwohner des französischen Antheils auf der Insel St. Domingo haben fast alle eine sehr schöne Leibesgestalt und einen leichten Witz; aber man findet an ihnen einen Mischmasch von guten und schlech-

schlechten Eigenschaften; man schildert sie zugleich als freymüthig, bereitwillig, alles verachtend, eitel und unerschrocken; doch mit dem Zusatz, daß Erziehung leicht ihre Fehler bessere. Die Pflichten der Gastfreyheit übertreten sie nie: ein Reisender kann die ganze französische Kolonie ohne Aufwand durchreisen. Ihre angebohrne Gutherzigkeit schützt die Waysen vor Elend: ein jeder bemüht sich ihnen beyzustehn; der erste der eine solche Wayse erhalten kann, hält es für ein Glück, ihr Vater zu seyn.

Die Neger der französischen Kolonie.

Die Neger sind in dieser Kolonie nicht glücklicher als in den andern. Es scheint, diese Unglücklichen sind der Abscheu der Natur: ihr Zustand macht sie nicht viel besser, als Lastvieh. Einige Muscheln sind ihre ganze Nahrung; ihre Kleider Lumpen, welche sie weder vor der Hitze des Tags noch vor der Kälte des Nachts schützen. Ihre Wohnhäuser gleichen den Höhlen der Bäre; ihre Betten sind Flechten, mehr dem Körper zu beschädigen als ausruhen zu lassen. Ihre Arbeit geht fast ununterbrochen fort, und ihre Ruhe ist sehr kurz: das geringste Vergehn bringt ihnen die härteste Züchtigung.

In

In dieser grausamen Herabwürdigung genießen doch die Neger eine vollkommne Gesundheit, und ihre Herren sind, bey allem ihrem bequemen Leben, ein Raub aller Arten von Krankheiten. Man versichert, es sey nothwendig, die Neger so hart zu behandeln, wenn sie ihre Schuldigkeit thun sollen; und doch sagt die Vernunft, daß die Unterwürfigkeit, so aus Hochachtung und Freundschaft kömmt, viel dauerhafter ist, als diejenige, welche aus Furcht entsteht.

Die Paters Pers und Labat versichern, überhaupt wären die Neger Kreaturen, welche nur menschliche Gestalt hätten: das Vergangene wäre ihnen nicht bekannter, als das Zukünftige. Andere Reisebeschreiber aber widersprechen ihnen und versichern, diese Leute wären gottlos, verschmitzt und klug. Wenn ihnen ihr Herr mit Sanftmuth begegnet, so hengen sie aufrichtig an ihm, und sind stets bereit, ihr Leben zur Erhaltung des seinigen aufzuopfern. Sie leiden geduldig ihre verdiente Strafe; aber wenn man sie ohne Grund mißhandelt, so sind sie auch der größten Ausschweifungen fähig. Die Strafe und die Verzeihung muß man ja nicht verschieben, weil sie aus Furcht vor derselben in die Wälder fliehen, und das

ist der Ursprung derjenigen Neger, die man **Negers Marons** nennt. Das sicherste Mittel, sie davon abzuhalten, ist, wenn man ihnen den Besitz einiger Vögel und Schweine, eines Gärtchens mit Tabak und dergleichen zugesteht. Bleiben sie über vier und zwanzig Stunden aus, und kommen nicht von selbst wieder, so confiscirt man ihnen das, was sie im Vermögen haben; und diese Strafe thut ihnen weher, als alle andere Art von Züchtigung.

Die Neger, welche in Amerika sind, lieben einander so aufrichtig, daß sie einander in ihren Nöthen wechselsweise beystehn. Macht einer von ihnen einen Fehler, so kommen sie alle zusammen, und bitten um Gnade für ihn, oder wollen einen Theil seiner verdienten Strafe aushalten. Sie berauben sich oft ihrer Nahrung, um einen ihrer Landesleute, dessen Besuch sie erwarten, damit zu bewirthen.

Sie sind von sehr hitziger Leibesbeschaffenheit, und dem weiblichen Geschlecht so ergeben, daß man sie sehr zeitig verheyrathen muß, um eine Menge Unordnungen zu vermeiden. Ueberdieß lieben sie Wein, Spiel, Tanz und starke Wasser. Sie haben aus Afrika eine Art Würfelspiel

gebracht,

gebracht, das aus vier Muscheln zusammengesetzt ist, die ihnen statt Münze dienen. Sie machen ein Loch von der erhabnen Seite, wodurch sies auf dieser Seite so leicht halten können, als auf der andern. Sie schütteln sie in der Hand, wie die Würfel, und werfen sie auf eine Tafel. Wenn sich alle belöcherte Seiten oben befinden, oder die Seiten gegen einander, oder zwey von einer Art, und zwey von einer andern, so gewinnt der Spieler; aber ist die Anzahl der Seiten ungleich, so hat er verlohren. Die Negerkreolen haben auch Charten spielen gelernt, und sind viel betrügerischer und diebischer als die andern.

Die Negersklaven haben überhaupt viel Eitelkeit: sie ersparen sich alles, und arbeiten mit äußersten Eifer, um nur ihren Weibern und Kindern Kleider zu kaufen, die sie von den andern unterscheiden können.

Policey der französischen Neger.

Die Hütten der französischen Neger sind sehr reinlich, weil diejenigen, welche über die Aufführung dieser Sklaven wachen müssen, für die Reinlichkeit unter ihnen sehr sorgen. Man giebt nur denen Schuh und Strümpfe, welche zu Bedienten dienen; die übrigen gehn baarfuß. Ihre

re ordentlichen Kleider sind nichts als Hosen und Röcke. Doch an Festtagen haben sie ein Hembde von sehr schöner Leinewand, Schuh eben davon und darüber eine gefärbte Kandale. Was man Kandale nennt ist eine Art Ueberrock, welcher nur bis an die Knie geht, und dessen Oberstes mit einem Gürtel gefaltet ist; an den Hüften sind zwey Schlitze, mit Bändern zugebunden. Unter dem Hembde tragen sie einen Wamms ohne Schößchen; zwischen dem und der Kandale läßt man drey Finger Raum, damit das Hembde desto mehr bauschen kann. Die, welche in guten Umständen sind, tragen am Halse und Händen ihrer Hembden silberne oder mit farbigten Steinen besetzte Knöpfe. Die meisten aber haben nur Bänder daran. Die Kandalen und Wämmse derer, welche man zu Bedienten nimmt, besetzt man mit Livereedressen. Statt eines Huts, läßt man sie einen Turban tragen: sie haben auch Ohr- und Halsgehenke mit ihres Herrn Wappen.

Die Negerinnen tragen in ihren Ceremonienkleidern gemeiniglich zwey Röcke. Der oberste ist fast allzeit farbigt; der unterste aber von weissen Kattun oder Nesseltuche. Sie haben ein weisses Korsett mit kleinen Schöschen, oder auch von der Far-

be des Oberrocks mit einer Reihe Bandschleifen, goldnen oder silbernen Ohrgehenke, Ringen, Armbändern und vielfachen Halsschnuren von kleinen Glaskörnern mit einem goldnen oder silbernen Kreuze. Der Hals, die Aermel und Unterärmel sind mit Spitzen besetzt, und ihr Kopfputz von sehr weisser und feiner Leinewand und mit Spitzen besetzt. Diese Tracht und Zeichen der Nettigkeit beweisen die Arbeitsamkeit derjenigen, welche sie tragen; weil sie sichs auf ihre Kosten schaffen müssen.

Wer sich einbildet, daß man in Amerika die Schönheit der Neger in dicken Lippen und eingedrückten Nasen bestehn läßt, betriegt sich: man sucht vielmehr Neger und Negerinnen mit wohl proportionirten Gesichtszügen, und bezahlt sie theuer. Die Negerinnen müssen überdieß bey regelmäßigen Gesichtszügen eine schöne Leibesgestalt und eine schöne glänzende Haut haben. Der Pater Labat sagt, daß die Standhaftigkeit der Neger so weit geht, daß sie bey den größten Schmerzen nicht einen Seufzer ausstossen, welches man mehr ihrem Muthe und ihrer Seele, als ihrer Unempfindlichkeit zuschreiben muß. Ihre Hofnung, in ihr Land wieder

zurückzukehren, ist Ursache, daß sie sich so gleich umbringen, wenn sie einen schlimmen Herrn haben.

Boden, Klima der Insel St. Domingo.

Zur nöthigen Beschreibung der Insel St. Domingo müssen wir noch ein Wort von dem Klima und dem Boden sagen. Nach der Lage dieser Insel sollte man glauben, daß in dem halben Jahre, da die Sonne zwischen der Linie und unserer Sonnenwende ist, die Hitze sehr außerordentlich sey: aber ein Ostwind mindert sie sehr, welcher mit der Sonne sich erhebt, und so wie sie auf und niedergeht, stärker und schwächer wird. Die Regen tragen auch vieles bey, das Klima zu mäßigen: aber sie verursachen eine so große Feuchtigkeit, daß vor Hitze das Fleisch in weniger als fünf und zwanzig Stunden faulet, daher man die Todten in wenigen Stunden nach ihrem Absterben begraben muß; die Früchte eben so bald, als sie abgenommen worden. Das Brod schimmelt leicht: die ordentlichen Weine schlagen um, und werden sauer. Das Eisen rostet von Abend bis Morgen, und nur mit großer Mühe kann man ein Jahr Reis, Maiz, Bohnen aufbewahren.

Die Verschiedenheit des Bodens dieser Insel macht auch das Klima verschieden. Eine Gegend wird fast von Regen überschwemmt, und die daran liegende bekömmt oft nicht einen Tropfen. Die Wolken zaudern bey ihrer Ankunft über ihren Grenzen: wenn sich einige kleine Dünste davon lösen, so machen sie einen so feinen Regen, daß er den Augenblick zerstreut ist. Die Nächte sind hier sehr kühle, vornehmlich wenn das Wetter ruhig und der Himmel heiter ist. Selten wird man Frühmorgens einen Wind empfinden: es thauet hier so stark, daß davon die Ebnen weiß werden; man hat hier so gar Fröste. Die Kälte ist dann so empfindlich, daß man sich an das Feuer machen muß. Da diese Ebnen von Bergen umgeben sind, so geht die Sonne sehr zeitig nieder, und sehr spät auf, welches die Nächte sehr lang macht.

Der Winter fängt mit dem November an und endigt sich in Februar. Die Nächte und Morgen sind sehr kalt: die Pflanzen wachsen wenig, und das Graß hat wenig Nahrung, ob es gleich die große Regenzeit ist. Das Sterben kömmt dann sehr unter das Vieh. Hernach kömmt der Frühling und dauert bis zum May. Die Natur scheint dann ganz neu gebohren;

ren; die Wiesen sind mit frischen Graß bedeckt; der Saft tritt in die Bäume: die Pflanzen schmücken sich mit ihren Blumen, welche die Luft balsamiren. Der Sommer vertreibt alle diese Annehmlichkeiten. Das Temperament der Europäer kann sich an ein so abwechselndes Klima nicht so leicht gewöhnen: man muß darinn gebohren seyn, wenn man daselbst lange leben will. Die große Hitze schwächt nach und nach die Stärksten; die Farbe verliert sich; man altert vor der Zeit: aber je mehr die Kreolen sich von ihrem Geburtsort entfernen, je weniger sind sie diesen Zufällen ausgesetzt.

Die Verschiedenheit des Bodens dieser Insel kann, wie wir schon gesagt haben, zur Verschiedenheit des Klima beytragen. Die Hälfte der Insel besteht in Bergen, davon die meisten bis auf den höchsten Gipfel bebaut werden können: es giebt aber auch einige, die unfruchtbar, steil und außerordentlich hoch sind. Es giebt Gegenden auf der Insel, wo die Erde schwarzgrau ist; in andern ist sie wieder gelb und blau; und endlich findet man in dieser Insel Erden von allerhand Farbe. Der Boden von der ersten Art ist der beste.

Die Insel St. Domingo wird von einer unglaublichen Menge Flüsse benetzt; ihr Wasser ist gesund und gar heilsam, aber es ist so kalt, daß es gefährlich wird, sich darinn zu baden.

Die Reisenden rühmen zwey Seen der Insel St. Domingo, und erzählen davon viele Besonderheiten; einen nennen sie Xaragua. Oviedo versichert, daß seine Länge achtzehn Meilen ist, an manchen Orten drey in der Breite hat, aber salzig wie das Meer ist, und man daselbst See- und Flußfische fange. Die neuern Reisenden sagen aber, er sey viel kleiner, und sein Wasser sey nicht salzig, sondern nur etwas scharf.

Drey Meilen von diesem See findet man einen andern, welchen die Franzosen den Salzsee Lac Salét nennen. Er hat acht Meilen in der Länge, und liegt gegen Osten der Ebene des Verrettes. In seiner größten Breite hat er nur zwey Meilen. Sein Wasser ist süßlicht. Eine Meile von diesem findet man noch einen andern, welcher eine Meile im Umfange haben kann.

Einen vierten findet man auf der Höhe eines sehr erhabnen und steilen Bergs. Ein Kastilianer stieg herauf zu Anfange der Entdeckung; er sah den See und wagte sich doch nicht völlig an denselben; weil ihm ein Geräusch, das er dabey hörte, abschreckte: und hernach hat sich niemand unterstanden herauf zu steigen.

Ende des ein und zwanzigsten Theils.

Einen vierten findet man auf der Hi
he eines sehr erhabnen und steilen Berg
Ein Kastilianer stieg herauf zu Anfange de
Entdeckung; er sah den See und wag
sich doch nicht völlig an denselben; we
ihm ein Geräusch, das er dabey hörte, ab
schreckte: und hernach hat sich niemand
unterstanden herauf zu steigen.

Ende des ein und zwanzigsten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 21

Berlin (1776)

H.un. 479,III-21/23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033409-2
VD18 80086888-001